

Est. A-1274

# Aus baltischer Geistesarbeit.

Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

Zweiter Band.

Riga  
Verlag von Jond & Poliewsky  
1909.

5A

30

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A



32707

## Vorwort.

Das Sammelwerk „Aus baltischer Geistesarbeit“ hat mit dem nun vollendeten zweiten Bande vorläufig seinen Abschluß erreicht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Zahl tüchtiger und hervorragender baltischer Schriftsteller, auf die unsere Gesellschaft hinzuweisen wäre, erschöpft sei. Durchaus nicht. Es liegt im Wesen einer Auswahl, daß sehr viel Wertvolles zurückbleibt. Aber wir rufen unseren Lesern in Erinnerung, daß es ja nur in unserem Plane lag, durch zwei Bände ausgewählter Reden und Aufsätze den Beweis zu erbringen, daß Großes und Bedeutendes aus baltischer Feder geflossen, und damit die Lust zu erzeugen, solchen Geistes schöpfungen nun auch in eingehenderer und selbständiger Weise nachzugehen. Man bleibe daher nicht bei der Lektüre des Sammelwertes stehen, man betrachte es als einen Anreger, einen Wegweiser.

Indem es aber den Weg weist, stellt es auch ein Stück baltischer Geistesentwicklung dar, und zwar tut das der zweite Band wieder anders als der erste. Beide sind im Lichte bestimmter Epochen zu betrachten. Unsere Leser werden sich erinnern, wie der erste Band im wesentlichen jene für uns Balten so glücklichen, geistig regamen und verheißungsvollen 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts widerspiegelte. Die Zeit, da Baer seinen Lebensabend in Dorpat verbrachte, da die Universität Dorpat blühte und Publizisten von bleibender Bedeutung in den Ostseeprovinzen erstanden. Auch der zweite Band knüpft an diese Zeit an. Er bringt uns zunächst Männer nahe, deren Höhepunkt noch in diese Jahrzehnte fällt. So Moritz v. Engelhardt

und Alexander v. Dettingen, von denen der letztere freilich die Zerstörungen der folgenden Jahrzehnte miterleben sollte. Auch Georg Bertholz und Friedrich Bienemann gehören in jene ältere glücklichere Zeit. Wie Engelhardt und Dettingen dem alten Dorpat ein gutes Stück seiner Prägung gaben, so darf Georg Bertholz als edelster Repräsentant des geistigen Lebens im alten Riga gelten. Wie reich jene Zeit war, erhellt auch daraus, daß ein hervorragend tüchtiger wissenschaftlicher Nachwuchs im Lande war, den das Land freigebig auch dem Ausland abtreten konnte, ohne Gefahr zu laufen, selbst zu verarmen. So gingen bereits in den 70er Jahren Adolf, Axel und Erich Harnack, Julius und Woldemar v. Schroeder, Ludwig Strümpell, Wilhelm Ostwald und noch manche andere nach Deutschland, wo sie bald als angesehenere, weitbekannte Dozenten einen großen Wirkungskreis fanden. Wir haben uns nicht für berechtigt gehalten, die Arbeiten dieser Männer, die fast ausschließlich im Auslande entstanden sind, zur „baltischen Geistesarbeit“ zu rechnen, ob wir auch auf ihre Verfasser, als Söhne unserer Heimat, stolz sind. Wohl aber ist Gustav v. Bunge später so berühmt gewordener Vortrag über Vitalismus und Mechanismus, der in Dorpat gehalten wurde, unserem Sammelwerk einverleibt worden; siedelte doch Bunge erst nach längerer Wirksamkeit in Dorpat in den 80er Jahren in die Schweiz über.

Mit dem regen wissenschaftlichen Leben der 70er Jahre Hand in Hand ging eine andere bedeutsame baltische Geistesarbeit, die an der Mittelschule und Volksschule. Es entspricht der Wichtigkeit dieser Sache, wenn der Volksschule das Schlußheft der ganzen Sammlung gewidmet ist in dem Aufsätze Friedrich Hollmanns, der einer der ersten Arbeiter und Kenner auf diesem Gebiete war. Gerade bei Lektüre des Hollmannschen Aufsatzes hat man den Eindruck der Blüte geistigen Lebens im baltischen Lande während der 70er Jahre und gedenkt mit Trauer des Sturmes, der diese Blüte knicken sollte.

Angekündigt hatte er sich schon lange, sein Eintreten fällt in die Mitte der 80er Jahre. Seine Wirkung auf die baltische Geistesarbeit kann in unserem Sammelwerke nicht geschildert werden, aber die Einleitung zu unserem Schlußheft wirft doch wenigstens ein Licht darauf. Und dann — wie sprechend kommt dieser Sturm zum Ausdruck dadurch, daß eben die durch ihn in die Ferne Vertriebenen das Wort

ergreifen. Es ist nicht leicht auszumalen, wie viele Kräfte wir durch die Russifizierung verloren haben. Schriftsteller, Beamte, Lehrer, Pastoren, Professoren — es gab ihrer nicht wenige, die noch in vorgerückten Jahren in deutsche Lande zogen, um sich einen neuen Boden der Wirksamkeit zu schaffen. Besonders hart wurde das höhere geistige Leben unserer Heimat getroffen, als 1892 an die inländischen Professoren der Universität Dorpat die Zumutung gestellt wurde, russische Vorlesungen zu halten. Damals verließen mehrere bedeutende Gelehrte — treue Söhne ihrer Heimat — das Land, und zwar auf immer. Wenn zwei von ihnen, die beide lange Jahre in Dorpat gewirkt haben, in unserem Sammelwerk zu Worte kommen, Arthur v. Dettingen und Leopold v. Schroeder, so zeigen diese Namen an, wie edle baltische Geistesarbeit wir seit jenen bösen Tagen zu missen hatten.

Unsere Heimat hatte schon früher immer wieder tüchtige deutsche Kräfte durch Auswanderung verloren. Aber das war in Zeiten geschehen, wo auch eine Einwanderung deutscher Geistesarbeiter stattfand, wodurch das Gleichgewicht sich herstellte. Diese Einwanderung hörte nun aber unter den neuen ungünstigen Umständen so gut wie ganz auf. Wie mußte da nicht Verarmung eintreten! Zugleich aber setzte sich die Auswanderung deutscher Balten ins Innere des russischen Reiches fort. Lag es doch teils an der Russifizierung, teils an den Verhältnissen des modernen Lebens und Verkehrs, daß Beamte, Juristen, Lehrer, Techniker, Ingenieure u. a. auf dem Heimatboden keine dauernde Beschäftigung finden konnten und daher ins Innere des Reiches übersiedelten. So haben wir den vielleicht geistreichsten baltischen Essayisten, dem mit Recht ein Heft unserer Sammlung gewidmet ist, Gregor v. Glasenapp, auch nicht in unserer Mitte, sondern müssen ihn in einem kleinen russischen Städtchen suchen.

Wohin wir blicken, hat das deutsche Geistesleben unserer Heimat am Anfang unseres Jahrhunderts Einbußen zu verzeichnen. Wird solchem Winter ein neuer Frühling folgen? Wir hoffen es. Vielleicht kann nach Jahren mit vollem Recht ein dritter Band „Aus baltischer Geistesarbeit“ erscheinen, der den Männern gewidmet ist, die noch eben unter uns wirken, und von denen unser Sammelwerk schweigt. Eines aber ist klar. Wer so viel hat abgeben müssen, wie wir, der muß die volle Kraft einsetzen, um sich auf der Höhe zu erhalten. Erstarken

aber mag solche Kraft auch im Hinblick auf die Geistesarbeiter, die unser Sammelwerk zu erneutem Studium der baltischen Gesellschaft nahebringen will. Erstarken mag sie unter der Pflege einer gesunden, anspornenden Tradition. Und so stellen wir unser Werk unter das Wort Uhlands:

„An unsrer Väter Taten  
Mit Liebe sich erbaun,  
Fortpflanzen ihre Saaten,  
Dem alten Grund vertraun;  
Um unsre Schmach sich kränken,  
Sich unsrer Ehre freun;  
In solchem Angedenken  
Des Landes Heil erneun  
Sein eignes Ich vergessen  
In aller Lust und Schmerz,  
Das nennt man, wohlhermessen,  
Für unser Volk ein Herz.“

Juli 1909.

Die Redaktionskommission.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Vorwort . . . . .	III
Moriz von Engelhardt. Alexander von Dettingen . . . . .	1
Moriz von Engelhardt (C. Bergwith) . . . . .	3
Johann Calvin und seine Reformation. Von M. v. Engelhardt . . . . .	13
Alexander von Dettingen (E. v. Schrenck) . . . . .	34
Bildung und Sittlichkeit. Von M. v. Dettingen . . . . .	41
Georg Verholz. Friedrich Bienemann . . . . .	65
Aus den Erinnerungen an Georg Verholz. Von Victor Hehn . . . . .	67
Festvortrag, gehalten am 25. Aug. 1864 bei Enthüllung des Herder- Denkmals. Von G. Verholz . . . . .	76
Geschichte des Wortes „baltisch“. Von G. Verholz . . . . .	86
Friedrich Bienemann (H. Diederichs) . . . . .	99
Reval um 1500. Von Fr. Bienemann . . . . .	106
Leopold von Schroeder . . . . .	119
Aus meinem Leben. Von L. v. Schroeder . . . . .	121
Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung. Von L. v. Schroeder . . . . .	130
Arthur von Dettingen. Gustav von Bunge . . . . .	169
Einleitung (M. v. Engelhardt) . . . . .	171
Ein Brief Arthur von Dettingens . . . . .	173
Die Eigenschaften des Wassers, in ihrer Bedeutung für das Verständnis der Natur. Von Arth. v. Dettingen . . . . .	182
Gustav von Bunge . . . . .	198
Vitalismus und Mechanismus. Von G. v. Bunge . . . . .	201
Gregor von Glasenapp . . . . .	215
Gregor von Glasenapp (K. Girgensohn) . . . . .	217
Duplizität im Ursprung der Moral. Von G. v. Glasenapp . . . . .	223
Geistreich und taktlos. Von G. v. Glasenapp . . . . .	250
Friedrich Hollmann . . . . .	261
Einleitung (Th. Gaethgens) . . . . .	263
Die Volksschule in Livland. Von Fr. Hollmann . . . . .	279

**Aus baltischer Geistesarbeit.**  
Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

---

**VII.**

**Moriz von Engelhardt.**

**Johann Calvin und seine Reformation.**

**Alexander von Dettingen.**

**Bildung und Sittlichkeit.**



Riga  
Verlag von Jonck & Poliewsky  
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

## Moriz von Engelhardt.

Moriz von Engelhardt ist am 26. Juni 1828 in Dorpat geboren. Sein Vater war Professor der Mineralogie in Dorpat, seine Mutter eine geborene von Müller. Der Vater starb bereits 1842, und die fromme Mutter leitete die Erziehung des weichen, leicht erregbaren und überaus gewissenhaften Knaben. — Früh entwickelte sich eine für das spätere Leben so bedeutungsvolle Freundschaft mit den Kindern des benachbarten Landmarschalls von Dettingen. In der vortrefflichen Krümmerschen Anstalt in Werro erhielt er seine Schulausbildung, zugleich mit den Brüdern von Dettingen. 1846—1849 studierte Engelhardt Theologie in Dorpat. Von besonderer Bedeutung wurde ihm Professor Philippi. Am studentischen Leben nahm er als Mitglied der Livonia regen Anteil. Besonderen Einfluß gewann er auf die damals entstehende Ehrengerichtsordnung, indem er mit großem Nachdruck die volle Anerkennung des Antiduellantenstandpunkts verlangte, womit er auch durchdrang. Bei seinen weiteren Studien in Erlangen war ihm Hofmanns heilsgeschichtliche Methode wertvoll und entsprach seiner individuellen Anlage zur geschichtlichen Beurteilung der Dinge. Von Thomasius empfing sein Glaubensleben besonders tiefgehende Eindrücke. Ihm bezeugte Engelhardt später, „ewige Dankbarkeit“ schuldig zu sein. Und doch blieb sein Urteil unbefangen genug, an Thomasius die tiefer forschende historische Begründung in seinen Auseinandersetzungen mit der Negation zu vermissen. Auch Nögelsbach und Delitzsch zogen ihn lebhaft an. Im Hause Karl von Raumers, des Freundes seines verstorbenen Vaters, gewann er ein Heim, in dem er für Gemüt und Geist reiche Nahrung fand. 1851 studierte er unter Rothe und Dorner

1\*

— 3 —

*F. Schmidt mit J. J. Thaddäus in Estland.*  
*F. X. In der Estland in der St. Herz von Zur. Kestler*  
*der Bruder auf dem Estländischen Landtage auf*

in Bonn. Von dort ging er nach Berlin, genoß mit vollen Zügen die vielfach dort gebotene ästhetische Anregung und studierte fleißig, wurde von Hengstenberg und Stahl in die kirchlichen und landespolitischen Fragen eingeführt und trieb bei Böckh und Trendelenburg philosophische Studien. In Berlin und Dresden verfaßte er die vortreffliche Monographie „Valentin Ernst Lösch“. — Hiermit habilitierte er sich in Dorpat 1853. Zum Doktor der Theologie promovierte Engelhardt mit der Schrift „de Jesu Christi tentatione“ (1856) und ward am 1. Januar 1859 außerordentlicher, am 30. Juli ordentlicher Professor der Kirchengeschichte, als Nachfolger des Professors Busch in Dorpat. Seine Verheiratung mit Malutta von Dettingen, der jüngsten Tochter des Jenseh'schen Hauses, eine gesegnete Ehe, eine fröhlich heranwachsende Kinderschar gaben ihm die irdische Basis zur gesunden Entwicklung seines von inneren Kämpfen bewegten Personenlebens und seiner Gaben. — Das Engelhardtsche Haus im Domgraben wurde für viele eine „Stadt auf dem Berge“, in der gearbeitet und gebetet, geliebt und gelitten wurde und in der „das Licht der Welt“ nicht erlosch, auch nicht, als das Haupt des Hauses, unter schweren Leiden, am 23. November 1881 zur Ruhe des Volkes Gottes einging, in lautem Bekenntnis seines Glaubens: „nur Christus, Christus, Christus, — herrlich!“

\* \* \*

Moritz von Engelhardt! Fast seit einem halben Jahrhundert lebt das Bild dieses Mannes in meinem Herzen und vor meiner geistigen Anschauung. Als er lebte und seitdem er heimgegangen ist, erweckt dieser Name und die Erinnerung an den, der diesen Namen trug, in mir die klare Vorstellung eines ernstesten, innerlich schwer ringenden Mannes und Christen, voll Lebens- und Arbeitsfreudigkeit, voll Aufgeschlossenheit für alles Wahre im natürlichen wie im geistlichen Leben, voll schmerzlichen Gegensatzes gegen die Macht der Sünde in sich selbst und in anderen, voll hinreißender Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber dem Schwachen, dem Fragenden, nach oben Strebenden. — Ich sehe ihn vor mir stehen: mittelgroß, in freier, natürlicher Haltung, ohne Pose, fest und gerade, mit der hohen Stirn, dem festen, breiten Kinn und Mund, den fast schmerzlich finster blickenden Augen, und — auf einmal ging's durch sein Gesicht wie ein Leuchten von innen heraus, und man fühlte sich gegenüber der lieblichsten, vertrauenerweckendsten

Person, vor der einem das Herz aufging und der man sagen wollte und konnte, was einem durch Kopf und Herz ging und die ein starkes Begehren in einem erweckte, etwas sein und werden zu wollen. — Das Charakterbild eines voll lebenden Mannes aber kann nicht gezeichnet werden durch seine Erscheinung und den Eindruck seiner Persönlichkeit. Es muß vor allem hervortreten in seinem Sein und Verhalten auf dem Gebiet seiner Arbeit und seiner Lebensbeziehungen und gegenüber der ihm vom Leben gestellten Aufgabe. — M. v. Engelhardt war vor allem Professor der Theologie. Professor heißt Bekenner. Diese Grundbedeutung des Wortes trat bei Engelhardt lebendig in die Erscheinung. Ein Bekenner war er in seinem Kollegium; darüber gab es nur eine Stimme unter seinen Schülern. Was er im Kollegium vortrug, war nicht das Ergebnis zum einheitlichen Ganzen zusammengetragener Bausteine aus der Ablagerung theologischer Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte. Sondern er gab das Bekenntnis seines christlichen Glaubens und seiner christlichen Erkenntnis, wie seiner persönlichen Stellung zu seinem Gott und Heiland. Solches Bekenntnis war der Ausdruck der ihm gewordenen, auf dem Grunde der Offenbarung und Geschichte erwachsenen Überzeugung, zu welcher er unter Beten und Arbeiten gelangt war, in heißem Kampf mit dem Gewissen, mit dem Widerspruch negierender wissenschaftlicher Behauptungen, unter dem nie ruhenden Bewußtsein für das, was er bezeugte, Gott und Menschen verantwortlich zu sein. — Nie wollte er sich als einen in seiner geistlichen und geistigen Arbeit Fertigen deklarieren, sondern immer nur als einen seiner gewonnenen Überzeugung frohen und gewissen Forscher, der dennoch nie zu fragen aufhörte und Auge und Ohr für göttliche und menschliche Weisheit offen hielt. Was Engelhardt im Kollegium vortrug, war eine den Studenten dargebotene Gabe, die auf sie den Eindruck machte, daß sie ihnen nicht hätte gereicht werden können, ohne daß der Geber sich selber vorher der Wahrheit zum Opfer hingegeben. Sein Kollegium wirkte auf die Studenten wie eine sittliche Tat. Nicht zum wenigsten durch die gewissenhafte Auseinandersetzung mit dem Gegner, die so gerecht zu sein sich bemühte, daß man ihm wohl den Vorwurf machte, er hebe die Vorzüge des wissenschaftlichen Gegners und dessen Überzeugung so ausdrucksvoll hervor, daß er für ihn gewinne, statt ihn zu widerlegen. Der in diesem Fest zum Abdruck ge-

kommene Vortrag „Calvin und seine Reformation“ ist ein Beleg für das soeben Gesagte. Auch in den Abhandlungen: „Katholisch und Evangelisch“ (1866), wie in der Studie über den Dualismus, auf welche Engelhardt selbst besonderen Wert legte, tritt etwas von dieser seiner individuellen Art entgegen. — Doch man würde irren, wollte man daraus schließen, Engelhardt wäre selbst innerlich schwankend gewesen und hätte nur referierend über die Gegensätze sich aussprechen, ohne ein letztes Urteil fällen zu wollen. Nein, ehe er schrieb, nicht ehe er untersuchte, war er sich seiner These völlig bewußt. Wo aber die Antithese sich auf dem Grunde ernster, wissenschaftlicher Studien und einer subjektiv wahren Überzeugung aufbaute, versenkte sich Engelhardts beweglicher Geist mit so viel Respekt und Genuß in das Geistesleben des Gegners, daß dasselbe unwillkürlich zum Objekt seiner ethischen Anerkennung und seiner ästhetischen Schaffensfreudigkeit wurde. Sein eigener positiver Standpunkt war ihm selbst so gewiß, daß er nicht immer genügend dessen eingedenk blieb, daß seine Leser und Hörer das Bedürfnis hatten, über die Antithese hinüber zur Synthese geführt zu werden. Wo sie selbst nicht imstande waren, diesen Schluß in ernster Gedankenarbeit zu gewinnen, mochten sie allerdings nicht den Gewinn ziehen, welchen der Autor für sie zu erarbeiten redlich bestrebt gewesen. Diese Objektivität Engelhardts, oder sollen wir vielleicht besser sagen, diese Subjektivität Engelhardts tritt uns auch in seiner umfangreichsten wissenschaftlichen Arbeit entgegen: „Das Christentum Justins des Märtyrers“ (1878). Es ist hier nicht der Ort für eine wissenschaftliche Kritik dieses Wertes. Auf die Angriffe, die das Buch, auch von seiten der positiven Theologie, namentlich Stählins erfuhr, wollte Engelhardt mit einer Arbeit über Irenäus antworten. Seine unerwartete Todeskrankheit ließ es nicht dazu kommen. Nur so viel sei gesagt: das Buch ist zu werten vom Gesichtspunkt der Gesamtauffassung Engelhardts über die Entwicklung der christlichen Theologie im nachapostolischen Zeitalter, in ihrem inneren Ringen mit dem auch hervorragenden christlichen Geistern noch anhaftenden Ethnizismus. Und die Inkongruenz persönlichen Glaubens mit doktrinärem Denken ist auch sonst in der christlichen Kirche, in alter und neuer Zeit, eine unleugbare und erklärliche Tatsache. Schleiermacher ist ein klassisches Beispiel hierfür im vorigen Jahrhundert. — Wenn Professor Bonwetsch

die Meinung ausspricht, daß Engelhardts Auffassung der ältesten Kirche wesentlich durch Ritschl bestimmt werde und sich das auch im „Christentum Justins“ nicht verkennen lasse, so mag er darin recht haben. Daher mochte es auch kommen, daß Engelhardt von Gliedern der Ritschlschen Schule als einer der Ihrigen angesehen wurde. Aber in allem Fundamentalen war er und blieb er ein überzeugter evangelisch-lutherischer Christ. Das freigewordene Kind Gottes stand in seinem Zeugnis über Sünde und Gnade, Erlösung und Rechtfertigung durchaus außerhalb des Ritschlschen Einflusses und mit Herz und Geist auf dem Boden der Offenbarung des Wortes Gottes. Was ich von Engelhardts Kolleg als Zeugnis seines Glaubens sagte, das trat besonders charaktvoll in seinem „Leben Jesu“ hervor. Sein Kolleg über „theologische Enzyklopädie“ appellierte mit erschütterndem Ernst an das Gewissen der Theologie Studierenden und auf das pastorale Amt sich Vorbereitenden. Die Bescheidenheit des seiner Sache persönlich gewissen, aber nie völlig abschließenden, sondern immer weiterforschenden Theologen bezeugte seine „Einleitung ins Neue Testament“. Als diesem Gebiet theologischer Wissenschaft verwandte Arbeit Engelhardts nenne ich sein Büchlein „Schenkel und Strauß, zwei Zeugen der Wahrheit“ (1864), eine rasch und frisch geschriebene Streitschrift. — In ganz besonders einflußreicher Weise aber trat Engelhardt den Studenten an den Abenden näher, an welchen er in seinem Hause die verschiedensten theologischen Themata mit ihnen diskutierte. Es lag ein eigener Glanz über diesen Abenden. Die vollste Meinungs- und Redefreiheit gab den Studenten Gelegenheit, ihre Bedenken und Zweifelfragen offen auszusprechen und dem Professor, dem einzelnen das zu bieten, was diesem gerade nottat, ihm ins Herz und Gewissen griff, seinem Urteil manchen Anstoß aus dem Wege räumte, seine Aufmerksamkeit auf fruchtbringende Lektüre lenkte, ihm weitere Perspektiven eröffnete, ihn aus Trägheit und selbstzufriedener Simpelei aufrüttelte und ihn zu energischer und freudiger Arbeit anstachelte. Und über diese Abende hinaus begleitete der Eindruck der ernsten, dem Ewigen fest zugewandten, allen Zeitereignissen auf kirchlichem, geistigem, literarischem und heimatlichem Gebiet offenen Auges und warmen Herzens gegenüberstehenden Persönlichkeit des Professors die Studenten in ihre Klause und wirkte hinein in ihr Wollen und Denken. Manchem folgte die fürsorgende Liebe des

Professors und zog ihn näher heran; manche fürs Leben ausdauernde Verbindung zwischen Lehrer und Schüler hat auf jenen Abenden Wurzel geschlagen. Mancher behielt durch lange Jahre, in ernstesten Stunden die Frage im Herzen: „Was würde Engelhardt sagen?“ und das ward ihm zum sittlichen Halt und zur Anregung gewissenhafter Überlegung. Eine für das Verhältnis der Studenten zu ihrem Professor charakteristische Erinnerung möge hier Platz finden. Ich saß, selbst Student, in meinem Zimmer, als die Tür aufgerissen wurde, ein erregter Komilitone hereinstürzte, sich auf einen Stuhl warf und ausrief: „Hör, ist der Engelhardt ein Prachtkerl, wie hat er mich eben schändlich heruntergemacht, und das Gemeine ist, daß er recht hat.“

Nicht selten wurde Engelhardt für die Kanzel der Universitätskirche erbeten. Das war jedesmal eine Art Ereignis für weite Kreise. Man interessierte sich im voraus für die Predigt in ungewöhnlicher Weise. Seine Fakultätskollegen erwogen und erörterten, wenn sie den Text der von ihm zu haltenden Predigt erfuhren, im voraus, wie Engelhardt seinen Text auffassen und verarbeiten, was er zum Thema seiner Predigt machen, was für Gedanken und in welcher Form er dieselben in seiner Predigt vortragen werde. — In einfach schöner Diktion predigte Engelhardt, ohne jede Selbstgefälligkeit, wie einer, dem es Freude machte, zu predigen. Kein irgend gemachtes Pathos trug seine Predigt, aber es ergriff das natürliche Pathos des durchklingenden Herzenstones: ich habe euch was zu sagen, was Heiliges, was Herrliches; ich stehe hier, um euch zu helfen, frei zu werden vom Eitlen, Törichten, Unrechten, und verkündige euch neues Leben, göttliche Weisheit, ewige Befriedigung. Aber vorhergegangen war dieser frei strömenden, kraftvollen Rede ein schweres Ringen mit dem Stoff. Nicht ohne Schmerzen wurden seine Predigten zur Welt gebracht. Aber gerade darum lag in ihnen auch jedesmal etwas an die Wahrheit und Einsicht und das Gewissen der Hörer Appellierendes, etwas in die Tiefe des Gemütes Dringendes, die Herzen zum Entschluß, zur Entscheidung Aufrufendes, vor allem aber für die Person des Heilands Verbendes. Nur acht Predigten Engelhardts, die er in der Universitätskirche in Dorpat gehalten, sind gedruckt und in einem Bändchen 1880 herausgegeben worden. Als das Bekenntnis seines Lebens bezeichnet Bonwetsch seine letzte Predigt: „Christus, der Gekreuzigte, göttliche Kraft und göttliche Weisheit“.

In weite Kreise der Gebildeten hinein wirkte Engelhardt durch mancherlei Vorträge, die er in Dorpat, aber auch an anderen Orten gehalten. Bei aller Verschiedenheit der Themata trugen sie wohl alle etwas Gemeinsames und Charakteristisches an sich. Dieses Gemeinsame ist die Abzielung auf eine sittliche Wirkung. Zu dieser Wirkung trug unabsichtlich auch die Persönlichkeit des Vortragenden bei. Das „Hochverehrte Anwesende“ schon, mit welchem er begann, hatte eine Klangfärbung, die nicht den Eindruck konventioneller Gewohnheit machte, sondern eine Brücke vom Redner zu seinen Hörern schlug und die Herzen der Hörer für den Redenden und sein Wort gewann. Es erklang wie ein Bekenntnis: ich bin mir der Verantwortung bewußt für das, was ich rede, denn ich rede nicht zu irgend jemand, sondern zu Personen, die, seien sie, wer sie sind, als mit Geist und Willen begabte Menschen zu ehren ich mich verpflichtet weiß und willens bin. Nicht unerwähnt will ich lassen die Vorträge, welche Engelhardt im letzten Lebensjahr vor einem Kreis von Frauen über den Katechismus gehalten. Die gedankenreichen Erörterungen über die zehn Gebote — weiter reichten die Vorträge nicht, da der Tod ihn abrief — sind nur in Nachschriften vorhanden.

Aus dem Arbeitsgebiet Engelhardts ist ferner sein Unterricht in Schulen hervorzuheben. Man konnte mit Recht es voraussetzen, daß seine Persönlichkeit und sein ernstes und doch so überaus frisches und freundliches Wesen, seine kernige, drastische Redeweise, sein Leben in den Dingen, die er im Unterricht zu bezeugen hatte, ihn zum Jugendlerner besonders geeignet machten. Mit begeisteter Dankbarkeit gedachten und gedenken Schüler und Schülerinnen aller Stände der Segens- und Erquickungsstunden, die sie im Unterricht dieses lebendigen Christen und warmherzigen Jugendfreundes genossen. In der kindlichen Fröhlichkeit, mit welcher er in der Familie und im Freundeskreis aus den Erlebnissen bei seiner Arbeit auf diesem Gebiet berichtete, konnte man erkennen, mit welcher persönlichen Freudigkeit er unterrichtete. Mancherlei Humorvolles hatte er von originellen Fragen des Lehrers und Antworten der Kinder zu erzählen. Sein Sinn für Humor trat überhaupt oft in köstlicher Frische zutage.

Wie intensiv er in sich auch die Frage über die Art eines gesegneten Religionsunterrichts erwog, davon legt seine Abhandlung: „Die

Aufgabe des Religionsunterrichts in der Gegenwart“ Zeugnis ab. Zu seiner Arbeit zum Besten der Schule gehörte auch seine Tätigkeit als Präses des Kuratoriums der livländischen Landesschule in Fellin, zu welchem die livländische Ritterschaft ihn erwählt hatte. Mit lebhafter innerer Beteiligung, heimatlicher Begeisterung und bewußtem Pflichteifer übte er sein Amt aus, ausschauend nach den wissenschaftlich und sittlich tüchtigsten Personen im Lande für die Stellung des Direktors und der Lehrer, immer persönliche Fühlung mit ihnen nehmend, zur Zeit ihrer Tätigkeit in Fellin, und die Schuljugend und ihre Ausbildung nach Geist, Seele und Leib unter dem Gesichtspunkt vertretend, daß dieselbe als Christen und zu leistungsfähigen Bürgern der Heimat erzogen würden.

kehren wir nochmals zu dem Professor zurück, so gedenken wir seiner ausgezeichneten Stellung zu den Kollegen. Weil er ein Charakter war, so hatte er natürlich auch seine Gegner. Aber große Achtung und offenes Vertrauen wurden ihm gezollt. Diejenigen, denen er in enger Freundschaft verbunden war, wußten und bezeugten es, welcher Gewinn für Herz und Leben, welche geistige Anregung und welche sittliche Förderung ihnen aus solcher Freundschaft erwuchs. „Engelhardt war unser Gewissen,“ sagte einer seiner Fakultätskollegen an seinem Sarge. Aber auch solche, die keineswegs mit seinem ausdrucksvoll christlichen und konfessionellen Standpunkt übereinstimmten, suchten den Verkehr mit dem für alles Menschliche und alle geistigen Interessen offenen, mit dem in allen ethischen Fragen klaren, festen und hochachtbaren Kollegen. Wie anerkennend gedenkt seiner Graf Keyserling, der frühere Kurator, in seinen Memoiren, — welcher regen Geistesverkehr hatte Engelhardt mit K. G. von Baer. Dieser geistige Verkehr mit den beiden soeben genannten Naturforschern mag auch mit daraus lebensvollen Inhalt gewonnen haben, daß Engelhardt, vielleicht schon vom Waterhause her, aufgeschlossene Sinne für die Natur und „Freude am Seienden, als einem sinnvoll Gewordenen“ hatte. — Unvergesslich ist mir eine sommerliche Fahrt mit Engelhardt im Jahre 1868, bei welcher er die Morgenfrische und die leuchtende Schönheit der Umgebung immer wieder jauchzend begrüßte und gewissermaßen einsog, wie einen köstlichen Trank.

Obgleich das Engelhardt'sche Haus nicht sich für ein absorbierendes Gesellschaftsleben öffnete, gingen die Besten des Landes dort aus und

ein. Engelhardt's verwandtschaftliche Verbindung mit maßgebenden Familien in Liv- und Estland und seine Persönlichkeit, sein Wurzeln in heißer Liebe im Heimathoden und sein besonnenes, objektiv abwägendes und subjektiv temperamentvolles Urtheil brachten es mit sich, daß in seinem Hause und auf seiner Studierstube die wichtigsten Landesfragen und Landesorgen besprochen wurden, und das Vertrauen des Landes beanspruchte von ihm bei Gelegenheit ungewöhnliche, private Vertretung und Vermittlung, obwohl er keinen Landesposten einnahm. Die estländische wie die livländische Ritterschaft erwählte ihn bei eingetretener Vakanz zum Generalsuperintendenten. Beide Male lehnte er ab, zurückgehalten sowohl durch seine akademische Stellung, mit der er so innig verwachsen war, als auch in der Erwägung, die lettische nicht und die estnische Sprache nicht vollständig zu beherrschen. Als ein Dokument für Engelhardt's innerlichstes Beteiligtsein bei allen Zeitererscheinungen des äußeren und inneren Lebens, insbesondere seiner Heimatgenossen, nennen wir seine Schrift aus dem Jahre 1870 „Zeichen der Zeit“. Wir meinen, daß diese Schrift auch für unsere Gegenwart so viel Hochbedeutungsvolles und Beherzigenswerthes enthält, daß wir zur Lektüre derselben aufzufordern guten Grund haben.

Zur lutherischen Geistlichkeit und den baltischen Synoden ward Engelhardt's Stellung immer mehr eine vertraute, hochangesehene, als die Zahl seiner Schüler von der Universität her innerhalb der Synoden wuchs. Und Engelhardt selbst betonte stets die Bedeutung einer lebendigen Glaubens- und Geistesgemeinschaft zwischen der theologischen Fakultät und der Geistlichkeit zum Besten der Landeskirche. Unauslöschliche Dankbarkeit ist auch heute noch, da bald ein Menschenalter seit seinem Tode verflossen, in den Herzen vieler Pastoren lebendig, die sich bewußt sind, für Herz und Geist, für Glauben und Erkennen und Wollen die nachhaltigsten Eindrücke von der charaktervollen, geistgesalbten Persönlichkeit Engelhardt's empfangen zu haben.

Immer helleren Klang gewann sein Name in der ganzen baltischen Heimat, und wer zurückzuschauen vermag über die letzten Jahrzehnte, der weiß es: „und nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt“. Wie oft haben wir ihn in den schweren Jahrzehnten, die nach seinem Tode unsere Heimat zu erleiden hatte, vermisst und ist die Frage in uns aufgestiegen: welches Zeugnis hätte er uns gegeben für

das gottgewollte Einstehen und das gottgewollte Leiden für unsere unveräußerlichen Güter? — Aber wir gönnten dem mannhafteu und doch so gemüthsarten Zeugen für die Wahrheit den Frieden, zu dem er eingegangen und gedachten des Wortes: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück“ (Jes. 57, 1). Ein schönes Denkmal hat die estländische Ritterschaft Engelhardt gesetzt durch Begründung eines Stipendiums auf seinen Namen für in Dorpat Theologie studierende Söhne der baltischen Provinzen.

Wir würden aber dem Bilde des teuren Mannes einen wesentlichen Zug rauben, wenn wir es unterließen, uns das zu vergegenwärtigen, was seinem Antlitz, seinem Wort, seinem Verhältnis zu seiner Umgebung jenen sonnenhaften Ausdruck verlieh, der so mächtig zu ihm zog und ihm so fest verband.

Als vor 27 Jahren Engelhardt gestorben war, und dankbares, liebendes Gedenken mir immer wieder sein Bild vor Augen stellte, trat es mir in lebhafter Weise ins Bewußtsein, von welcher Kraft der Liebe sein Herz und Leben erfüllt war. Es war aber nicht nur die Macht der natürlichen Liebe, die aus ihm strahlte, sondern jene starke, geheiligte Liebe, die der Abglanz der Liebe unseres Gottes und Heilandes ist, jene Liebe, die nie ohne das Zeugnis der Wahrheit sich offenbart und jene Wahrheit, die aus Liebe und in Liebe ihr Zeugnis ablegt. Vielleicht in ergreifendster Weise trat dieses Zusammen von Wahrheit und Liebe hervor, wo Engelhardt sich verpflichtet wußte, herb zu strafen. — Seine Gewissenhaftigkeit mochte zuzeiten dabei nach einem Maßstab verfahren, der dem sittlichen Verständnis der Jugend nicht angepaßt war, aber die Liebe des Strafenden offenbarte sich ihnen dennoch in seinem sich nicht verbergenden Schmerz, den er selber dabei litt und verfehlte daher nicht ihre sittliche Wirkung und grub sich in das Gedächtnis.

Ja, Liebe und Wahrheit, das waren die Kräfte, die ihn zu dem machten, was er war, die ihn die Sünde und träge Selbstsucht überall verneinen und das Leben freudig bejahen ließen, sein Leben zu einem gesegneten für viele und bis zuletzt zum Zeugen des Wortes machten: „Bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht“ (Ps. 36, 10).

Pastor C. Bergwitz.

## Johann Calvin und seine Reformation.<sup>1)</sup>

Von Moritz von Engelhardt.

Worüber soll man sich mehr wundern: über den Einfluß, den einzelne Persönlichkeiten auf den Entwicklungsgang der Welt auszuüben vermochten, oder über die Bereitwilligkeit, mit der die große Menge den Führern zu folgen pflegt, fest davon überzeugt, es gäbe nur einen Weg? Die Wahrnehmung, daß ein einzelner Mensch für Jahrhunderte maßgebend zu sein vermag, und die Fähigkeit besitzt, das geistige Leben von Nationen in seine Bahnen zu lenken, ist erhebend; der Gedanke, daß die meisten sich von dem Erwerbe anderer nähren, ohne jemals darüber nachgedacht zu haben, woher die Lehren stammen, denen sie anhängen, und ob, was ihnen für Wahrheit gilt, in Wirklichkeit Wahrheit sei, hat etwas Beängstigendes. Die Frage, wer verbürgt mir die Richtigkeit des Weges, den ich wandle, und die Wahrheit der Überzeugungen, denen ich folge, drängt sich auf die Lippen. Je bedeutender das Gebiet ist, um das es sich handelt, desto dringender wird diese Frage.

Zur Beschwichtigung beunruhigter Gemüter hat man, was das religiöse Gebiet betrifft, zwei Lehren erfunden, die beide gleich wirksam und gleich falsch sind: die eine vom Dasein einer unfehlbaren Autorität, die den Wahrheitsbesitz garantiert, nämlich des Papstes und der von ihm geleiteten Priesterschaft, die andere, daß es auf dem religiösen Gebiete überhaupt keine sichere Erkenntnis der Wahrheit, also auch keinen

<sup>1)</sup> Dieser Vortrag ist entnommen den „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“, August-Heft 1880. D. Herausg.

seelengefährlichen Irrtum gäbe, und daß es gleichgültig sei, ob man Katholik oder Protestant, Lutheraner oder Calvinist, Christ oder Jude sei; daß es auf eins herauskomme, ob man diesem oder jenem Führer folge oder einsam seine StraÙe ziehe; man irre immer oder, was dasselbe ist, man verfehle trotz allen Irrtums doch niemals das Ziel, das heißt man irre nie.

So tröstet sich die Welt über ihre Unselbständigkeit und Denkscheu und wendet sich unwillig ab von denen, welche ihren Frieden stören mit dem Rufe: es gibt auch auf dem Gebiete des Glaubens und der Religion Wahrheit und Irrtum und keine unfehlbare menschliche Autorität; du mußt dich entscheiden, selbst prüfen, selbst denken, selbst glauben und zu dem Ende forschen und fragen, ringen und arbeiten.

Für die Fragenden aber ist es von hohem Wert, die Anfänge der religiösen und irreligiösen, der christlichen und antichristlichen Richtungen, in denen die Menschheit auseinandergeht, kennen zu lernen und die Entstehungsgeschichte der Konfessionen und Religionen ins Auge zu fassen. Nicht nur das Interesse an der Geschichte überhaupt, sondern der Hunger und Durst nach Wahrheit treibt dazu, sich mit den Persönlichkeiten bekannt und vertraut zu machen, welche groß genug waren, um einem Teil der Menschheit den Stempel ihres religiösen Sinnes und ihrer christlichen Denk- und Glaubensweise aufzudrücken.

Einer dieser Gewaltigen ist Calvin. Ihm gehorchte nicht nur Genf und die Schweiz, sondern ihm folgte auch das reformierte Frankreich und ebenso Schottland und Holland. Seinem Geiste unterlag zum Teil auch England, Ungarn und Polen. Ihm fielen ganze Gebiete des lutherischen Deutschlands zu. Ohne ihn sind die wunderbaren Erscheinungen des englischen Puritanismus und des Independententums nicht denkbar und auf ihn geht das eigenartige religiöse Leben Nordamerikas zurück. Der Methodismus konnte nur auf dem Boden, den er beackert hat, aufsprießen, und selbst die Quäker und Baptisten knüpfen an gewisse Grundgedanken seiner Lehre an und sind Krankheitserscheinungen an dem Kirchenkörper, den er ins Dasein rief. Angesichts dieser Erfolge und der blutigen Kämpfe, in denen seine Anhänger um die Herrschaft oder auch nur um die Duldung ihres Glaubens gerungen und in Frankreich wie in Schottland, in den

Niederlanden wie in England ihr Blut als Märtyrer des Glaubens oder in offener Feldschlacht vergossen haben, könnte man versucht sein, Calvin im Vergleiche mit Luther für den Größeren zu halten, oder doch für den, der wirksamere in die Weltgeschichte eingegriffen und größere Erfolge in religiöser und sittlicher, politischer und sozialer Beziehung aufzuweisen hat, als der deutsche Reformator. Noch heute ist er eine Großmacht; nicht nur im Westen, sondern auch in den lutherischen Gebieten. Viele Lutheraner halten es im stillen mit ihm; er erscheint ihnen als der nüchternere, verständigere, praktisch tüchtigere.

In jedem Falle hat er ein Anrecht, immer wieder studiert und mehr, als es zu geschehen pflegt, ins Auge gefaßt zu werden. Was gab ihm solche Macht über die Gemüter? Wie wurde er Reformator seiner Stadt und jener hochbegabten und reglamen Völker des westlichen Europas? Wie unterscheidet er sich von Luther?

Calvin war Franzose, Luther ein Deutscher; Luther der Sohn eines Bauern, Calvin das Kind gebildeter Eltern aus dem höheren Beamtenstande. Das Beste, was die Zeit bieten konnte, ward ihm im Unterricht zuteil. Die reformatorischen Gedanken wurden ihm schon früh nahegebracht. Sie regten ihn an zum Studium der Bibel, aber erschütterten zunächst nicht sein Vertrauen zu der angestammten Kirche. Die Neuerer erschienen ihm verdächtig. Ursprünglich Jurist, folgte er nach dem Tode seines Vaters seiner Neigung zur Theologie. Er arbeitete Tag und Nacht. Vor dem Schlaf und beim Erwachen rekapitulierte er die Errungenschaften der Arbeitsstunden. Niemals läßt er sich gehen, von Jugend auf hat er Zwecke und Ziele im Auge, bewußt verfolgt er sie; mit dem Willen regelt er sein Denken und sein Leben.

Es ist bedeutungsvoll, daß wir über den Umschwung in seiner Seele, über die Entscheidung wider Rom und für die Sache des Evangeliums so gut wie nichts und nur das zu sagen wissen, was er mit den Worten ausdrückt: „Gott hat meinen Geist durch plötzliche Bekehrung sich unterworfen.“ Plötzlich ist es geschehen; einem unwiderstehlichen Zwange des göttlichen Geistes ist er gefolgt. Es war ein Akt des Gehorsams, des Willens.

Während wir Luthers Entwicklung Schritt vor Schritt verfolgen und beobachten können, wie er langsam und allmählich heranreift zu

dem Glauben, der gerecht macht, und zu der Erkenntnis, welche ihm, wie er sich ausdrückt, die Pforten des Paradieses öffnet, ist hier, wenigstens für das Bewußtsein des Beteiligten, ein Augenblick, ein plötzlicher Willensakt entscheidend gewesen. Luther empfindet den Umschwung seines Lebens als Befreiung durch das Evangelium, Calvin bezeichnet ihn als den Moment der Unterwerfung unter den Willen und die Herrschaft Gottes.

Vermuten läßt sich, daß Calvin durch den Anblick der Märtyrer, die während seines Aufenthaltes in Paris um des Evangeliums willen auf dem Scheiterhaufen starben, zur Entscheidung gedrängt wurde. Der Glaubensmut dieser Männer nötigte ihn zu ernster Erwägung der Streitpunkte. Und wenn ein Mann von solcher Gewissenhaftigkeit und von so klarem und scharfem Verstande, wie er, den Wert der Gerechtigkeit aus den Werken gegen den der Glaubensgerechtigkeit abwog; wenn er sich einmal die Frage vorgelegt hatte, ob man dem göttlichen Worte oder menschlichen Satzungen Folge zu leisten habe: da konnte die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein. Entschlossen und rückhaltlos trat er auf die Seite des Evangeliums und der Verfolgten.

Und kaum zeigte er sich in den Kreisen der Gleichgesinnten in Paris, so war er auch ihr Mittelpunkt und ihr Führer, ganz gegen seine Neigung; denn nichts war ihm lästiger, als die Unruhe des öffentlichen Lebens. Er liebte die Stille und sein sehnlicher Wunsch war es, ungestört den Studien und der Geistesarbeit leben zu können. Zum Herrschen geboren, war er doch von Natur schüchtern. Weil er fühlte, daß Berührungen mit der Außenwelt ihn zum Handeln und zum Eingreifen drängen würden, zog er sich zurück. Er predigte aber öfters, und wenn er es tat, schloß er fast immer mit den Worten: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein.“ Siegesbewußtsein erfüllte seine schüchterne und doch mutige Seele.

Durch eine Rede über die Notwendigkeit einer Reform der Kirche, die Calvin für den Rektor der Universität Paris abgefaßt hatte und die öffentlich vom Rektor verlesen wurde, machte er sich der Regierung verdächtig. Durch rasche Flucht entzog er sich der Verfolgung und benutzte die Muße zur Abfassung einer Schrift, die seinen Namen bekannt und ihn mit einem Schlage berühmt machte. Nur 26 Jahre war er alt und erst zwei Jahre der evangelischen Lehre zugetan, als

er seine „*Institutio religionis christianae*“, sein Lehrbuch der christlichen Religion, schrieb, eine Darlegung des evangelischen Glaubens, versehen mit einer Vorrede, die in glänzender Sprache dem Könige Franz I. die Pflicht der Duldung vorhielt und Freiheit des Bekenntnisses für diejenigen forderte, die nichts Neues, sondern nur das glaubten und lehrten, was die Apostel des Herrn von Anfang an geglaubt und gelehrt hätten.

Die Entstehung dieser Schrift ist ebenso merkwürdig wie die Befreiung des Verfassers. Die *Institutio* ist das Buch Calvins schlechthin. Es ist öfters aufgelegt, auch wohl erweitert und vervollständigt worden, aber seine Grundgedanken sind zu allen Zeiten dieselben geblieben. Calvins erstes Werk ist sein größtes. Alle übrigen, so viel ihrer sind und so wertvoll sie sein mögen, dienen nur diesem zur Stütze. Und dieses Buch schrieb er fast noch ein Jüngling und eben erst vom römischen Katholizismus herkommend.

Mit einem Schlage ist er fertig. Wie ein aus Erz gegossenes Bild steht er plötzlich da — in einem Augenblick vollendet und dann immer derselbe. Plötzlich entscheidet er sich für das Evangelium, plötzlich entsteht auch sein erstes und größtes Buch; mit einer abgeschlossenen, einheitlichen und fertigen Denkweise tritt er auf die Weltbühne.

Wem fiel dem gegenüber nicht Luther ein? Wie ringt er sich durch von Stufe zu Stufe! Der Kern und Stern des Evangeliums ist ihm erst nach langen und schweren Kämpfen aufgegangen und noch langsamer reift die Erkenntnis, daß er mit dem Alten brechen und ein Neues aufbauen müsse. Auch nachdem er die seligmachende Wahrheit erkannt und bereits angefangen hat, das Evangelium aller Welt kund zu tun, und nachdem er den Kampf gegen alle, die dem Worte Gottes wehren wollen, aufgenommen hat, fehlt es ihm noch an einer fertigen und ausgebildeten Lehre. Nur die Bedürfnisse des Augenblicks treiben ihn vorwärts und nötigen ihn, in Lehre und Leben aus den Grundgedanken, die ihm vor allem wert geworden und wichtig erschienen sind, die Konsequenzen zu ziehen. Zu einem System der Lehre hat er es nie gebracht, und dem flüchtigen Beobachter erscheint sein Denken und sein Handeln nicht selten widerspruchsvoll.

Moriz von Engelhardt. — Alexander von Dettingen.

Das Buch Calvins erschien 1536. In demselben Jahre verließ er die Schweiz und reiste nach Italien. In Ferrara am Hofe der Herzogin weilte er, in trautem Verkehr mit der edlen Fürstin und mit den hochstehenden französischen Familien, die dort, frei von dem Druck des Pariser Hofes, dem neuen Glauben lebten. Auf dem Rückwege in die Heimat berührte er Genf. Ermüdet ruhte er im Gasthof. Da tritt Farel zu ihm ein, der in Genf den Kampf wider Rom aufgenommen und die oppositionslustige und unruhige Bürgerschaft der Stadt zur Annahme der evangelischen Lehre bewogen hatte. In feierlicher Abstimmung hatte die Stadt Genf erklärt: „die päpstliche Religion ist abgeschafft“. Aber die Freiheit, die man errungen, verstand man als Freiheit von jedem Gesetz, und Farel war außerstande, die Zügellosen zu bändigen, einer neuen Ordnung Eingang zu verschaffen. Er drang in Calvin, er möge bleiben und ihm helfen. Als dieser sich weigerte und auf seine Studien und Arbeiten hinwies, ergrimmte Farel. Mit seiner Donnerstimme fuhr er ihn an: Gott werde seine Studien und seine Stille verfluchen, wenn er in solcher Not der Kirche Christi den Dienst versage. „Es war mir,“ schreibt Calvin, „als sähe ich die furchtbare Hand Gottes, die mich vom Himmel her ergreife und festhalte. Ich ließ allen Widerstand fallen.“

Nur langsam gewann er Boden. Den Genesern war der Fremde, der Franzose mit der Denkermiene in seiner vornehmen Haltung nicht sympathisch. Dennoch gelang es, unter Beihilfe des Rats die Bürger auf ein von Farel entworfenes Bekenntnis zu verpflichten. In Gruppen von je zehn Mann leisteten sie den Eid; wer nicht schwören wollte, verlor das Bürgerrecht. Wer gegen die Lehre handelte, sollte dem geistlichen und weltlichen Gericht verfallen. Eine Abendmahlordnung regelte das gottesdienstliche Leben und stellte die Bedingungen fest für die Zulassung zum Sakrament. Das Schulwesen wurde geordnet, der Schulzwang eingeführt, ein Ehegericht eingesetzt. Die Spielhäuser und Tanzlokale wurden geschlossen. Kirchenzucht ohne Ansehen der Person sollte geübt werden.

So weit war man in wenigen Monaten; Luther hatte in Jahren nicht so viel erreicht. Hier geschah alles auf einmal, plötzlich, systematisch, gesetzlich. Womit man in Deutschland endigte, damit begann man hier. Zuerst Ordnung des Gemeinwesens, dann Unterweisung

und Überzeugung der einzelnen — so hieß es hier; in Deutschland war es umgekehrt. In Genf dachte man zuerst an die Form, in Wittenberg zunächst an den Inhalt. Es bezeichnet den Unterschied des französischen und deutschen Wesens. Der Franzose ist systematischer als der Deutsche. Er hat weniger Sinn für das Individuelle, Freie; um so mehr für das Gemeinsame, Gesetzliche.

Aber auch in Genf ging es nicht ohne weiteres auf diesem Wege. Gewalt weckt gewaltsamen Widerstand. Die Opposition wurde von Tag zu Tag heftiger. Offen übertrat man die Gesetze; man verhöhnte die Prediger auf der Kanzel, in die Fenster ihrer Wohnungen wurde geschossen. Zuletzt wollte auch der Rat der Stadt die gewaltsamen Reformen und geistlichen Tyrannen nicht länger dulden. Farel und Calvin mußten die Stadt verlassen. Calvin war voll Freude „mehr als eigentlich löblich war“, wie er selbst bemerkt. Nun hatte er Raum zum Studieren.

In Straßburg ließ er sich nieder. Als Lehrer an der Akademie und als Schriftsteller erwies er seine eminente Begabung zur Schriftauslegung. Als Prediger sammelte er die Fremdenngemeinde, vorzugsweise aus solchen bestehend, die um des Evangeliums willen die Heimat verlassen hatten. Hier in einem kleineren Kreise konnte er seine Ideale der Gemeindeverfassung, Kirchenzucht, Armenpflege, der Abendmahlordnung und Seelsorge ungehemmt verwirklichen. Die Straßburger Fremdenngemeinde ist die Mustergemeinde und das Vorbild der calvinischen Freikirchen geworden.

Mit den Lutherischen stand Calvin in bestem Einvernehmen. Er galt ihnen als Glaubensgenosse. Vor Luther hatte er die tiefste Ehrfurcht; er achtete ihn für einen Apostel des Herrn und einen großen Diener Gottes, wenn auch nicht für einen fehlerlosen. Mit Zwingli war er weniger zufrieden; seine Meinung vom Abendmahl mißfiel ihm. Melanchthon lernte er persönlich kennen und bald war ein enges Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Männern hergestellt. Nur an Melanchthons Unentschiedenheit und Charakterchwäche nahm Calvin immer wieder Anstoß.

Die Zeit der Ruhe in Straßburg dauerte nicht lange. In Genf tobte der Kampf der Parteien und die es ernst meinten und das Wohl, ja die Sicherheit der Republik im Auge hatten, erkannten, daß niemand

imstande sei, die Ordnung herzustellen, als Calvin. Endlich beschloß man, ihn zurückzurufen. Er aber wollte von Rückkehr nichts wissen. Mit Tränen baten sie ihn, er aber lehnte ab. „Hundertmal lieber will ich sterben, als mich an dieses Kreuz schlagen lassen.“ Endlich wagte er keinen Widerspruch mehr. „So will ich denn“ — erklärte er — „mein Herz opfern und es ganz und gar Gott darbringen; seinem Gehorsam unterwerfe ich Willen und Neigung, gebunden und gezwungen durch ihn.“ Im September 1541 war er wieder in Genf.

Wiederum war es, wie bei der Befehrung und wie das erstmal in Genf, ein Akt des Gehorsams, des selbstverleugnenden Willens, den er „gezwungen durch Gott“ vollführte.

Nun beginnt seine große, schließlich von glänzenden Erfolgen gekrönte Reformationsarbeit. Sein Ziel ist: die Herrschaft Gottes und des göttlichen Wortes aufzurichten in der Gemeinde Jesu Christi zu Genf. Die Stadt und die Republik will er Gott untertan machen. Die Gemeinde, die ihn berufen hat, will er zum Gehorsam gegen Gott zwingen und dann zum Glauben und zur wahren Freiheit erziehen. Das ist ihm gelungen. Auf welchem Wege und mit welchen Mitteln?

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft forderte er vom Rat der Stadt die Einsetzung einer Kommission. Unter seiner Leitung entwirft sie die 168 Artikel und im November werden die *ordonnances ecclésiastiques* publiziert, vom großen Rat bestätigt und vom ganzen Volke angenommen. Mit dem 2. Januar 1542 treten sie in Kraft: das Staatsgrundgesetz der Republik.

Mit *Ordonnances* beginnt diese Reformation! Die *Ordonnances* definieren in erster Stelle die Rechte und Pflichten des geistlichen Amtes; denn Gott hat die Sorge für sein Reich auf Erden den Obrigkeiten, d. h. dem Priestertum und dem Königtum, übergeben und der Priester steht höher als der König, der Prediger des göttlichen Wortes höher als der Träger weltlicher Gewalt.

Den Predigern zur Seite stehen Älteste und Diakonen. Die Geistlichen werden nicht von der Gemeinde, sondern von Geistlichen gewählt und durch den Rat und die Gemeinden bestätigt. Die Presbyter werden ebenfalls von den Geistlichen designiert und vom Rat bestätigt. Alles Demokratische ist dem Reformator ein Greuel. Die Monarchie ist im Grunde das einzig Vernünftige; aber da es selten Fürsten gibt, die

dem Willen Gottes entsprechen, ist es notwendig, die Verfassung aristokratisch zu gestalten. Die Leitung der Gemeinde ist der *vénérable compagnie*, der Gesamtheit aller kirchlichen Beamten, anvertraut. Sie überwacht auch die Lehre und das Leben der Pastoren, ihr amtliches Tun und ihren persönlichen Wandel. Die geistliche Exekutive aber und die geistliche Justiz liegt in den Händen des Konsistoriums, einer aus sechs Geistlichen und zwölf Presbytern zusammengesetzten Behörde. Wie dem einzelnen Prediger keine anderen Mittel der Gemeindeleitung zu Gebote stehen als Wort und Sakrament und Entziehung des Sakraments, so haben auch die *v. compagnie* und das Konsistorium zur Bestrafung der Ungehorsamen und zur Erzwingung des Gehorsams, kurz zur Ausübung der Kirchenzucht wider die Verächter des Gottesdienstes und der kirchlichen Gesetze, keine anderen als geistliche Mittel: Ermahnung, Ausschluß vom Abendmahl, Kirchenbuße, Ausschluß aus der Gemeinde.

Aber geistliche Mittel reichen nicht aus. Es muß auch der äußere Zwang hinzukommen, den zu üben nur die weltliche Obrigkeit berechtigt ist. Sie ist aber auch verpflichtet, ihre Macht und ihr Recht der Kirche Gottes zur Verfügung zu stellen. Zur Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit ist sie von Gott verordnet. Sie ist verantwortlich für alle Sünden, die ungestraft bleiben. Jedes Mittel des Zwanges ist der Obrigkeit erlaubt, wenn es dem Zweck der Gerechtigkeit innerhalb der sittlichen Gemeinschaft entspricht. Zur Ermittlung des Schuldigen kann auch die Tortur angewandt werden; denn besser ist es, daß ein Unschuldiger leidet, als daß der Schuldige straflos bleibt.

Das Recht der Obrigkeit erlischt, wenn sie nicht im Dienste Gottes und seines Wortes steht. Gottlose Herren soll das Volk absetzen und ihrer Macht berauben.

Strafbar ist jede Sünde, die offenbar wird. Das größte aller Verbrechen ist Auflehnung gegen die göttliche Majestät. Gotteslästerung und Irrlehre sind schlimmere Vergehen als Hochverrat oder Empörung wider die Majestät der weltlichen Obrigkeit. Nichtachtung der Gesetze Gottes ist viel strafbarer als Übertretung der menschlichen Gesetze. Sittenloser Wandel ist ärger als Verletzung des Eigentums; Zauberei ist ein ebenso großes Verbrechen wie Betrug und Fälschung. Müßiggang und Bettelei sind in der Gemeinde Gottes strafbare Vergehen.

Die Formen der Frömmigkeit sind genau bestimmt. Der Besuch des Gottesdienstes und der Betstunden, das Anhören der Predigten, der regelmäßige Empfang des Sacraments sind allen Bürgern vorgeschrieben. Die Ältesten wachen über das Verhalten jedes einzelnen, über seine Rechtgläubigkeit und über sein öffentliches und häusliches Leben. Sie dringen in die Häuser und in die Familien, kontrollieren die Ehen und die Erziehung der Kinder; sie denunzieren die Schuldigen und das Konsistorium verhängt je nach Befinden geistliche Strafen und Kirchenbußen, oder übergibt den von der Kirche Gestraften dem weltlichen Arm zur Züchtigung.

Wie das geistliche Leben, ist auch das weltliche geregelt. Calvin hat die Rechtsordnungen für Genf festgestellt, der Verwaltung die Normen vorgezeichnet. Die Gesetze für die Feuerwehr und für den Nachtwächterdienst sind von ihm entworfen. Er kümmert sich um alles und fordert für alles Gesetze und Vorschriften. Handel und Gewerbe, Arbeit und Vergnügen müssen sich in bestimmten, von der Obrigkeit vorgezeichneten, den Weisungen des göttlichen Wortes entsprechenden Bahnen bewegen. Der Luxus wird verboten. Der Haarputz der Frauen, Stoff und Farbe der Gewänder unterliegen der öffentlichen Kontrolle. Tanz und Spiel (Karten) sind untersagt, die Theater werden geschlossen, die Wirtshäuser durch geistliche Kasinos ersetzt und niemand erhält in denselben Speise und Trank, bevor er gebetet. Rücksichtslos wird das Gesetz gegen die Übertreter in Anwendung gebracht: gegen die Vornehmen, wie gegen die Geringsten, in der Stadt, wie auf dem Lande. Der Gedanke des Gehorsams gegen den Willen Gottes befehlt den Führer der Gemeinde. Alles will er zwingen, denn was für ein Recht auf Duldung und Nachsicht hat der, welcher sich Gott widersetzt? Will Genf eine christliche Stadt sein, so sollen seine Einwohner leben, wie es dem Volke Gottes geziemt. Ist die Christenheit das neue Israel, so soll es in allem, was es tut und treibt, dem Herrn dienen und den Ruhm Gottes verkünden. Dem Sohne Gottes gehört die Welt, sein ist die Kirche, sein der Staat. An den öffentlichen Gebäuden Genfs prangte das Monogramm Christi: die Stadt ist sein Eigentum.

Die gesetzlichen Ordnungen und der Zwang des Staats sind in Calvins Augen dem Seelenheil förderlich; denn außer der Kirche ist kein Heil und es kann dem Menschen nichts Besseres widerfahren, als zum

Eintritt in die Kirche, zum Gehorsam gegen sie, die unsere Mutter ist, und zum Hören und Lernen des göttlichen Wortes gezwungen zu werden. Jesus selbst hat Luk. 14, 23 die Anweisung zu solcher „Nötigung“ gegeben.

Es sind das Gedanken, welche zuerst Augustin entwickelt hat und die für die katholischen Kirchen maßgebend geworden sind. Calvin vindiziert das Recht des Zwanges der Gemeinde von Genf, die sich durch den wahren Glauben und durch reine Lehre als Kirche Jesu Christi legitimiert.

Und es gelang von diesen Anschauungen aus, das christliche Gemeinwesen in Genf von Grund aus umzugestalten, freilich erst nach heftigen Kämpfen. In den Jahren 1542—46 füllten sich die Gefängnisse. Niemand war sicher. Unermüdlich versahen bestellte und freiwillige Spione ihren Dienst. Die Untersuchungen vor den geistlichen und weltlichen Gerichten nahmen kein Ende. Die Tortur brachte vieles und mehr als die Wahrheit ans Tageslicht. Kein Verhältnis wurde geschont: Kinder wurden gegen ihre Eltern zu Zeugen aufgerufen und verhört. Auf bloßen Verdacht hin wurde gestraft. Die abergläubischen Vorstellungen der Zeit wirkten mit und richteten Unheil an. Männer und Frauen wurden der „Festbereitung“ angeklagt und als Zauberer verbrannt. In vier Jahren sind über fünfzig Todesurteile gefällt und über siebenzig Personen aus der Stadt verbannt worden. Kinder wurden von den Behörden verfolgt: ein Knabe wurde gepeitscht, weil er die Mutter geschmäht, ein anderer enthauptet, weil er die Eltern geschlagen hatte. Unerbittlich gestraft wurde jeder, der sich katholischer Sympathien schuldig machte und von der Messe, dem fluchwürdigen Götzendienste, mit Achtung redete. Männer aus den ersten Familien mußten im härenen Gewande, eine brennende Kerze in der Hand, auf öffentlichem Markte Buße tun, wenn sie Calvin gelästert, oder getanzt, oder das Sacrament nicht zur festgesetzten Zeit empfangen hatten, und vor der Behörde mußten sich Männer und Frauen verantworten, wenn sie in der Kirche gelacht und den Verdacht erregt hatten, als spotteten sie des göttlichen Wortes.

Vergeblich versuchten die Unzufriedenen, unter Führung der „Liber-tins“ die Ketten des Tyrannen abzuschütteln. Die Obrigkeit stand auf Seiten Calvins. Und wankte sie einmal, so drohte er die Stadt zu

verlassen, wenn sie nachgäbe. Dann verstummte jede Einrede gegen seine Forderungen; man verdoppelte den Eifer, so daß er bisweilen Einhalt tun mußte. Um aber einer Revolution oder einem plötzlichen Umschwunge der Stimmung in den leitenden Kreisen vorzubeugen, drang er auf Reform der Verfassung und gab derselben eine ausgeprägt aristokratische Form. Vor allem begünstigte er den Zuzug von Fremden, vorzugsweise von Franzosen. Sie waren seine Landsleute, hatten keine Sympathien für die alten Verhältnisse der Republik, hatten Heimat und Vaterland um des Glaubens willen verlassen, um ganz dem Herrn zu leben, und waren voll Freude und Dank, daß endlich einmal auf Erden ein Volk zu finden sei, das seine Ehre darin sähe, Gott zu dienen. Sie bewarben sich um das Bürgerrecht und traten ein in die Behörden: ihre reichen Gaben, ihr Vermögen, ihren Eifer stellten sie Calvin zur Verfügung. Um so leidenschaftlicher wurde die Opposition. Bisweilen gewann es den Anschein, als würden die Libertins, gestützt auf den Pöbel, dem Reformator die Herrschaft entreißen. Calvin wurde auf öffentlicher Straße verhöhnt, Hunde wurden mit seinem Namen gerufen; die Massen rotteten sich zusammen, es kam zu Tötlichkeiten. Aber er wankte nicht. Mit gewaltigen Reden ermutigte er den Rat; aufs dringendste warnte er vor jedem Schritt, der auch nur den Schein der Nachgiebigkeit erregen könne. Zuletzt riß er alle mit sich fort; seine Feinde verstummten und das Volk strömte wieder scharenweis in die Kirche, wo er, ernst und gemessen, aber klar und einfach und so überzeugend und siegesgewiß das Wort Gottes verkündigte, daß alles sich beugte.

In die Jahre des schwersten Kampfes fällt die Entstehung der Schriften, welche das siegreiche Vordringen seiner Lehr- und Denkweise in der Schweiz bekunden. Alle reformierten Kantone traten seiner Lehre von der Prädestination und vom Abendmahl bei. In diese Zeit (1553) fällt auch die Verbrennung Servets. Sie hätte nicht so großes Aufsehen erregt, wenn Servet nicht ein Fremder und von den Libertins ausersesehen gewesen wäre, den Diktator zu stürzen. Im übrigen haben dazumal nur wenige Christen in und außerhalb der Schweiz daran Anstoß genommen, daß ein Leugner der Trinität und der Gottheit Christi mit dem Tode bestraft wurde. Diesen grundstürzenden Irrtümern gegenüber kam die Frömmigkeit des Spaniers und seine glühende Liebe

zu dem auferstandenen Sohne Gottes, von der seine Schriften Zeugnis geben, nicht in Betracht. Melancthon äußerte sich zustimmend zu seiner Beurteilung. Luther hätte sie nicht gebilligt; er empfahl Irrlehrern gegenüber die Verbannung. Calvin wünschte und erbat die mildere Form der Hinrichtung durch das Schwert, die Gesetze verlangten und die Obrigkeit befahl das Feuer. Sterben aber müsse er, erklärte Calvin, sonst gewinne es ja den Anschein, als sei die Kirche des reinen Wortes Gottes weniger besorgt um die Ehre Gottes, als die Papisten.

Noch einmal erhoben sich die Libertins. Im Mai 1554 griffen sie zu den Waffen. Aber das Volk stand bereits zu Calvin. Sie wurden geschlagen und zerstreut, und mußten sich fügen. Seitdem herrschte er unumschränkt zehn Jahre lang bis zu seinem Tode. Er benutzte die Zeit zur Krönung des gewaltigen Baues, den er aufgeführt, und schritt zur Gründung einer Akademie und einer theologischen Fakultät. Durch Kollekten brachte er die Mittel zusammen. Nach wenigen Jahren konnte er die Anstalt eröffnen, die bestimmt war, seinen Ideen und dem Evangelium in seinem Sinne einen Einfluß zu sichern weit über die Grenzen der Schweiz hinaus. Von schwerer Krankheit genesen eröffnete er die Universität mit Gebet und wenigen Worten. Beza als Rektor entwickelte in längerer Rede die Grundsätze, nach denen hier gelehrt und gelebt werden solle. „Die Wissenschaft, welche von der Gerechtigkeit abgelöst wird, ist nur Geschicklichkeit, nicht Wahrheit,“ das war sein Thema. Lehrer und Schüler mußten ein Glaubensbekenntnis unterzeichnen. Alles war wie in einer Schule geordnet. Von akademischer Freiheit war keine Rede. 900 Studenten meldeten sich sofort; alle Länder Europas waren vertreten. Männer und Greise drängten sich zu den Vorträgen Calvins und Bezas. Von nah und fern strömten sie zusammen. Dorthin sandten selbst lutherische Eltern ihre Söhne am liebsten; denn hier, das wußten sie, lernte die Jugend nicht nur Tüchtiges in jeder Wissenschaft, sondern zugleich auch Zucht und Frömmigkeit, dazu noch die französische Sprache und seine Manieren.

Genf war eine Stadt ersten Ranges geworden. „Das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden,“ rief Calvin selbst freudig aus. Er hatte Recht. Handel und Gewerbe blühten, der Wohlstand nahm sichtlich zu, tonangebend war die Aristokratie des Geistes. Wer durch Ernst der Gesinnung, Frömmigkeit des Wandels, Tüchtigkeit in der

Arbeit, Feinheit der Bildung und Reichtum des Wissens hervorragte, galt in der Stadt und im Staate am meisten, sein Einfluß war unbestritten. Staunend sahen es die übrigen Schweizer; stolz blickten die Reformierten aller Orten auf Genf wie auf ihre Metropole; mit einer gewissen Wehmut sahen die Lutheraner, die ihren Weg über Genf nahmen, bis zu welchem Grade es den Calvinisten gelungen war, das Christentum ins Leben einzuführen und der Noheit Herr zu werden, die im lutherischen Deutschland alle Wirksamkeit des Evangeliums zu ersticken drohte. Den Römischen aber erschien Genf als die Kezernburg und der Giftherd, auf den sie ihren ganzen Haß zu richten hätten. Philipp von Spanien erklärte sich bereit, mit allen Mitteln seines Reichs zur Zerstörung der Stadt mitzuwirken. Frankreich drohte mit Krieg, wenn Genf nicht seine Emisäre zurückrufe, die alle Nachbarstaaten aufwühlten. Der heil. Bormomeus von Mailand brachte den Bund zwischen Savoyen, Spanien und dem Papste zustande „zur Zerstörung der Kezernburg“. Calvin blieb unerschrocken und gleichmütig. Jedes Ansinnen, man solle Zugeständnisse machen, wies er zurück. Es handle sich ja nur um die Frage, ob man Spanien und Frankreich mehr fürchte als Gott. Und alles sagte wieder Mut. „Solange der Protektor von Genf dort ist,“ schreibt ein Bischof, „ist es unmöglich, der Stadt beizukommen. Er hat Dämonen im Solde, um alle guten Pläne zu vereiteln.“

Calvin ging seinem Ende entgegen. Krankheiten aller Art nagten seit Jahren an seinem Körper. Seinen Geist vermochten sie nicht zu beugen. Seine Gattin und sein einziger Sohn waren ihm längst gestorben. Er tröstete sich mit den Scharen geistlicher Kinder, die ihm Gott geschenkt habe. Von den Gliedern des Rats, von der Geistlichkeit Genfs nahm er Abschied in beweglichen Worten und starb am 27. Mai 1564 im 55. Jahre seines Alters. Kein Leichenstein sollte sein Grab schmücken. So hatte er es bestimmt. Und er bedurfte keines Denkmals. Genf, die Stadt — die christliche Republik legt hinreichend Zeugnis ab von der Größe ihres Stifters. Weit entfernt, von der Strenge des Meisters abzulassen, beeiferten sich Rat und Stadt, Bürger und Geistliche in seinem Sinne fortzuleben und fortzuwirken. Die strengsten Bestimmungen stammen aus der Zeit nach seinem Tode und fast zwei jahrhundertlang hat sich Genf den Ruhm einer ebenso frommen wie

gebildeten, ebenso glänzenden wie gesitteten Stadt bewahrt. Luther wollte kurz vor seinem Tode Wittenberg verlassen, weil ihn die Gottlosigkeit der Bürger und die Noheit der Studenten anwiderte; Calvin hatte den Triumph und die Freude, das Feld, auf dem er gearbeitet, in Blüte stehen zu sehen und sein Auge schließen zu können in Aussicht auf eine reiche Ernte.

Wer war der Größere? Wer stand auf festerem Boden? Wer wandelte den richtigeren Weg?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Calvin erfüllt uns mit Ehrfurcht, Luther gewinnt unser Herz. Den französischen Reformator bewundern wir, den deutschen müssen wir lieben. Der Mann von unbeugsamem Willen und unbedingtem Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebot nötigt uns die höchste Achtung ab und wir staunen über die Erfolge seiner Arbeit, aber die Art seines Wirkens dünkt uns unleidlich. Wir fühlen es unmittelbar: ihm zu gehorchen wäre uns ebenso unmöglich, wie mit ihm zu herrschen. Luther dagegen zieht uns an in unwiderstehlicher Weise. Er reißt uns mit sich fort und doch fühlen wir uns frei in seiner Gemeinschaft: wir folgen ihm gern und gäben viel darum, könnten wir ebenso sein und ebenso wirken wie er. Woher dieser Unterschied? Groß sind beide Männer; ihre Frömmigkeit hält sich die Wage; an Lauterkeit des Sinns, an Rechtsschaffenheit des Wandels, an Lebendigkeit und Kraft des Glaubens steht keiner dem anderen nach. Aber dem einen ist der Glaube an Gottes Gnade das erste und letzte, das höchste und herrlichste, dem anderen dagegen scheint der Gehorsam, in dem sich der Glaube betätigt, seine Kraft bewährt und seine Wahrheit beweist, noch wertvoller zu sein. Danach richtet sich die Art ihres Wirkens. Luther will nichts, als alle Welt zum Glauben bewegen. Darum weiß er von keinem anderen Mittel, als einzig und allein vom Worte Gottes. Er will nichts anderes sein, als Verkünder dieses allmächtigen und gnädigen Wortes, nichts als die Stimme des Predigers in der Wüste, die dem Herrn den Weg bereitet. Calvin will mehr erreichen: er will die Herrschaft Gottes aufrichten auf Erden innerhalb einer heiligen Gemeinde. Darum braucht er andere Mittel neben dem Wort. Er wendet sich an die, welche Macht haben auf Erden, an die, welche berufen und verpflichtet sind, das Leben der Menschheit zu regeln und die das Recht haben, Gesetze

zu geben und das Gesetz in der menschlichen Gemeinschaft zu handhaben. Ihnen verkündet er den Willen des Herrn und von ihnen zunächst fordert er Gehorsam. Die Macht, die sie haben, und die Gewalt, welche ihnen anvertraut ist, sollen sie im Sinne Gottes und zu Ehren seines Namens brauchen. An ihnen ist es, eine Gemeinschaft ins Leben zu rufen, welche Gottes Wort als Norm des Glaubens und Lebens anerkennt und alles so einrichtet, daß das Gute gefördert und dem Bösen gewehrt wird. Das kann geschehen und soll geschehen, wenn auch der Glaube noch in den Anfängen ist und die Sünde noch Widerstand leistet. Und damit muß man beginnen, damit unter dem Zwange heiliger Ordnungen und unter der Zucht des göttlichen Gesetzes dem Worte Gottes der Boden bereitet werde und so der Glaube wachse und reife, und sich, wo er zu voller Entfaltung kommt, wirksam erweise und fleißig sei zu guten Werken. Demgemäß beginnt Calvin mit Konstituierung einer Gemeinschaft und mit Gesetzen und Ordnungen. Er regelt vor allem die Pflichten der Machthaber. Obenan stehen die Priester und Prediger des göttlichen Wortes, welche die Wahrheit zu lehren und die Gaben Gottes auszuteilen, zu spenden oder vorzuenthalten berufen sind. Die weltliche Obrigkeit verpflichtet er, den Anordnungen der Kirche und ihrer Diener Gehorsam zu leisten und dem Worte Gottes äußeren Gehorsam zu verschaffen. Mit ihrer Strafgewalt soll sie die verfolgen, welche die Kirche vom Sakrament ausgeschlossen hat. Die Prediger wie die Wächter der bürgerlichen Ordnung haben darauf zu wachen, daß Väter und Mütter, Lehrer und Herren ihre Kinder, Schüler und Untergebenen zu äußerem Gehorsam gegen die Anordnungen der Kirche anhalten. Wenn sie nicht tun, was sie schuldig sind, verfallen sie der Strafe seitens der Kirche und danach auch von Seiten des Staats. Nur unter dem Schutze und Schirme solcher Einrichtungen und Ordnungen, meint er, kann der Glaube entstehen, wachsen, das Leben umgestalten. „Es gibt keinen anderen Eingang ins Leben, als daß uns die Kirche, unsere Mutter, empfängt und gebiert, uns nährt an ihren Brüsten und uns unter ihrer Obhut und Leitung behält. Unsere Schwäche ist so groß, daß wir nie aus der Schule entlassen werden können. Wir werden nicht Männer, wenn die Kirche uns nicht erzieht. Sie lehrt uns den Glauben, sie übt uns im Gehorsam“ (vgl. Institut. relig. christ. I. IV, c. I, 4). So könnte auch Luther reden. Aber

Luther meint etwas anderes. Er denkt nicht, wie Calvin, an die organisierte, vom Staate unterstützte, über alle Machthaber verfügende Kirche, sondern lediglich an die Gemeinde der Gläubigen, welche das Wort Gottes verkündet und dem Worte Gottes gemäß lebt. Er will nicht zwingen und Gewalt anwenden. Zwang und Gewalt sind Sache des Staats, der Obrigkeit, der Autoritäten. Die weltlichen Machthaber sollen dem Gesetze Gottes ihren Arm leihen; aber sie sind nur Gott verantwortlich für ihr Tun. Sie sind nicht in dem Sinne der Kirche untertan, als seien sie verpflichtet, die Gebote der Kirche auszuführen und die Strafverfügungen derselben zu vollstrecken. Die Kirche soll zwar die Könige und Fürsten, die Träger der Gewalt und die Autoritäten, die Väter und Mütter, die Lehrer und Herren mit dem Geiste des Glaubens zu erfüllen suchen, aber sie hat kein Recht, ihnen vorzuschreiben, was sie zu tun haben und wie sie ihres Amtes warten sollen. Sie soll ihnen ihre Pflicht vorhalten, aber sie kann nicht befehlen und den Gehorsam gegen ihre Befehle mit geistlichen Strafen erzwingen oder über die Ungehorsamen den Bann verhängen. Sie soll gegen die Gottlosigkeit der Fürsten und gegen die Pflichtvergessenheit der Obrigkeiten ihre Stimme erheben und allen groben Sündern, seien es auch Fürsten und Herren, das Sakrament vorenthalten, aber sie darf das Mittel der Kirchenzucht nicht handhaben, um ihren Lehren Gehör zu verschaffen und ihre Anordnungen durchzusetzen. Sie soll das Recht der Welt, auch wenn sie gottlos ist, und das Recht der irdischen Gewalten, auch wenn sie wunderbarlich sind, achten und muß es dulden, wenn die Menschen nicht sofort tun, was sie nach Gottes Willen tun müßten. Wie die Kirche zwar durch Entziehung des Sakraments Zucht üben soll an dem, der in grober Weise den Glauben der Kirche verleugnet und das Gesetz Gottes schändet, aber nicht berechtigt ist, ihren Gliedern eine bestimmte Form sittlichen und religiösen Verhaltens aufzuzwingen und sie durch Androhung der Kirchenstrafen zu einem heiligen Leben zu zwingen, so hat sie auch keine Befugnis, den Bann über die Obrigkeiten zu verhängen, die ihr nicht dienen wollen.

Calvin weiß nichts von solcher Achtung des Rechts der einzelnen und der Obrigkeiten. Die Vorsicht, mit der Luther die Zucht üben will und die Umgestaltung der äußeren Verhältnisse in der Gemeinde der Gläubigen in Angriff nimmt und die Erfolge der Predigt und Seelsorge

abwartet, sind ihm fremd. Er geht direkt auf sein Ziel los. Er ändert sofort, was sich irgend ändern läßt; er erzwingt so viel, als sich irgend erzwingen läßt. Er gibt der Kirche so schnell als möglich neue Ordnungen und sucht, sobald er kann, auch die Verfassung des Staats in seinem Sinne zu regeln. Ihm kommt es darauf an, der Kirche die Stellung zu sichern, in der sie befehlen, herrschen und ihren Willen durchsetzen kann. Und er erreicht zum größten Teil das Ziel, das er sich gesteckt hat.

Woher nun die große Verschiedenheit in der Denkweise und im Wirken und Walten dieser gewaltigen Männer, die doch in dem Grundsatz, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, ganz und gar miteinander übereinstimmten?

Man hat die verschiedene Naturanlage der beiden Männer als Erklärungsgrund geltend gemacht und alles daraus abgeleitet, daß Luther durchaus Gemütsmensch, Calvin dagegen überwiegend Verstandesmensch war. Luther, sagt man, hatte immer nur das im Auge, was das Herz der Menschen bewegt, und legte den Mächten, die bestimmend und entscheidend in das Seelenleben eingreifen, die höchste Bedeutung bei; Calvin dagegen richtete, den praktischen Fragen des Lebens zugewandt, seine ganze Aufmerksamkeit auf die äußeren Bedingungen einer normalen Lebensbewegung der menschlichen Gesellschaft. Demgemäß hatte für Luther nichts so große Bedeutung, als der wahre Glaube, welcher zunächst die religiösen Überzeugungen, im weiteren Verlauf aber alle Überzeugungen des Menschen läutert, bestimmt und regelt und so von innen heraus, aus den Tiefen der Seele das Geistesleben umgestaltet, Lust und Unlust des Menschen in neue Bahnen drängt, dem Willen eine andere Richtung gibt und schließlich dem äußeren Leben eine andere Gestalt verleiht. Calvin dagegen meinte, in Berücksichtigung des maßgebenden Einflusses der äußeren Verhältnisse auf die innere Entwicklung des Menschen, vor allem jene ordnen und umgestalten zu müssen, um gleichzeitig von außen nach innen, wie durch das Wort von innen nach außen zu wirken.

Es läßt sich nicht leugnen: Luther war bei aller Schärfe und Klarheit des Verstandes und bei aller Energie seines Willens vor allem Gemütsmensch und Calvin war es nicht. Aber damit ist doch nicht die Verschiedenheit der lutherischen und der calvinischen Denkweise erklärt.

Luther nimmt zwar zur Welt und zur Menschheit eine ganz andere Stellung ein als Calvin. Er verlangt von der Welt nichts, als daß sie glaube, und verneint an ihr nichts, als die Sünde, die im letzten Grunde zusammenfällt mit dem Unglauben. Er traut der Menschheit alles Gute zu, wenn sie sich nur wieder zum Glauben bekehrt. Er gönnt dem einzelnen wie der Gesamtheit die gottgeschenkte Freiheit und will sie bewegen, freiwillig in den Dienst Gottes zu treten; äußerer Gehorsam hat in seinen Augen nur einen untergeordneten Wert. Calvin dagegen weiß nichts von einem Recht der Welt, die von Gott abgefallen ist. So weit die Welt noch nicht oder nur in falscher Weise Gott dient, ist sie lediglich etwas Gottwidriges, Unberechtigtes, etwas, was ausgerottet werden muß. Er traut ihr nichts Gutes zu und hält es für geboten, ihr, auch nachdem sie gläubig geworden ist, überall Fesseln anzulegen und Schranken zu ziehen. Luther liebt alles Natürliche und Gottgeschaffene und ist voll Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen. Calvin ist ohne jedes Verständnis für das, was nicht unmittelbar aus dem Geiste Gottes geboren ist und nicht den Stempel der Heiligkeit an der Stirn trägt. Sogar die Schönheit der Natur läßt ihn kalt und an den Wundern der Schöpfung geht er gleichgültig vorüber. Luther ist ein voller und ganzer Mensch, Calvin lebt nur den Zwecken der Kirche. Luther hat ein reges Mitgefühl für die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen, Calvin fragt nicht nach Lust oder Unlust. Alle Freuden der Welt sind ihm verdächtig; er sieht in ihnen nur den Anlaß zur Sünde. Er verbietet Tanz und Spiel und legt Fesseln auf, ohne sich um die Trübsal zu kümmern, die dem einzelnen daraus erwächst. Er hat immer nur die Sache Gottes, niemals die menschlichen Bedürfnisse im Auge. Luther ist Dichter und Sänger, Pastor und Seelsorger — Calvin Gelehrter, Lehrer, Regent; Luther ist durchaus populär, freundlich und leutselig, kindlich und harmlos, Calvin durchweg Aristokrat, vornehm, ernst und gemessen, unzugänglich für weitere Kreise.

Aber das erklärt doch noch nicht die Verschiedenheiten in der Lehrweise und im Verfahren der beiden Reformatoren; denn schon vor Calvin hatte Zwingli in ähnlicher Weise, wie er, die Reformation begonnen und auch Farel hatte in derselben Art den Anfang gemacht, in welcher später Calvin das Werk der Kirchenverbesserung fortsetzte.

Viel eher könnte man auf die Nationalität der Reformatoren als auf die Ursache der Verschiedenheiten hinweisen, die in der Art ihres Wirkens zutage treten. Luther repräsentiert das deutsche, Calvin das französische Wesen. Der Deutsche hat nun einmal weniger Sinn für das Gemeinsame, systematisch Geordnete; er beansprucht volle Freiheit für die Person und Raum für die Entfaltung der Individualität. Der Franzose ist gewaltfamer, konsequenter und systematischer. Aber wenn man berücksichtigt, daß die deutsche Schweiz, die puritanischen Christen Englands, die reformierte Kirche Schottlands und der Niederlande den Bahnen folgen, die Calvin vorgezeichnet hat: so wird man sich hüten müssen, dem nationalen Faktor allzu große Bedeutung beizulegen.

Ebensowenig genügt es, auf die große Verschiedenheit der politischen Verhältnisse im Deutschen Reich und in der kleinen Republik Genf hinzuweisen, um daraus die Unterschiede der lutherischen und der calvinischen Reformation zu erklären. Man kann und muß alle diese Momente berücksichtigen, aber man wird doch zuletzt als die nächste Ursache der überall in Lehre und Leben zutage tretenden Differenzen eine Lehre von prinzipieller Bedeutung namhaft machen müssen, in deren verschiedener Auffassung die Eigentümlichkeiten der beiden Konfessionen sich konzentrieren. Mögen noch so viel verschiedenartige Faktoren auf beiden Seiten auf die verschiedene Auffassung der Kirche und ihrer Aufgaben eingewirkt haben: es muß eine Grundlehre nachgewiesen werden, in deren Auffassung beide Teile differieren. Sonst wäre es unbegreiflich, daß die Verschiedenheit im Denken und Handeln auf allen Punkten zutage tritt und daß sowohl Calvin wie auch Luther der Eigentümlichkeit ihrer Denk- und Handlungsweise überall und immer treu bleiben.

Es liegt nahe, alle Eigentümlichkeiten Calvins von seiner Lehre von der Prädestination abzuleiten. Aber da bekanntlich auch Luther der Prädestinationslehre huldigte, so läßt sich der Unterschied in der Denkweise beider Männer nur daraus erklären, daß Calvin sich überall von dem Gedanken der Prädestination beherrscht zeigt, während Luther nirgends seinen Spekulationen über das verborgene Wesen und den verborgenen Willen Gottes folgte und sich nur von der aller Welt geltenden Offenbarung Gottes in Christo leiten ließ.

Behält es sich in Wirklichkeit so, dann müssen alle Verschieden-

heiten in der Lehre und im Verhalten der beiden Reformatoren auf eine verschiedene Auffassung des Wesens Gottes zurückgeführt werden. Ob das aber möglich ist, fragt sich. Dem unmittelbaren Eindruck wird sich niemand entziehen können, daß Calvin Gott vorwaltend als den Herrn, Luther dagegen als den Vater auffaßt, oder daß Calvin in dem Vaternamen Gottes vorzugsweise die Autoritätsstellung, Luther dagegen die Liebesgefinnung und die Gnade Gottes ausgedrückt findet.

Welche Auffassung mehr dem Wesen des Christentums und der in Christo geschehenen Offenbarung entspricht, kann für einen lutherischen Christen nicht zweifelhaft sein.

## Alexander von Dettingen.

Alexander von Dettingen wurde am 12. (24.) Dezember 1827 in Wiffust, dem Gute seines Vaters, des späteren livländischen Landmarschalls Alexander von Dettingen, geboren. Er genoß seine Schul-erziehung, wie die Mehrzahl seiner fünf Brüder, in dem Internat des charaktervollen Pädagogen Krümmner in Werro. Darauf studierte er 1845—49 Theologie in Dorpat, wo er ein eifriges Glied der Korporation Livonia war. Unter seinen Lehrern hatte der strenggläubige Philippi den größten Einfluß auf ihn. In engster Freundschaft schon in Dorpat mit seinem späteren Schwager, Moritz von Engelhardt, verbunden, bezog er darauf mit diesem auswärtige Universitäten und studierte in Erlangen, Bonn und Berlin, in Bonn unter Ritschl. Nach Dorpat zurückgekehrt, habilitierte er sich dort 1854 und wurde 1856 außerordentlicher und im selben Jahr bereits ordentlicher Professor der systematischen Theologie daselbst. Von 1854 an bis zu seinem Tode, also über 50 Jahre, hat Dettingen, in guten und in bösen Tagen treu an seinem alten Dorpat hängend, dieses nicht oder doch nur vorübergehend verlassen. So verbrachte er den Winter 1862—63 mit seiner schwer leidenden ersten Frau Sophie, geb. von Raumer, in Meran, wo er die evangelische Gemeinde begründete und als Pastor bediente. Später hat er das Ausland mehrfach zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeit oder der Erholung besucht; stets ist er doch trotz mannigfacher Aufforderungen zu einem anderen Wirkungskreise nach Dorpat zurückgekehrt. Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte er sich mit der Tochter des verstorbenen Dorpater Rektors Ewers, der verwitweten Frau Bertha von Engelhardt, mit der er bis zu seinem Tode in

40 jähriger glücklicher Ehe verbunden war. Eigene Kinder hat Alexander von Dettingen nicht gehabt, aber das Glück eines reichen Familienlebens im Mittelpunkte einer weitverzweigten Verwandtschaft und Freundschaft hat er genossen. Im Jahre 1890 trat Dettingen in den Ruhestand und konzentrierte seine weit ausgebreitete literarische Tätigkeit zur Zusammenfassung der speziell dogmatischen Arbeit. In großer geistiger Frische feierte er 1897, umgeben von Verwandten, Freunden und Schülern und unter warmer Teilnahme weiter Kreise, seinen 70. Geburtstag. Allmählich nahmen doch die Beschwerden des Alters zu, namentlich das leidige Asthma. Schaffenslust und Arbeitsfähigkeit verließen ihn aber nicht, bis zuletzt am 7. (20.) August 1905 der Tod den fast 78 jährigen nach nur wenigen Tagen ernsterer Krankheit von uns nahm.

Schnell sind die äußeren Daten aus diesem Leben gegeben, das sich fast ganz in Dorpat abspielte. Um aber seine Bedeutung für unsere Heimat zu würdigen, gilt es den mannigfachen Andern nachzugehen, in denen die Wasser dieses reichen Lebens sich ausgeströmt haben. Beginnen wir mit der Hauptsache.

Alexander von Dettingen ist einer der einflußreichsten Lehrer, einer der fruchtbarsten Gelehrten und einer der wärmsten Patrioten der baltischen Lande gewesen. Mehr als eine Generation von Predigern in den Ostseeprovinzen wie im Innern des russischen Reiches sind seine Schüler gewesen. Zusammen mit Moritz von Engelhardt und Wilhelm Volk hat er den theologischen Charakter unserer Landesuniversität und damit unserer Geistlichkeit in entscheidender Weise bestimmt. Der ausgeprägt konservative Charakter der baltischen und rußländischen Theologenschaft, der aber meist nicht in engherzigen und verständnislosen Buchstabenglauben ausartet, geht mit auf Alexander von Dettingen zurück. Daß Dettingen bei all seiner Elastizität durch die Jahrzehnte seiner Wirksamkeit hindurch an der strengen Theologie seiner Jugendjahre im wesentlichen festhielt, das hatte zur Folge, daß unsere Kirche in ein nicht zu schnelles Tempo theologischer Entwicklung geriet, was ihr — zumal in den Jahren äußerer Anfechtung — hätte verhängnisvoll werden können. Und daß Dettingen dabei stets mit seiner Zeit Schritt zu halten versuchte, daß er den Gegner zu begreifen und von ihm zu lernen suchte, des ein Zeugnis ist sein Alterswerk, die dreibändige

„Lutherische Dogmatik“ (1897, 1900, 1902). Freilich hat der greise Verfasser, der die Früchte eines halben Jahrhunderts dogmatischer Denkarbeit hier zusammenfaßte, die neuen Gedanken, die auf dem mittleren, zum Teil auch auf dem rechten Flügel der Theologie Platz gegriffen hatten, sich nicht stets ganz assimiliert. Daher erinnert Dettingen hier oft an „den Hausvater, der Altes und Neues aus seinem Schatze hervorholt“, es will beides nicht immer in Harmonie miteinander erscheinen, und zu einer großen Wirkung auf weite Kreise ist dieses Werk überhaupt zu spät erschienen. Andererseits aber ist allgemein anerkannt worden, daß es unter den orthodox lutherischen Dogmatiken keine einzige gibt, die so weitherzig wäre und von so allgemeiner Bildung ihres Verfassers Zeugnis ablegt. Auch ist nicht zu vergessen, daß wohl kein einziges anderes Buch in gleicher Deutlichkeit und Vollständigkeit zur Anschauung bringt, welche Theologie in der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an unserer Landesuniversität gelehrt worden ist. Der baltische Kirchenhistoriker der Zukunft wird daher nicht an Dettingens „Lutherische Dogmatik“ vorübergehen dürfen.

Faßt dieses Werk seine theologische Arbeit, wie sie sich in Vorlesungen, zahlreichen Broschüren und Abhandlungen und in der von ihm 1859—72 redigierten „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche“ dargestellt hatte, nach einer Seite zusammen, so seine „Moralstatistik und christliche Sittenlehre“ nach der anderen. Steht für unsere Heimat Dettingen als dogmatischer Lehrer im Mittelpunkt, seinen Weltruf hat die Moralstatistik begründet (3. Aufl. 1882). Es lag etwas Geniales in diesem Werke. Die Art, wie hier die Tatsachen der Statistik aus den mannigfaltigen Gebieten des menschlichen Lebens zusammengetragen, gruppiert und zu den Grundgedanken des Christentums in Beziehung gesetzt waren, brachte etwas wirklich Neues für Theologie, Statistik und Soziologie. Den ursprünglichen Gedanken, der christlichen Ethik eine streng wissenschaftliche, rein empirische Grundlage zu geben, mußte Dettingen freilich als zu kühn fallen lassen. Aber er zeigte, wie der christliche Ethiker sich nicht bloß mit allen menschlichen Gebieten prinzipiell auseinandersetzt, sondern wie er den tatsächlichen Weltlauf zu verstehen, zu verarbeiten und mit ihm auf den Standpunkt des Christentums fertig zu werden vermag. Die Beherrschung und lichtvolle Gruppierung riesiger Stoffmassen war dabei imponierend. Wie Dettingen

aus der Fülle des wirklichen Lebens schöpfte, zeigte er sich als ein wahrhaft humaner Theolog. Deshalb schwärmten auch die Studenten für das Kolleg „Moralstatistik“. Die Zahl der Zuhörer stieg bisweilen auf 800. In diesen Zusammenhang gehören auch die zahlreichen kleineren ethischen Schriften Dettingens über „wahre und falsche Auktorität“ (1878), über „Zivilehe“ (1881), „Selbstmord“ (1881), „zur Duellfrage“ (1889) u. a. Hier zeigte sich seine erstaunliche Fähigkeit des Verbindens, die ihn — im Verkehr noch mehr als in seinen Schriften — so interessant machte.

Dieses großartige Verbinden-Können und Verbinden-Müssen gab seinem Wesen überhaupt das Gepräge. Er lernte die verschiedensten Gebiete kennen, aber nie bloß durch Betrachtung, sondern stets durch Betätigung. Er gründete Wohltätigkeitsanstalten, organisierte die Armenpflege und schrieb übers Diakonissenwesen. Er nahm an allen Angelegenheiten unserer Heimat, namentlich ihrer Kirche, den regsten Anteil, war ein fleißiger Besucher der Synode, predigte dort, predigte in der Universitätskirche und in seinem geliebten Sommerheim am estländischen Strande. Er gab Religionsstunden, ja Singstunden und veredelte unseren Kirchengesang durch die trefflichen „Kernlieder“. Er machte Garten- und Domanlagen und baute Häuser für sich und für andere. Er las Shakespeare vor, kommentierte „Faust“, entdeckte und bearbeitete „Hippels Lebensläufe“ und hatte zu allen Künsten eine persönliche Beziehung. Und zwar nie rein aufnehmend, das hätte seiner aktiven Natur nicht entsprochen; nein, er trieb in freien Stunden selber die verschiedenartigsten Beschäftigungen: spielte die Zither, zeichnete, schnitzte auch, dichtete gelegentlich und leitete bisweilen Theateraufführungen für Familienfeste. Dergleichen wurde für ihn zur Erholung, die er nie in einem passiven Behagen finden konnte. Die eigentliche Arbeit blieb dabei unge schmälert.

Man war versucht, ihn als Tausendkünstler zu bezeichnen. Ich möchte ihn doch lieber Künstler nennen, eine seltene Vereinigung von Gelehrtem, praktischem Organisator und Künstler. Es liegt unserer Zeit nahe, nach spezialisierten, in einer Richtung höchst gesteigerten Leistungen zu fragen. Da ruft man aus: was hätte der geleistet, wenn er sich nur auf eine Sache, etwa die Moralstatistik, geworfen hätte. Als ob für Dettingen überhaupt die innere Möglichkeit dafür vorgelegen

hätte! Als ob er nicht vielseitig sein mußte! Seine Genialität war die, auf einem Gebiet Hervorragendes und auf allen etwas zu leisten, ganz ein Mensch zu sein, das Kunstwerk seines Lebens zu bauen und uns alle an der Freude daran teilnehmen zu lassen. Seine Begabung hatte etwas Königliches.

Das wäre aber doch nicht in diesem Grade der Fall gewesen, wenn sich mit den Eigenschaften des Geistes nicht die des Gemütes gepaart hätten. Dem scharfen Begreifen und entschiedenen Wollen ging ein kräftiges und klares Empfinden zur Seite. So kompliziert seine theologische Begriffswelt sein konnte, so hatte seine Frömmigkeit doch etwas Schlichtes, Echtes und Kernhaftes. Sie ging Hand in Hand mit einer heiteren Frische, einem unverwüßlichen Lebensmut und vertrug sich gut mit seinen vielseitigen weltlichen Interessen und einem unbefangenen Lebensgenuß. Die starke Betonung des Sündenbewußtseins in Dettlingens Theologie ging gewiß einerseits zurück auf die theologische Tradition, der er entstammte, andererseits wohl auf eigene Kämpfe, die seiner lebhaften und heftig begehrenden Natur nicht erspart geblieben sein werden. So pflegte er vom alten Adam zu sprechen und hatte ihm gewiß manche Stunde des Kampfes und der Reue zuzuschreiben. Sein starkes Empfinden brachte es mit sich, daß er auch heftig aufbrausen konnte. Doch wie sehr verstand er solchen Fehl durch offenes Eingeständnis wieder gut zu machen. Und begreiflich ist es, daß seine aktive Natur, die den anderen zu helfen, mit ihnen zu leben und zu fühlen stets bereit war, nun auch von anderen manches verlangte, mit Kritik und Tadel nicht zurückhielt und so gelegentlich unbequem wurde. Wie leicht bei hervorragend aktiv und organisatorisch veranlagten Naturen, so lag in Dettlingen eine Gewalttätigkeit, die sich darin zeigte, daß er andere auch in Kleinigkeiten meisterte. Er ließ nicht jedem seine Weise, kam schnell und geradezu, übrigens in gutmütiger und meist humoristischer Weise, mit seinen Ausstellungen heraus. Auseinandersetzung mit seinen Gedanken verlangte er. Nichts konnte ihn mehr ärgern, als ein ablehnendes Stillschweigen. Man kann eine Schwäche darin erblicken, daß er, der bedeutende Mann, ein so großes Gewicht darauf legte, daß man sich mit ihm beschäftigte und ihm zustimmte. Aber es war doch auch ein Beweis seiner inneren Jugendlichkeit, daß er die Zustimmung oder die Einwände seiner jüngeren und jüngsten Freunde so wichtig nahm.

Er hielt sich nicht für zu alt und zu vornehm, mit der Jugend zu disputieren. „Reibung bringt Wärme“, so sagte er. Wie von einer „Löschpapiererei“, wo einer der Nachbeter des anderen wird, so wollte er von Löschpapierfreundschaften nichts wissen. Und einem jüngeren Freunde widmete er ein Exemplar seiner Dogmatik „in herzlicher Kampfesfreudigkeit“.

Diese jugendliche Regsamkeit und Frische ließ ihn auch nicht vereinsamen. Obgleich er von 1890 an, also 15 Jahre lang, nicht mehr ordentlicher Professor war, so verkehrten fast bis zuletzt Studenten und bis zuletzt eine Reihe junger Dozenten bei ihm. An die Mittwochstage werden viele seiner Schüler eine freundliche Erinnerung behalten haben. Mochten da auch dazwischen die Geister aufeinanderplagen, wie war es heiter, belehrend und anregend! Wie sehr bildete er als Wirt den Mittelpunkt, wie weit war der Kreis der berührten Interessen, wie humorvoll der Verkehr, und wie hatte diese Geselligkeit stets einen edlen akademischen Charakter. Dettlingen liebte es, gelegentlich den einen oder anderen freundschaftlich zu überfallen. Und weil diese Neckereien so gutmütig waren, ließ man sie sich gern gefallen, gab wohl auch tüchtig wieder, worüber er stets herzlich lachte.

Seine Hilfsbereitschaft war groß. Sowohl die einzelnen als die Vereine wissen davon zu sagen. Kühn im Unternehmen, war er doch fester im Ausbauen und Unterstützen des Begonnenen. Dazwischen freilich interessierte es ihn nur, eine Sache ins Leben zu rufen, zu organisieren; andere mochten die erhaltende Tätigkeit ausüben. Bei Wohltätigkeitsanstalten ließ er sich durch ein „frisches fröhliches Defizit“ nicht anfechten. Freilich war er selber der Mann dazu, bei eintretender Not durch Vorlesungen oder dergleichen Hilfe zu schaffen. Und dann half ihm sein sieghafter Optimismus. Dieser verließ ihn auch nicht in den trüben achtziger und neunziger Jahren, unter denen der so stark deutsch empfindende Mann schwer zu leiden hatte. Wie hielt er fest an der Zuversicht auf Besserung. Er hatte die Freude, sie in manchen Stücken noch zu erleben; so das Kaiserliche Manifest der Glaubensfreiheit und die Erlaubnis einer deutschen Ritterschafsschule.

Er war ein edler Sohn seiner Heimat; nicht bloß ein bedeutender, sondern auch ein guter Mensch trotz seiner Ecken und Kanten. Er hatte auch kleine Züge, aber er war doch eine groß veranlagte Natur. Un-

verwüßlich im Streben wie im Hoffen, unermülich im Denken wie im Handeln, hat er, der konservative Mann, sich die jugendliche Spannkraft und Aufnahmefähigkeit bis in ein hohes Alter bewahrt. Im Hinblick auf solch einen Mann und solch ein Leben wird Goethes Wort wieder wahr:

„Weite Welt und breites Leben,  
Langer Jahre redlich Streben,  
Stets geforscht und stets gegründet,  
Nie geschlossen, oft geründet,  
Ältestes bewahrt mit Treue,  
Freundlich aufgefaßtes Neue,  
Heitern Sinn und reine Zwecke:  
Nun, man kommt wohl eine Strecke.“

Und ein Wort Shakespeares, den Dettingen so gern anführte stehe daneben:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem;  
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.“

**Erich von Schrend.**

## Bildung und Sittlichkeit.

Eine Zeitbetrachtung <sup>1)</sup>

von

Alexander von Dettingen.

Es ist nachgerade in unserer mit Zivilisation und Fortschritt sich brüstenden Zeit zu einer brennenden Frage geworden: ob die in allen Kulturstaaten zunehmende Volksbildung auch mit einer Hebung der Volksittlichkeit Hand in Hand gehe. Und auch in unseren baltischen Landen werden Stimmen laut, welche die fortschreitende Volksbildung einerseits mit Mißtrauen betrachten — das Volk werde dadurch frivol und frech, andererseits sie für den Haupthebel gesunder Entwicklung ansehen — das Volk werde dadurch selbständig und tüchtig.

Zwar besteht darüber kaum ein Zwiespalt der Ansicht, daß wahre Bildung, die ja nie bloße Kopfbildung sein darf, sondern immer auch Herzens-, Willens- und Charakterbildung in sich schließen muß, niemals der Sittlichkeit hinderlich in den Weg treten könne. Aber teils herrscht viel Unklarheit in betreff dessen, was wir unter wahrer Geistesbildung

<sup>1)</sup> Es war nicht leicht, aus der umfassenden literarischen Arbeit Alexander von Dettingens etwas auszuwählen. Denn in den Zusammenhang seiner Gedanken führen doch nur seine großen Werke wirklich ein, den eigentümlichen Glanz seiner Persönlichkeit wiederzuspiegeln vermögen auch diese nicht, wieviel weniger die kleineren. Der obige Vortrag (gehalten in Dorpat am 9. Februar 1883) ist gewählt worden, weil er für den Theologen, der zugleich Moralstatistiker, Sozialethiker und universal gebildeter Mensch war, doch sehr charakteristisch ist. Dem Herausgeber der Baltischen Monatschrift, in der der Vortrag zuerst erschienen ist (1883, Band 30), sei für die Erlaubnis des Abdrucks herzlich gedankt. Die Herausgeber.

zu verstehen haben, teils gehen darüber die Meinungen weit auseinander, ob die eigentlich sogenannte intellektuelle Bildung, wie sie durch Schule und Unterricht, durch Literatur und periodische Presse, durch Kunst und Wissenschaft, durch soziale und politische Aufklärung, mit einem Wort: durch die Zivilisation in unseren Kulturvölkern herbeigeführt und stetig gefördert wird, auf den Stand der individuellen und allgemeinen Sittlichkeit — namentlich auch bei uns zuhause — einen nachweisbar günstigen oder vielleicht gar schädlichen Einfluß übe.

Wie wir den Begriff der „Bildung“ im wahren Sinne zu fassen haben, darüber hat der unvergeßliche Moritz von Engelhardt vor wenigen Jahren in der Aula der Dorpater Universität einen Vortrag gehalten, der noch heute mit wehmütiger Rück Erinnerung in den Herzen aller nachklingt, die ihn zu hören Gelegenheit hatten. Bildung definierte er als „die Ausgestaltung des menschlichen Geistes zur Erfüllung der Aufgabe, die dem einzelnen als einem Gliede der kultur- und geschichtsfähigen Menschheit gesetzt ist“. Im Grunde erschien ihm die Bildung als die Aufgabe der ganzen Menschheit; und der großartige Prozeß, der sich in der Geschichte der Menschheit vollzieht, hat kein anderes Ziel als die Lösung dieser Aufgabe. Der einzelne, der gebildet wird und gebildet ist, zehrt von dem geistigen Kapital, das alle vorhergehenden Generationen aufgesammelt. Sich in dieser Hinsicht als Glied eines Ganzen wissen und an seinem Teil verständnisvoll mitarbeiten können und wollen an der Verwirklichung der Idee der Menschheit, heißt wahrhaft gebildet sein. Je weniger ein Mensch sich von dem Ganzen getragen weiß und der Gesamtheit verpflichtet fühlt, desto ungebildeter ist er; den Ungebildeten charakterisiert der Wahn, er sei fertig. Es ist der Bildungshochmut, welcher namentlich die Halbbildung zu begleiten pflegt. Selbstüberschätzung (Einbildung im Gegensatz zur Ausbildung) ist ein nie fehlendes Symptom derselben. Die wahre Bildung macht denjenigen, welcher in der ihm gewiesenen Sphäre an der Kulturarbeit der Menschheit ernstlich mitzuwirken versucht hat, notwendig bescheiden, weil er sich des Gegensatzes der eigenen Leistung und der hohen Aufgabe, die ihm gestellt ist, aufs lebhafteste und schmerzlichste bewußt ist. „Es ist das Glück oder Unglück der Bildung, daß sie uns aus den engen Schranken unserer persönlichen und lokalen Interessen herausreißt und uns nötigt, mit Kopf und Herz an den

Geschicken der Welt und dem Leben der ganzen Menschheit teilzunehmen. Dieses energische Mitleben und Mitleiden mit den Völkern, die an der Spitze der Geschichte stehen, bringt es mit sich, daß wir uns leicht beunruhigt fühlen durch die Schwierigkeit, ein klares Urteil über die Zeitlage und die Folgen der Zivilisation zu gewinnen.“

Das waren im großen und ganzen die tiefen Gedanken, die uns damals von einem echten Repräsentanten humaner Bildung vorgeführt wurden. Es ward uns da das Ziel so hoch gesteckt, der Begriff so weit gefaßt, das Wesen der Bildung so ideal charakterisiert, daß sich im Grunde ein jeder Ehrliche sagen mußte: trotz allem Ringen und Streben, trotz Unterricht und Belesenheit, trotz aller Zielwifferei und mühseliger Denkarbeit fehlt mir diese wahre Bildung.

Ja, sie bleibt uns in der Tat ein unerreichbares Ideal, sobald der einzelne Mensch oder ein ganzes Volk nur dann als „gebildet“ gelten sollen, wenn „die ausgeprägte und vollendete Form ihres Geistes in jeder Beziehung der Idee des Menschen entspricht, das Wesen des Menschen verwirklicht“. Gebildet heißt aber nicht bloß normal entfaltet oder entwickelt sein, wie wir etwa von der Bildung eines ausgewachsenen Blattes, oder einer Frucht, oder eines Organs am Leibe sprechen. In diesem Sinne ausgebildet oder gut gebildet kann auch ein arabisches Pferd oder eine dänische Dogge sein, mögen wir nun an ihre normal ausgestaltete Körperform oder Dressur denken. Menschliche Bildung hebt sich aber stets vom Boden der Natur als eine Frucht geschichtlicher Tradition ab. Erziehung im Gegensatz zur bloßen Zucht, die Sprache und Sitte im Gegensatz zum bloß Instinktiven und Naturwüchfigen, Kunst und Wissenschaft, Rechtsordnung und Religion, Familien- und Volksüberlieferung sind die Mittel humaner Ausgestaltung des Geistes. Die menschliche Bildung läßt sich daher am besten mit der technischen und künstlerischen Ausprägung und Ausgestaltung des Marmorblocks, des Tones, kurz, des rohen Stoffes zu einem sinn- und charaktervollen Bilde vergleichen. Es ist eine geistige Arbeit, welche das Ziel verfolgt, das in dem noch unentwickelten Menschen schlummernde Gottesbild, die geistige Persönlichkeit, in intellektueller und sittlicher, in ästhetischer und religiöser Beziehung zu charaktervoller Harmonie auszuprägen. Das ist das Humanitätsideal, nach dem wir uns alle sehnen, ein Ideal, das nie in

dieser Zeitlichkeit, sondern erst im Reiche der Vollendung verwirklicht werden kann.

Mögen wir uns nun das zu erstrebende Ziel, das ersehnte Ideal der Bildung noch so hoch stecken, für unser zeitliches Leben, für die irdische und geschichtliche Sphäre der Menschheits- und Volkserziehung gilt es doch einen konkreteren Begriff festzuhalten, der praktisch überhaupt erreichbar ist und sich nicht in Utopien verliert. Die gangbare Redeweise ist durchaus nicht unberechtigt, nach welcher man unter Bildung im engeren Sinne die durch Schulung und methodischen Unterricht hervorgerufene Ausgestaltung der intellektuellen Kräfte versteht. In diesem Sinne können wir z. B. mit Recht sagen, die Apostel, die das Reich Christi auf Erden in alle Welt trugen, waren — mit Ausnahme vielleicht des Apostels Paulus — einfache, ungebildete Leute, d. h. sie besaßen nicht diejenige Schulung und den Stand der Kenntnisse, welcher dem damaligen Niveau der höheren, universellen Bildung entsprach.

Zwar ist es selbstverständlich, daß auch in diesem beschränkteren Sinne Bildung nie eins ist mit gedächtnismäßig aufgehäuften Wissen oder stupender Vielwisserei, die nur zu oft mit Borniertheit und Einbildung Hand in Hand geht. Nein, intellektuelle Bildung im wahren Sinne ist eben diejenige Ausgestaltung der geistigen Fähigkeit, die den einzelnen als Glied seiner Familie, seiner Berufsgenossenschaft, seines Volkes, ja der ganzen Menschheit durch seine erlernten und erarbeiteten Kenntnisse und Fertigkeiten in den Stand setzt, verständnisvoll teilzunehmen und in dem ihm gewiesenen Gebiete erfolgreich mitzuarbeiten an der Kulturaufgabe der Gesamtheit. So werden wir den Mann aus dem Volke, den einfachen Bauer gebildet nennen, wenn er den für einen Ackerbauer und für ein selbsttätiges Glied der Volksgemeinde notwendigen jeweiligen Stand der Kenntnisse erreicht hat. Wir werden den Handwerker, den Schuster und Schneider für gebildet halten, der, mit seiner Zeit fortschreitend, die Mittel und Wege zur gedeihlichen Förderung seiner Berufsarbeit erkenntnismäßig beherrscht. Wir werden die Frau und den Mann als gebildet ansehen, welche der betreffenden weiblichen oder männlichen Berufsaufgabe durch methodische Schulung oder selbsterworbene Kenntnisse gerecht zu werden imstande ist.

So kann von Bildung immer nur beziehungsweise die Rede sein.

Selbst die gründlichste Bildung ist und bleibt einseitig und relativ, ein Zeugnis dafür, daß der einzelne nur als Glied der gesamten menschlichen Kulturgemeinschaft, sozusagen als Teilgröße durch seine lebendige und aufgeschlossene Teilnahme für die Fortschritte der ganzen Menschheit gebildet sein kann. Alle einzelnen Berufsstände und Personen ergänzen und fördern sich gegenseitig, wenn die Bildungsaufgabe der Menschheit erreicht werden soll. „Nichts Menschliches ist mir fremd“ — so kann in Wahrheit nur der Gebildete sprechen. Denn ohne Anschluß an die arbeitende Menschheit und ihre durch Jahrtausende hindurch erworbenen geistigen Schätze wird selbst das Original zum Zerrbild.

Fassen wir so dem gangbaren Sprachgebrauch gemäß die Bildung als erkenntnismäßige Ausgestaltung des menschlichen Geistes zur berufsmäßiger Leistungsfähigkeit innerhalb der jeweiligen humanen Kulturgemeinschaft, dann stellt sich die entscheidende, für uns in der Tat brennende Frage in einem ganz anderen Lichte dar, ich meine die Frage: wie verhält sich diese durch Schulung und Unterricht, durch Sprache und Literatur, durch Kunst und Wissenschaft herbeigeführte intellektuelle Bildung der einzelnen und ganzer Volksgruppen, kurz, wie verhält sich die sogenannte Zivilisation zur Sittlichkeit, d. h. zur normalen Ausgestaltung und Selbstbeherrschung des Willens im Dienste der Pflicht und Tugend? Geht der moderne Zivilisationsfortschritt Hand in Hand mit einem Fortschritt gesunder Zucht und guter Sitte, mit der Achtung vor der Rechtsordnung und Autorität, der Ehrfurcht vor Religion und Gottes Gebot, mit einem Wort: der häuslichen, staatlichen und kirchlichen Pietät und Pflichttreue?

Die heutzutage ziemlich allgemein verbreitete Ansicht ist die, daß die Bildung der entscheidende Hauptfaktor sei in der machtvollen und gesunden Entwicklung der Völker. Knowledge is power — sagt der Engländer. Und ein begeisterter Interpret dieser Auffassung, der vielgelesene Buckle, suchte in seiner Geschichte der Zivilisation — ähnlich wie nach ihm Hartpole Leach, Herbert Spencer, Mulhall u. a. — nachzuweisen, daß die „Aufklärung“ allein die Ursache allen Fortschrittes im Völkerleben sei, während die Moral als Privatfache der Einzelperson sich indifferent dazu verhalte und im Grunde durch alle Zeiten sich gleich bleibe. Ein hochgebildeter deutscher Gelehrter wie Mümelin stimmt

in der Hauptsache dieser Anschauung bei,<sup>1)</sup> indem er in sittlicher Hinsicht jeden einzelnen sozusagen von vorn anfangen läßt, während die Kultur und Bildung als Sache fortschreitender Tradition von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbe und die Macht der Völker erhöhe, ja sie im letzten Grunde allein bedinge. „Die Schulung“ — so hat man von diesem Standpunkte aus gesagt — „ist die Ursache der Siege im Völkerleben“. Der deutsche Schulmeister wurde als der gepriesen, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen und 1870/71 die Franzosen zu Paaren getrieben. „Das Volk, das die besten Schulen hat, ist das erste der Welt, wenn nicht heute, so doch morgen“ — so sprach sich Jules Simon, der große französische Schulmann, aus. „Unterrichten d. h. versittlichen“ — so interpretierte ein Statistiker wie Engel den bekannten Satz Perdonnets. Schon an dem ABC — so meinte nicht ohne Berechtigung ein ernster französischer Forscher (M. Corne) — erstarkte der Wille des Kindes derart, daß es den Versuchungen besser und nachhaltiger zu widerstehen imstande sei. Namentlich wird im Hinblick auf die Mütter der nachkommenden Generationen der Nachdruck darauf gelegt: „Bildet die Frauen und ihr bildet die Männer!“ — „Bildung, Schulbildung, Volksbildung“ — so lautet auch bei uns das Losungswort, wenn es gilt, ein, wie man hofft, unüberwindliches Bollwerk aufzuführen gegen die andrängenden feindlichen Wogen, welche unsere heimatliche baltische Eigenart wegzuspülen drohen. Es ist, als stelle sich auch unter uns der Grundgedanke jenes griechischen Weisen immer wieder in den Vordergrund, daß alles auf das Wissen ankomme, daß niemand, der das Gute wisse, je das Böse tun werde, daß also — wie ein Sokrates nicht müde wurde zu behaupten — die Tugend selbst lernbar sei. — Und kraft der „Aufklärung“ — diesem Schlagwort des vorigen Jahrhunderts — soll die Vermählung von Vernunft und Moral, von Bildung und Sittlichkeit in völkerbeglückender Weise zustande kommen, um Reichtum und Prosperität, Fortschritt und Zivilisation, Freiheit und Humanität ihre siegreichen Triumphe feiern zu lassen.

Dieser optimistischen Anschauung traten nun allerdings nicht bloß die als Dunkelmänner und Reaktionäre gescholtenen Hierarchen und

<sup>1)</sup> Vgl. Rümelin, Reden und Aufsätze. N. Folge, 1881, S. 1 ff. die geistvolle Abhandlung über das Verhältnis intellektueller und sittlicher Bildung.

Feudalen entgegen; selbst der Verfasser des *contrat social*, der „heilige“ Jean Jacques, wie ihn seine Verehrer nannten, machte Fronte gegen die schwärmerische Verherrlichung der Aufklärung. Trotz dem Spott, den ein Voltaire jenem Rousseauschen „retournons à la nature“ mit der Bemerkung entgegen schleuderte, daß man infolge jener Mahnung in Paris schon anfangs „auf allen Vieren zu gehen“ — machte doch die Behauptung des Genfer Philosophen, die Zivilisation und Bildung korrumpiere die Menschen, die Kunde durch die Welt. Die Anhänger der pessimistischen Philosophie eines Schopenhauer wollten nichts von dem vielgerühmten „Fortschritt“ wissen. Trotz der sogenannten Bildung, ja mit durch dieselbe werden die Völker schlechter, entarteter, raffinierter in ihrem Egoismus. Und die Vertreter der mittelalterlich-römischen Kirche, sowie manche aristokratisch-hierarchischen Schwärmer für die gute alte Zeit protestieren gegen allgemeinen Schulzwang und den obligatorischen Volksunterricht; das Volk verlöre durch die fortschreitende allgemeine Verstandsbildung seine Pietät, werde frech und ungehorsam, lerne die Autorität mit Füßen treten und die Majestäten verachten, schreibe Freiheit und Brüderlichkeit auf seine rote Fahne und trete mit dem fluchwürdigen Gedanken der Gleichheit alle sittliche Ordnung und Unterordnung, alle religiösen Traditionen des Glaubens unter die Füße.

So stehen sich die extremen Anschauungen schroff gegenüber. Dort die schwärmerische Begeisterung für die intellektuelle Bildung als das einzige Lebensziel der sittlichen Erneuerung der Völker und Personen; hier die fanatische Abwehr der fortschrittlich-zivilisatorischen Tendenz als der eigentlichen Pandorabüchse, aus der alle sittlichen Übel und krankhaften Verzerrungen der modernen Völkergeschichte sich erklärten. Dort die zuversichtliche Überzeugung: das Wissen, die Vernunft sei die Grundlage aller Wohlfahrt, aller wahren Humanität, aller Gerechtigkeit und Liebe, alles gesunden Glaubens; hier die eben so feste Meinung: das Wissen blähe auf, die bloße Vernunft, durch den Egoismus korrumpiert, sei inhuman und zerstöre die autoritativen Grundpfeiler der sittlichen Lebensordnung; dort herrscht das Schlagwort: auf den Intellekt und auf freie Ausbildung komme alles an; hier der Refrain: am Willen liegt's und der Glaube allein entscheidet!

Wie immer, so werden auch hier die Extreme dadurch belehrend,

daß sie in ihrem Widerspruch sich gegenseitig richten. In beiden liegt wohl ein Körnlein Wahrheit. Wie stellen wir uns dazu? Wonach sollen wir unser Urteil bilden, nach welcher Methode der Untersuchung eine Entscheidung herbeizuführen suchen?

Wollten wir, wie z. B. Rümelin es in seiner interessanten Rede über „intellektuelle und sittliche Bildung“ neuerdings versucht hat, von der rein persönlichen Selbstbeobachtung ausgehen, so liefen wir Gefahr, uns in die Irrgänge der Psychologie zu verlieren; oder wir kämen zu dem ziemlich nichtsagenden Ergebnis, daß Intellekt und Wille stets in einer inneren Wechselwirkung ständen und stehen müßten, um sich gesund zu entfalten. Oder wollten wir in unserer Umgebung die einzelnen Menschen ins Auge fassen, so würden wir kaum zu einem sicheren Resultat gelangen. Wir finden mitunter sehr ungebildete d. h. ungeschulte schlechte Leute, die in ihrer Einfalt und altväterischen Weise Muster der Tugend sind, und umgekehrt: hochgelehrte Vielwisser und Alleswisser, die Charakter- und gesinnungslos aller Sittlichkeit Hohn sprechen. Und umgekehrt: wem sind nicht feingebildete Leute begegnet, die durch die Zucht ihres Verstandes es auch gelernt haben, den Willen ihm untertänig zu machen; und wiederum demütige Menschen, die, arm im Geiste und Kinder am Verständnis, in ihrer Umgebung wie erwärmender Sonnenschein wirken.

Auf dem Wege der Einzelbeobachtung kommen wir aus dem Schwanken nicht heraus; es dürfte dann schwer sein, die zufälligen Einflüsse auszuscheiden. Wir müssen unseren Blick erweitern und die Gesamtbewegung der Menschheit, die Entwicklung ganzer Völkergruppen unter dem hervorgehobenen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen suchen.

Versenken wir unseren Blick in die Vergangenheit, so lehrt die Geschichte, daß gerade die Zeiten eintretender Hochkultur meist verhängnisvoll sind für den sittlichen Gesamtzustand der Völker. Jedenfalls steht es fest und wird von allen Kulturhistorikern zugestanden, daß die einseitig gesteigerte Reflexion, daß die verfeinerte Zivilisation und philosophisch zugespitzte Aufklärung mit der Auflösung der Sitten in der Völkergeschichte Hand in Hand zu gehen pflegte. Bei den Griechen ist die mit Perikles beginnende Periode der höchsten ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung zugleich der Anfang des Verfalles für das griechische Volksethos. In Rom war die mit dem Kaisertum einreisende Un sittlich-

keit und Irreligiosität begleitet von den klassischen Leistungen der Dichtkunst und Philosophie; ja die größte Errungenschaft des hochgebildeten Rom, die bis auf den heutigen Tag geltende römische Rechtslehre, kennzeichnet die Periode der vollendeten Dekadence. An der Grenzscheide der mittelalterlichen Entwicklung, wo die germanische Bildungsform neben der fränkischen und romanischen in den Vordergrund tritt, bezeichnet die sogenannte Periode des Humanismus und der Renaissance den notorischen Auflösungsprozeß der sittlichen Traditionen. Und bei dem durch die Reformation herbeigeführten großen Wendepunkte der europäischen Kulturgeschichte beginnt auch jener Prozeß der modernen Zersetzung der Sitten, der Ablösung des Subjekts von den objektiven Normen und Traditionen, ein Prozeß, der in der neueren Periode der Aufklärung seit den französischen Enzyklopädisten, englischen Freidenkern und deutschen Vulgärrationalisten die Losgebundenheit, die Autonomie und Freiheit des einzelnen proklamiert und noch gegenwärtig in der Gestalt des Liberalismus und Sozialismus die sittliche Gesellschaftsordnung zu zersetzen droht. Mit der fortgeschrittenen Bildung, mit der allgemeiner werdenden Volksschulung geht die Behauptung der allgemeinen Menschenrechte, der Gleichheit aller, der Volkssouveränität Hand in Hand; und der alle Bande der Pietät zerreißen revolutionäre Geist scheint in nicht zu bändigender Macht seine Triumphe zu feiern! Selbst in unseren baltischen Provinzen und in dem großen Reiche, dem wir seit bald zwei Jahrhunderten durch geschichtliche Fügung angehören, droht das allgemeine Bildungsstreben bedenkliche, unheilvolle Früchte zu zeitigen: die Emanzipation der Massen von der Autorität, die zunehmende Gottlosigkeit und Völlerei, der wachsende Sinn für verbrecherische Gesetzlosigkeit und Gesetzwidrigkeit, die Auslehnung wider die Obrigkeit in Kirche und Staat, der inhumane, ja gottlose und unchristliche Nationalitätenhader, die überall lauende Kriegsgefahr, die nihilistische Propaganda — sind es nicht alles Krankheitserscheinungen eines Gesellschaftskörpers, dessen fieberhafte Pulsbewegung eine Folge überreizter Zivilisation und allgemeinerer Volksbildung zu sein scheint?

Für die Gegenwart haben wir ein reiches Beobachtungsmaterial, das in den statistischen Bureaus aufgehäuft und von der Moral- und Sozialstatistik ausgebeutet wird. Was lehrt diese methodische Massen-

Moritz von Engelhardt. — Alexander von Dettingen.

beobachtung, die uns die Gegenwart wie eine still stehende Geschichte erscheinen läßt? Haben wir an der Statistik wirklich eine Meßkunst auch für die geistig-sittliche Bewegung des Gesellschaftskörpers? Lassen sich Bildungs- und Sittlichkeitsfortschritte und Rückschritte mit rohen Zahlen messen?

Bis zu einem gewissen Grade allerdings. Jedenfalls erscheint ein solches Kontrollverfahren von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wo es gilt unsere sonstigen historischen und psychologischen Beobachtungen zu erproben und an der Wirklichkeit zu messen. Ja, man kann in gewissem Sinne sagen, die Fähigkeit statistisch genauer Selbstbeobachtung ist mit ein Gradmesser für den Bildungs- und Kulturzustand eines Staates. Wo man es noch nicht zustande bringt, durch methodische Volkszählung und ziffermäßige Volksbeschreibung dem Gemeinwesen sozusagen methodisch den Puls zu fühlen, da tappt man im Finstern und hat noch nicht die Staffel der Entwicklung erreicht, die unsere Zeit fordert, wenn anders der betreffende Staat mitzählen und im wahren Sinne mitwirken will im Konzert europäischer Kulturgemeinschaft.

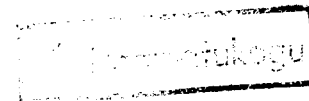
Daß aber die Statistik noch nicht so weit ist, um sichere Resultate in betreff des Bildungs- und Sittlichkeitsmaßstabes der Kulturvölker darzubieten, lehrt ein jeder Blick in die Arbeiten der betreffenden Fachmänner. Die Frage, ob der Bildungsfortschritt heilsam oder schädigend auf die Volksittlichkeit wirke, ist wegen der verwickelten Mannigfaltigkeit der hier waltenden Einflüsse noch eine vielfach schwankende. Die einen — ich nenne <sup>1)</sup> unter den Franzosen Quetelet, Dufau, Levasseur, unter den Engländern Herbert Spencer, Porter, Mulhall; unter den Italienern Morfelli, unter den Deutschen von Holzendorff, Engel und Mahr — behaupten: mit dem Volksunterricht in der fortschreitenden Zivilisation hätten die Verbrechen abgenommen. Die anderen — wie Guerry, Messedaglia, Stursberg u. a. — huldigen der entgegengesetzten pessimistischen Betrachtung und sagen: es sei in den letzten Jahrzehnten mit zunehmender Volksbildung immer schlimmer geworden.

Sehen wir näher zu. Es kommt hier alles auf eine solide Methode der Untersuchung an. Was haben wir denn für eine Möglichkeit, zunächst das Volksbildungsniveau zu messen? Und dann: welche Sittlichkeitsmaßstäbe bietet uns die ziffermäßige Massenbeobachtung dar?

<sup>1)</sup> Vgl. die dritte Auflage meiner Moralstatistik 1882, S. 594 ff.

Man hat schon seit Jahrzehnten die verschiedensten Versuche gemacht. Selbst die Statistik des Seife- und Papierverbrauches ist als nicht unwesentlicher Kulturmesser empfohlen worden. Die Briefzirkulation, der Telegraphen- und Eisenbahnverkehr, die industrielle Produktion, der Handelsverkehr — das sind ja alles Symptome der Zivilisation, der fortschreitenden Bildung; denn diese ist es im Grunde, welche Brücken baut und Verkehrswege eröffnet über Land und Meer. Das eigentlich Entscheidende wird aber doch die Schulfrequenz und der literarische Bedarf auf dem Büchermarkt und in der periodischen Presse sein. Die Briefzirkulation als Symptom der Volksschulbildung ist zwar immerhin bedeutend. In Großbritannien z. B. werden gegenwärtig etwa 37 Briefe und Postkarten pro Kopf der Bevölkerung jährlich versandt, in der Schweiz (wo die höchste Schulfrequenz sich findet) nur 23, in Deutschland 16, in Frankreich 14, in Oesterreich 11, in Skandinavien 7, in Rußland kaum 2! Ja, es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, wie in dem Briefverkehr der gebildeten Staaten untereinander neben der staunenerregenden Regelmäßigkeit und Stetigkeit dieser Bewegung die gebildeteren Staaten immer mehr aktiv, die ungebildeteren rezeptiv sind. Deutschland z. B., im Herzen des gebildeten Europa gelegen, ist nach Osten und Süden hin mehr aktiv, d. h. schreibt viel mehr (etwa dreimal soviel) Briefe, als es empfängt; nach Westen hin, Amerika, Frankreich und England gegenüber, ist es mehr rezeptiv, d. h. empfängt von dort fast doppelt soviel Briefsendungen, als es dorthin abschickt. — Aber alles dieses ist schon ein Beweis dafür, daß die Briefzirkulation mehr ein Symptom der Lebhaftigkeit der geschäftlich-industriellen Verkehrsbeziehungen als der Gesamtbildung ist. Denn etwa  $\frac{3}{4}$  aller Briefe sollen nach den trefflichen Aufstellungen der deutschen Poststatistik Geschäftsbriefe sein. Daraus ist es z. B. zu erklären, daß Nordamerika 15, ganz Europa im Durchschnitt nur 11 Briefe pro Kopf aufweist, ja an Sendungen von Druckfachen und Zeitungsnummern überragt Nordamerika (13,4 pro Kopf) Europa fast um das Doppelte (7,2 pro Kopf).<sup>1)</sup> Anders steht es mit jenem Bildungsmaßstab, der in der Schulfrequenz zutage tritt. Ich meine selbstverständlich nicht die rohe Schülerzahl in den Volksbildungsstätten, sondern die systematische Beobachtung des Ver-

<sup>1)</sup> Vgl. für die Details meine Moralstatistik 3. Aufl. 1882, S. 569 ff.



hältnisses der schulpflichtigen Bevölkerung zu der schulbesuchenden, namentlich auch der weiblichen Jugend, sowie der eingehenden ziffermäßigen Beschreibung jener Schul- und Bildungs pyramid, wie Engel sie nennt, in der die Elementarschulbildung die breite Basis, die akademische Bildung die höchste Spitze bildet. Leider ist es nur für Deutschland (resp. die Schweiz und skandinav. Staaten) möglich, in dieser Hinsicht eine einigermaßen solide Statistik aufzustellen. Da namentlich in den hochentwickelten Kulturstaaten England, Frankreich und Italien man jüngst erst begonnen hat den obligatorischen Schulunterricht ins Auge zu fassen, liegt auch die staatlich geregelte Schulstatistik dort noch sehr im argen. Jene Registrierungen, wie sie sich aus der Zählung der Ungelesenen d. h. der sogenannten Analphabeten, der des Lesens oder Schreibens Unkundigen, bei den Ehekontrahenten oder unter den ausgehobenen Rekruten ergeben, sind doch als Bildungsmaßstab nur ein höchst unvollkommenes Surrogat. Leider ist auch die Statistik der Presse, der periodischen wie der Verlagsliteratur, trotz aller darauf gerichteten Bemühung noch eine sehr unvollständige; wieviel Schweine geschlachtet, wieviel Schafe und Rinde verzehrt, ja wieviel Eier von Hühnern (namentlich in Frankreich) gelegt werden, wissen uns die Statistiker genau zu sagen. Was für geistige Speise dem Volke geboten wird, an diese allerdings schwierigere, aber unendlich viel wichtigere Frage ist die bisherige amtliche Statistik noch kaum herangetreten!

Gleichwohl steht es, was intellektuelle Schul- und Volksbildung anbetrifft, statistisch fest, daß die germanische Völkergruppe die am weitesten fortgeschrittene ist; die romanische nimmt die zweite Stufe, die slawische auf europäischem Boden die dritte Kulturstufe ein; die Türkei als intellektuell und sittlich zerfallendes Gemeinwesen zählt in diesem Rangstreit überhaupt nicht mit, und Griechenland, Spanien, Portugal haben eine zu wenig geordnete Bildungsstatistik, um hier zu konkurrieren.

Dürfen wir nun als Deutsche etwa mit Stolz darauf blicken, daß wir als Glieder dieser hochzivilisierten Rasse es „so herrlich weit gebracht“? Darf man ein Triumphlied darüber anstimmen, daß die Deutschen die höchste Schulbildung haben, daß in diesem Herzen des zivilisierten Europa notorisch Sachsen (mit seinen 105 und die deutsche Schweiz sogar mit 113 schulbesuchenden auf je 100 schulpflichtige Kinder) an

der Spitze der Volksschulbildungsskala stehen; daß in Deutschland in stetigem Fortschritt von 1871—81 die Zahl der Verlagswerte im Buchhandel von rund 10 000 (im Jahre 1870) auf über 15 000 (im Jahre 1881) gestiegen ist; daß in Deutschland die höhere Gymnasialbildung und Universitätsfrequenz numerisch alle anderen Länder übertrifft;<sup>1)</sup> daß dort von den Rekruten kaum 1—2% ungeschult sind, während England deren noch 18%, Frankreich 30%, Italien 40—50% und Rußland über 90% aufweist! Und dürfen wir als germanisch gebildete Provinzen uns damit brüsten, daß wir Deutschland mit unseren nur 5% Analphabeten unter den Rekruten und 80% schulbesuchender Kinder am nächsten stehen?

Wie gestalten sich denn die statistisch meßbaren Bildungsergebnisse in sittlicher Hinsicht? Hüten wir uns dabei vor zu schnellem Aburteilen, sei es in schönfärberischer, sei es in pessimistischer Tendenz.

Die Pessimisten sagen, man sieht's ja an den Ziffern: je mehr Volksbildung, desto mehr Verbrechen. Gewiegte Statistiker wie Hausner und Legoyt z. B. stellten die hochgebildeten Hannoveraner in ganz Deutschland als die am meisten Verwahrlosten auf die unterste Stufe. Denn in Hannover zählte man auf 13 Personen bereits einen Verurteilten, in Preußen auf 23, in Frankreich auf 55 und in Österreich erst auf 82 Einwohner!! — Das ist nur ein lächerliches Beispiel dafür, wie man die sogenannten „Blenden der Statistik“ — die großen Zahlen — durch unrichtige Gruppierung und Vergleichung mißdeuten und zur Verbreitung kolossaler Trugschlüsse mißbrauchen kann. Die Anzahl der Verbrechen und gestraften Vergehen in den einzelnen Staaten ist — bei der Verschiedenheit der Gesetzgebung und Polizei — überhaupt nicht vergleichbar. Ja es kann die höhere Zahl der wirklich geahndeten und gesühnten Verbrechen, als Zeugnis soliderer Justiz, ein Kennzeichen besserer sittlicher Gesamtzustände sein gegenüber den Ländern, wo die gesetzgeberische und gesetzvollstreckende Gewalt infolge allgemeiner Demoralisation ohnmächtig ist und die ungesühnten Verbrechen an der Tagesordnung sind.

<sup>1)</sup> Vgl. Laspeyres, Die deutschen Universitäten (Deutsche Revue 1883, Heft 2). Danach ist die Zahl der deutschen Studenten von 1872 bis 1882 von 15 113 auf 23 838, d. h. um 57,5% gestiegen oder sechsmal so rasch als die Gesamtbevölkerung. Und diese Zunahme ist so stetig, daß sie in den letzten vier Jahren je 1117, 1136, 1237, 1392 betrug.

Andererseits darf man nicht, wie die Optimisten tun, zu viel daraus schließen, daß die Zahl der groben Verbrechen mit zunehmender Gesamtbildung abnehme. Morjelli weist z. B. darauf hin, daß in Italien mit Zunahme der Analphabeten nach Süden hin auch Raub und Mord stetig steigen. Aber ein jeder weiß, daß gerade die abenteuerliche Form des Brigantaggio der fortschreitenden Zivilisation weichen muß. Im übrigen gesteht selbst Bodio, der das größte Verdienst um die italienische Statistik hat, mit Schmerz zu, daß in Italien die Steigerung der Verbrechen Hand in Hand gehe mit der Zunahme der Bildung. Und für Frankreich haben die schönen Guerry'schen Karten den Beweis geliefert, daß, im großen und ganzen betrachtet, die höher gebildeten Landesteile sich stärker an der Kriminalität beteiligen als die schlechter geschulten, mit der Zivilisation und den Zivilisationszentren, den großen Städten, weniger in Berührung kommenden.

Überhaupt muß man nur die Gebiete zeitlich und räumlich ins Auge fassen, welche unter Voraussetzung gleicher Gesetzgebung und ähnlicher gesellschaftlicher Zustände überhaupt vergleichbar erscheinen. Und da bietet das uns geistesverwandte Deutschland für das letzte Jahrzehnt seit dem französischen Kriege ein höchst interessantes und lehrreiches Beobachtungsfeld dar.

Zwar erscheint es mir aus den schon angegebenen Gründen nicht richtig, wenn man die hohe oder wachsende Gesamtziffer der geahndeten Gesetzeswidrigkeiten als Zeugnis des moralischen Verfalls des hochgebildeten deutschen Volkes hinstellt und daraus, wie z. B. der bekannte Hofprediger Stöcker in sozialpolitischen Versammlungen wiederholt getan hat, politisches Kapital zu schlagen sucht. Die Sache will tiefer angefaßt und die Qualität der Verbrechen dabei besonders berücksichtigt werden.

Notorisch ist, daß die gröberen Verbrechen, wie qualifizierter Diebstahl, Raub und Mord, verhältnismäßig abnehmen. Dagegen wächst die Zahl der erwerblosen Bagabunden, sowie der für den moralischen Gesamtbestand eines Volkes so verhängnisvolle Alkoholkonsum auch in Deutschland wie in allen gebildeten Staaten (mit Ausnahme Norwegens) in erschreckenden Dimensionen. Eine stetige Zunahme tritt sodann zutage in der Zahl der rückfälligen Verbrecher. Besonders gravierend erscheint es endlich, daß gerade die raffinierten Verbrechen: falscher

Banquerott, Meineid, Münzfälschung, Auflehnung gegen die Obrigkeit — überhaupt die Attentate gegen die Person neuerdings Hand in Hand gehen mit zunehmender Zivilisation. Namentlich hat man nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und anderen Staaten beobachtet, daß die verbrecherischen Attentate gegen die Sittlichkeit in unheimlicher Progression steigen. In Frankreich z. B. hat sich in dem letzten halben Jahrhundert, wo der Bildungsfortschritt, nach der Lesefähigkeit der Rekruten bemessen, sich um 100% gehoben hat (von 61% Analphabeten auf 30%), die Ziffer der Verbrechen gegen die Sittlichkeit (von 131 Fällen auf 791) um 600% vermehrt; in Deutschland hat sie sich in dem letzten Jahrzehnt allein fast verdreifacht. Dazu kommt, daß gerade die relative Beteiligung der Geschulden, ja selbst der professions libérales, d. h. der höher Gebildeten größer ist als das betreffende Bevölkerungskontingent. Auch für Rußland ist nachgewiesen worden, daß unter den verurteilten Verbrechern (1873/4) gegen 29% lesen konnten, während in der kriminalfähigen Gesamtbevölkerung kaum 8% dazu fähig sind.<sup>1)</sup>

Noch eine Menge anderer ungünstiger Symptome für die sittliche Beurteilung der relativ höher Gebildeten kommt hier in Betracht: die Ausführung würde uns zu weit führen. Ich deute nur die Hauptpunkte an. Mit steigender Zivilisation geht allüberall die Steigerung der Selbstmordziffer Hand in Hand. Sachsen, das die besten Schulen hat und die höchste Schulfrequenz, ist — wie wir anderweit dargetan — das selbstmordreichste Land der ganzen Welt. Leipzig, der intellektuelle Herd des ganzen deutschen, ja des Weltbuchhandels, hat die höchste Selbstmordziffer, die wir überhaupt kennen. Und die hochzivilisierten Großstädte sind die eigentlichen Brutstätten wie der allgemeinen Entsittlichung und Völlerei, so der aus Verzweiflung und sittlicher Haltlosigkeit herausgeborenen Selbstmordneigung, namentlich bei der heutzutage verhältnismäßig besser geschulten Jugend. Ferner: die Männer, die überall einen durchschnittlich höheren intellektuellen Bildungsstand einnehmen, beteiligen sich an der Kriminalität viermal, an dem Selbstmord sogar fünfmal mehr als die weniger gebildeten Frauen.

<sup>1)</sup> Vgl. Matwejew, Zeitschr. des preuß. stat. Bureau 1876 p. 213; „Вѣстникъ Европы“ 1873, Okt.

Das hat ja vielfach andere Gründe; aber doch ist die größere Bildung der Männer nichts weniger als ein Präservativ gegen die Versuchungen zu Verbrechen und Selbstmord.

Zu dem allen kommt, daß mit dem höheren Bildungsniveau eine sich steigende Emanzipation gegen die religiöse und kirchliche Sitte Hand in Hand geht. Die Ehescheidungsprozesse, ein Zeugnis des durch den Bildungsfortschritt unterminierten Familienlebens, nehmen gerade in den gebildeten Bevölkerungsschichten in unheimlicher Weise zu; die Teilnahme an den kirchlichen Akten, die seit 1876 in ganz Deutschland freigestellt ist, hat sich zwar in letzter Zeit stetig gehoben,<sup>1)</sup> aber die Bildungszentren zeigen doch einen kolossalen Ausfall, indem z. B. in Berlin (1881) fast ein Fünftel (19,77 %) der Kinder ungetauft und mehr als die Hälfte der Ehen (54,33 % im Jahre 1881) ungetraut blieben. Selbst die Abweisung der kirchlichen Beerdigungsfeier ist wie in Paris so in Berlin stetig (bis 44,7 % im Jahre 1880) gestiegen.

Können wir doch selbst bei uns in einer kleinen Stadt wie Dorpat eine in dieser Hinsicht bedeutsame Beobachtung machen. Die relative Beteiligung der Männer an dem Abendmahlsgenuß gilt in deutschen Landen als ein bedeutsamer Gradmesser für den Charakter der Kirchlichkeit, resp. der mit dem Bildungsstande zunehmenden Entkirchlichung der Gemeinden. Die Tatsache dürfte sich mehr oder weniger überall zeigen, daß ceteris paribus die höher gebildeten Gemeinden eine relativ geringere Beteiligung der Männer an der Kommunion aufweisen. In Dorpat kamen auf je 100 kommunizierende Frauen kommunizierende Männer (im Jahre 1882):

in der St. Petri-gemeinde . . . .	(2176 von 5704):	38 %
„ „ „ Marien-gemeinde . . .	(2129 „ 5757):	37 „
„ „ „ Johanns-gemeinde . .	(626 „ 1907):	33 „
„ „ „ Universitäts-gemeinde . . .	(293 „ 894):	32 „

Man könnte nach diesen Ziffern einen sicheren Schluß auf den verschiedenen Bildungsstand der vier Gemeinden machen.

Wenn wir überhaupt in unserer nächsten Umgebung, in unseren baltischen Provinzen die zutage tretenden Früchte der gesteigerten

<sup>1)</sup> Vgl. meine Schrift über die oblig. und fakult. Zivilehe. Leipzig 1881. S. 36 ff.

Volksbildung ins Auge fassen — sind sie denn wirklich wohlthuend und erquickend? Sucht nicht das im Bildungstreben so rührige Volk sich gleichzeitig zu emanzipieren gegen alle bürgerlich-staatliche und kirchliche Autorität? Und sind nicht mit den Fesseln der Leibeigenschaft auch die Bande der Ehrfurcht zerrissen worden? Nimmt das Verbrechen nicht trotz aller Schulung bei uns grauenhafte Dimensionen an und hat die mit der Schulbildung des Volkes so enorm gewachsene Zeitungs-literatur, dieses hauptsächlichste Bildungssymptom und Mittel, wirklich humanisierend gewirkt, oder nicht vielmehr mit dem Nationalitätenhaß eine ganze Menge unheimlich giftiger Geschwüre an dem volkstümlichen Gesellschaftskörper zutage gefördert?

Sollen wir uns nun im Hinblick auf all diese krankhaften und fittlich bedenklichen Folgen der Zivilisation zu jenen Dunkelmännern scharen, die die gute alte Zeit herbeiwünschen und die allgemeine Volksschulbildung, sowie die höhere Gesellschaftsbildung für ein Unglück, für eine Ausgeburt moderner Gottlosigkeit erklären? Abgesehen davon, daß solch ein frommer Wunsch nichts helfen würde, ginge derselbe auch aus keinem gesunden Motiv hervor, am wenigsten aus einem wirklich frommen oder christlichen Grundgedanken.

Es ist grundfalsch, zu sagen — wie z. B. E. v. Hartmann in seiner Schrift über die Selbstzerfetzung des Christentums tut — das Evangelium sei bildungsfeindlich; der Glaube störe oder zerstöre den Fortschritt des Wissens. Allerdings rühmt die Schrift die „am Geiste Armen“ und diejenigen, welche das Reich Gottes nehmen als die Kinder; ja sie warnt vor dem Wissen, das da nicht wie die Liebe bessert, sondern aufbläht; sie kennzeichnet mit scharfen Worten die verführerische, weil gottlos-egoistische „Weisheit dieser Welt“, welche zuschanden gemacht worden sei durch die „törichte Predigt des Evangeliums“. Aber diese „Torheit“ gilt ihr doch als wahre Weisheit, wie sie aus dem Bewußtsein, daß „all unser Wissen Stückwerk“ sei, hervorgeht. Damit ist die mit der Bildung sehr wohl vereinbare, ja von der wahren Bildung geforderte und geförderte Bescheidenheit und Demut angedeutet und nur jenes Wissen gebrandmarkt, das von der Pietät und dem Glauben sich ablöst und hochmütig sich selbst erhebt. Das Ringen nach Wahrheit, das Zunehmen an Erkenntnis, das Kinder sein in der Bosheit, aber nicht am Verständnis — das tritt uns gerade als

die stets wiederholte apostolische Mahnung entgegen: „Prüfet alles und das Gute behaltet. Den Geist dämpft nicht, denn: der Geist erforschet alle Dinge. Lernet die Geister nur unterscheiden und die Zeichen der Zeit deuten. Ihr seid zur Freiheit berufen; werdet nicht der Menschen Knechte! — Wer ist unter euch weise und klug? Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Sanftmut und Weisheit.“ — So lauten in verschiedenster Richtung die apostolischen Forderungen. Nur die unwahre, eigenwillige Vernunft soll „unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werden“. Aber das Licht der Wahrheit und Weisheit ist damit nicht unter den Scheffel gestellt bei den Jüngern dessen, in welchem als dem „Lichte der Welt“ alle „Schätze der Weisheit und Erkenntnis“ verborgen liegen.

Ist es doch gerade jener große Apostel, den die hochgebildeten Athener einen „Lotterbuben“ schalten, — ist er es doch gewesen, der das Christentum nicht bloß als Frieden bringende Heilswahrheit für die Seelen, sondern auch als eine erneuernde Kulturmacht für die Völker in das große hochzivilisierte römische Weltreich trug, als eine Kultur- und Geistesmacht, die dasselbe schließlich aus den Angeln zu heben berufen war. Hat nicht das Christentum sich als die einzig wahre dauernde Bildungsmacht nunmehr durch zwei Jahrtausende bewährt, trotz der Verstocktheit der Menschen und trotz der hierarchischen Tendenz des römischen Mittelalters? Selbst die Klöster und Priester mußten Kulturstätten und Kulturträger werden als Vermittler klassischer Bildung; und heutzutage gibt es außerhalb des Christentums kein Volk, das Anspruch darauf erheben kann, in bezug auf Kultureinfluß und Kulturhöhe mit den christlichen Völkern zu konkurrieren. Die Türkei, das einzige unchristliche Land auf europäischem Boden, ist auch das ungebildetste und liegt im Sterben; und auf den übrigen Kontinenten ist es immer wieder das Evangelium, ist es die Mission, die, wie selbst ein Darwin zugestand, die eigentlich fruchtbaren Kulturstätten schafft. Wir ahnen und fühlen dabei etwas von dem großen Worte Christi, daß er gekommen sei — ein „Feuer anzuzünden auf Erden“, und daß sein Wahrheitswort Salz und Licht der Welt, ja ein Sauerteig für alle Völker sein und immer mehr werden solle, ein Schwert des Geistes, das nicht in der Scheide stecken bleiben, sondern allzeit mutig geschwungen werden soll.

Auch in unseren Provinzen — wo haben denn die Esten und Letten schließlich ihre Bildung her, von wo sind ihnen die Kulturmächte gekommen, wenn nicht von jenen Deutschen, die ihnen die Segnungen des Evangeliums und mit denselben die Schriftsprache und Literatur, die Schule und Kirche gebracht? Und hat nicht das Christentum allein die von den heidnischen Kulturmächten vergeblich angestrebte Überbrückung der die Nationalitäten trennenden Kluft gebracht? Ist der Humanitätsgedanke, das A und das D unserer Bildung, nicht von dem ausgegangen, der selber das A und D sich als den „Menschensohn“ vor allem zu bezeichnen liebte? Und wir sollten als Christen so bildungsfeindlich sein, daß wir den bedeutsamen Strom der Kultur eindämmen, das Feuer der Zivilisation nach Art der romanisierenden Befehdung aller Kulturfortschritte sollten dämpfen wollen?

Ja — sagt man — die hervorgehobenen Gefahren für den Sittlichkeitsstand der Völker seien doch bei unserer modernen Zivilisation zu verhängnisvoll! — Aber ist denn wirklich die Bildung daran schuld oder nicht vielmehr der gottlos gewordene Zeitgeist, der dieselbe mißbraucht und in den Dienst des Egoismus stellt, ja den dämonischen Gelüsten und niederen Instinkten der Masse dienstbar macht? Würde es vernünftig sein — um ein triviales Bild zu gebrauchen — Zündhölzchenfabrikation, dieses bedeutsame Produkt der Kultur zu verbieten, weil Brandstiftungen dadurch erleichtert werden? Hat es Sinn und Verstand, wenn wir die Waffenfabrikation hindern wollten, weil Revolver und Dolch in der Hand des Bösewichts und Revolutionärs zur Mordwaffe werden? Oder sollen wir die Fortschritte der Naturwissenschaft bedauern, ja hemmen, weil die Erfindungen der Neuzeit, wie z. B. das Dynamit, nicht bloß zur Herstellung von heilsamen Verkehrswegen durch Sprengung von Felsen gebraucht, sondern auch zu haarsträubenden und empörenden Attentaten mißbraucht werden können und tatsächlich in erschreckender Weise mitten unter uns mißbraucht worden sind?

Die intellektuelle Bildung ist wie ein scharf schneidendes Messer, wie ein zweischneidig Schwert; sie ist selbst eine Art Sprengstoff. Sie ist wie Dynamit. Es kommt ganz darauf an, wie sie gebraucht wird. Wehe uns, wenn Kinder oder Frechlinge sie handhaben! Der schädigende Mißbrauch ist dann unvermeidlich. *Corruptio optimi pessima*. An und für sich ist die intellektuelle Bildung weder sittlich heilsam noch

schädlich, gerade wie die menschliche Vernunft, wie der Verstand selbst, der gebildet werden soll. Schaffe ich durch die Verstandesbildung wirklich wertvolle, erstrebenswerte Lebensgüter, wecke ich durch dieselbe starke und gesunde Beweggründe des Handelns, stelle ich sie in den Dienst eines geschulten Willens und Charakters, befördere ich durch sie die Begeisterung für das Wohl der Menschheit und brauche sie gewissenhaft im Dienste der Liebe, zur Förderung aller gottgewollten Berufsarbeit in der menschlichen Gemeinschaft, so ist sie ein hohes und herrliches Mittel des wahren Fortschritts.

Unsere gegenwärtige Bildung muß also an einem großen Übelstande franken. Wo steckt der Fehler? Es ist nicht sowohl die Trägheit, die Unlust zur Arbeit und zum Lernen. Man überstürzt sich ja schier in der geistigen Konkurrenzjagd der Individuen, Stände und Völker! Es ist vielmehr die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Bildung, an der wir franken, die Überschätzung des bloßen Intellektes, die Überhäufung mit Wissensstoff, der Mangel an erziehlicher Leistung, an gesunder Zucht und Pädagogik durch den christlichen Geist des Hauses, der Schule, des Volkes und der Kirche! Unsere Bildung ist durch ihre gottlose Selbstüberhebung, die an das verführerische Schlangenvort im Paradiese erinnert, eine wahrhaft desorganisierende Macht geworden; sie bricht zwar mit Macht die beengenden Fesseln veralteter Tradition, aber sie weiß nicht solide neue Bande zu schaffen. Sie stellt das Individuum auf sich selbst und löst den Verstand in ungesunder Weise vom Willen ab. So hat sie die Gesellschaft zersetz und mit durch die Steigerung des Erfindungsgeistes ein sittlich und materiell verkommenes Proletariat geschaffen, dessen sie nicht Herr zu werden vermag, obwohl man gegenwärtig mit heißem Bemühen darauf gerichtet ist, aus Angst vor dem Triebband der zersplitternden Konkurrenztheorie neue solidere Bauten aufzuführen. Vor allem fehlt es unserer Bildung an der tieferen religiös-sittlichen Basis, die doch für die gesamte Volks- und Menschheitsentwicklung die einzige dauernde und feste Grundlage bildet. Die oberflächliche Bildung — so könnten wir den alten Bacoschen Satz modifizieren — führt von Gott ab, die gründliche zu Gott hin. Es macht die irreligiöse oder gar antireligiöse Bildungstendenz aus dem Volke nur Haufen von selbstüchtigen Revolutionären, die allen Gesezen der Ordnung Hohn sprechen und schließlich den Korrektionshäusern und

Gefängnissen das Hauptkontingent liefern. „Ohne Religion“ — so sprach sich Marshall Wellington mit Recht aus — „erzeugt die Bildung nur schlaue Teufel.“ In den höheren Gesellschaftskreisen tritt das nicht so zutage, weil da der Anstand und die Scheu vor Anstoß, wohl auch die unbewußt sich geltend machenden christlichen und sittlichen Ideen und Traditionen eine bewahrende Macht sind. In der rohen Masse wirkt das Fagen nach einseitig intellektueller Bildung geradezu verwüstend; jenes Naschen an den Resultaten der Naturwissenschaft, jenes Popularisieren unverdauter Wahrheiten, jenes Ausposaunen naturwissenschaftlicher Hypothesen drohen in der Tat den halbgebildeten Menschen der Masse schließlich auf die Stufe des Tieres herabzudrücken und lehren ihn, nur in raffinierterer Weise seinen Gelüsten fröhnen, um schließlich — wenn der Rausch vorüber ist, wenn die misère sociale ihn geipenstisch anstiert, wenn der Ekel und Jammer des Daseins über ihn kommt, seinem im Grunde doch kläglichen Leben ein gewaltames Ende zu machen. Mit den verfeinerten Genußmitteln, die die Bildung uns darbietet, geht dann schließlich in der Menge das furchtbarste Elend des Pauperismus und Proletariats Hand in Hand; die Sozialdemokratie und der Nihilismus erheben ihr dämonisches Haupt und nutzen die herrlichen Mittel der Bildung aus zur Untergrabung des ganzen Gesellschaftsbaues, zur Entfesselung der schlimmer als Sprengstoffe wirkenden revolutionären Gleichheitsideen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ich verweise auf die erschütternde Schilderung der durch die Zivilisation hervorgerufenen Übelstände in dem weitverbreiteten Buche von Henry George, Fortschritt und Armut (deutsch von Gütschow), 1881. Der radikal gesinnte, die sozialen Probleme der Gegenwart scharf kritisierende Verfasser sagt (S. 7 ff.): „Die Gemeinschaftlichkeit von Armut und Fortschritt ist das große Rätsel unserer Zeit. Es ist der springende Punkt, aus welchem die industriellen, sozialen und politischen Schwierigkeiten entstehen, welche die Welt in Verwirrung stürzen und mit welchen Staatskunst, Philanthropie und Erziehung vergeblich kämpfen. Ihm entspringen die Wolken, welche die Zukunft der vorgeschrittensten Nationen verdunkeln. Es ist das Rätsel, welches die Sphing des Schicksals unserer Zivilisation aufgibt und dessen Nichtbeantwortung Untergang bedeutet. — Menschen, die zur Armut — im Sinne des Pauperismus — verdammt sind, unterrichten, heißt nur sie widerspenstig machen.“ — Das ist gewiß wahr, wenn und solange jener „Unterricht“ der religiös-sittlichen Basis entbehrt und nicht von den wahrhaft erziehenden Mächten in Haus und Gemeinde, in Familie und Berufsgenossenschaft, in Staat und Kirche getragen wird. Die von Henry George befürwortete Verstaatlichung allen Grundbesizes wird das Problem nicht lösen!

Und doch! Selbst diese moderne Bildung und Verstandesaufklärung, jener von einer Seite in den Himmel erhobene, von der anderen in die Hölle verfluchte Fortschritt der Zivilisation — er hat jedenfalls auch in solchen Zeiten der Krisis eine hohe und wenn man will heilsame Bedeutung. Die Bildung macht nicht an sich besser; aber sie zeigt uns deutlicher, wo der Schaden steckt und sie deckt unbarmherzig die Stellen auf, wo der Staub vielleicht jahrhundertelanger hierarchischer und tyrannischer oder fauler und träger Traditionen gelagert hat. Jede Hausfrau weiß es — leuchtet die Sonne hell ins Zimmer, so muß der Keh- und Staubbesen ganz anders gehandhabt werden. Solange zum Exempel unsere baltischen Bauern in halben Erdhöhlen wohnten, solange sie in elenden Hütten ohne Fenster, ohne Fußböden und ohne Schornstein vegetierten, da merkte man den Schmutz nicht so, welcher infolge des Zusammenwohnens von Menschen und Vieh sich ansammelte. Es ist in der Tat ein Symptom heilsamen Fortschritts, daß nunmehr das Licht der Zivilisation heller scheint und uns klarer zeigt, wo unsere wunden Flecke waren und wo sie noch sind.

Zu dem allen kommt, daß wir es in erster Linie dem allgemeinen Bildungsfortschritt danken, wenn so und so viele althergebrachte Vorurteile — jener abgelagerte Staub der Jahrhunderte — dem Kehrbesen der Humanität weichen mußten. Ist es doch lediglich die Bildung — nicht etwa der sittliche und religiöse Kampf der Vertreter des Christentums, sondern einzig und allein die moderne Zivilisationsära, welche alle Gewaltmaßregeln der Intoleranz und Verfolgung gegen Andersgläubige ein für allemal beseitigt und unmöglich gemacht hat. Verdanken wir es doch der Aufklärung, daß jetzt kein Mensch mehr daran denkt, große Forscher, die Neues aufbringen, dem Kerker zu übergeben, Hegen zu ersäufen, Ketzer zu verbrennen und in Fesseln zu schlagen, Angeklagte zu foltern und den Sklavenhandel zu fördern. Vor dem Licht der Bildung sind diese Nachtgespenster einer mittelalterlichen, im Grunde heidnischen Grausamkeit wie von selbst gewichen. Ja, es erscheint kaum denkbar, daß heutzutage irgend jemand noch ernstlich für solche Dinge einträte. Man würde ihn einfach verlachen oder verachten.

Darin also haben jene optimistischen Vertreter des modernen Fortschritts Recht, daß die durch allgemeinen Unterricht geförderte Volksaufklärung ein unfehlbares Mittel ist, den aufgehäuften Schutt jahr-

tausendelanger Knechtschaft und Unsitte wegzuräumen. Auch muß ein jeder erfahrene Schulmann und Erzieher ihnen einräumen, daß die durch Unterricht geförderte Disziplin des Geistes, daß der durch solche Bildung erweiterte Horizont die Menschen menschlicher macht, die Arbeitskraft stärkt, die Selbständigkeit erhöht und der Humanitätsidee die Bahn bricht. Aber wo viel Licht, da ist immer auch viel Schatten. Wo der Sturmwind lustreinigend wirkt, da bricht er auch manchen tüchtigen Stamm und richtet Schaden und Verwüstung an. Die hochgesteigerte Kultur ist wie eine Fieberaffektion. Wollte Gott, daß sie in unserer Zeit, wo alle Pulse höher schlagen, eine heilsame Krisis herbeiführte d. h. eine Besinnung auf die eigentlichen religiös-sittlichen Quellen der Kultur und auf die gesunden Früchte, die sie gewiß zutage fördern wird, wenn die Schulbildung — wills Gott auch bei uns zulande — mehr und mehr getragen und durchdrungen erscheint von dem erzieherisch wirkenden christlichen Geist des Hauses und der Volksgemeinde, von dem Geist der Liebe, die keinen Nationalitätengegensatz kennt.

Solange man noch — wie gegenwärtig in Frankreich und zum Teil auch in Deutschland — für eine religionslose Volksschule sich zu begeistern vermag, wird auch die Volksschulbildung nicht sittigend, sondern zerstörend wirken. Die hohe Bedeutung des religiösen Glaubens für Familien- und Volksbildung fängt man gegenüber den erschreckenden Resultaten der widerchristlich sozialdemokratischen Maulwurfsarbeit mehr und mehr zu erkennen an. Elementarer Volksunterricht, ja sogar der höhere Unterricht in Mittelschulen und Gymnasien führt, wo er losgelöst erscheint vom Religionsunterricht, immer nur zu einseitiger Halbbildung. Und „Halbbildung“ — sagte Treitschke nicht ohne tieferen Grund — „macht frech“. Darin also haben jene pessimistischen Warner Recht, daß sie die überfeinerte Zivilisation mit ihrem Luxus, mit ihrer materialistischen Genußtendenz, mit ihrem aufgehäuften Reichtum, mit ihren auflösenden Grundsätzen, mit ihrer Nichtachtung der Autorität und Pietät, mit ihrer Gleichheitstheorie und Majoritätenwirtschaft, mit ihrer gesamten atheistischen Weltanschauung für den eigentlichen Ruin unserer modernen Volksbildung halten.

Aber selbst in dieser verhängnisvollen Wirkung der Zivilisation liegt doch auch wieder ein providentiell bedeutames Moment. Es vollzieht sich mit zunehmender Intelligenz eine Krisis, um welche schließlich

kein selbstbewußter Mensch herum kann. Ja, gerade darin scheint uns die fortschreitende Bildung von eminenter sittlicher Bedeutung, daß sie die Gegensätze sich zuspitzen und in grellerem Licht hervortreten läßt. So nötigt sie zum Prüfen und selbständigen Entscheiden. Kurz, die Bildung verschärft das Unterscheidungsvermögen und erhöht die Verantwortlichkeit; sie weckt das bestimmtere Urtheil und vertieft das sittliche Schuldbewußtsein. Die Bildung läßt die mannigfaltigen religiösen Glaubensüberzeugungen als in der That verschiedene sittliche Weltanschauungen immer deutlicher in ihrer prinzipiellen Tragweite zutage treten; sie rüttelt auf aus dem Schlaf der trägen, blasierten Gleichgültigkeit, die stets ein Zeugnis oberflächlicher Bildung, weil mangelnden humanen Interesses ist. Und das muß als ein großer Vorzug anerkannt werden; das klärt und bringt zur Reife, was sonst ununterschieden als gutes Korn und Unkrautsaat gefahrbringend durcheinanderwuchert.

So sehen wir denn, daß eine tiefinnerliche Wechselwirkung zwischen Bildung und Sittlichkeit, zwischen dem Wissen und Gewissen besteht und immer mehr erstrebt werden soll. Die Bildung soll und kann sittigend und religiös vertiefend wirken, wenn sie anders rechter Art ist. Wo sie aber durch ihre weltförmige Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, wie heutzutage vielfach der Fall ist, entsittlichend auf die Massen wirkt, da ist und bleibt sie doch eine kritische Macht, die auf die Nothwendigkeit eines religiösen Umschwunges uns hinweist und mit durchdringender Gewissensnötigung die — für Haus und Herz — für die Einzelperson wie für die Volksgemeinschaften hochbedeutsame Lebensfrage an uns herantreten läßt:

„Wo stehen wir?“ —

**Aus baltischer Geistesarbeit.**

Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

---

VIII.

**Georg Bertholz.**

---

Festvortrag  
bei Enthüllung des Herder-Denkmals.  
Geschichte des Wortes „baltisch“.

---

**Friedrich Bienemann.**

---

Reval um 1500.



Riga  
Verlag von Jond & Poliewsky  
1909.

Alle Rechte vorbehalten.

## Aus den Erinnerungen an Georg Berkholz.<sup>1)</sup>

Von Victor Hahn.

Es war im Spätherbst des Jahres 1838, als ich zum erstenmal nach Berlin kam. Ich fand dort eine Anzahl Landsleute, die gleich mir von den berühmten Lehrern der noch in vollem Glanze strahlenden Berliner Hochschule angelockt waren. Unter diesen Liv-, Est- und Kurländern fiel mir gleich anfangs der Jüngste von allen auf — sowohl durch sein sprechendes, interessantes Gesicht, als die klugen Reden, die er führte. Er nannte sich Georg Berkholz, und ich erfuhr, daß er wegen eines Duells die Universität Dorpat hatte verlassen müssen. Erstaunlich war schon damals, in so jungem Alter, die Tiefe und Weite seiner Bildung, so daß ich, der ich doch um vier Jahre älter

<sup>1)</sup> Die hier mitgeteilten Erinnerungen Victor Hahns an Georg Berkholz sind aus Hahns Nachlaß von Theodor Schiemann in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ (1892, Nr. 276, Beilage) veröffentlicht worden. Wir geben sie hier nach einem wenig verkürzten Abdruck des „Rigaer Tageblatts“ (1892, Nr. 227/28). Die Hauptdaten von Berkholz' äußerem Lebensgang sind in ihnen enthalten. Zur Ergänzung fügen wir hinzu, daß Berkholz am 23. November 1817 geboren ist und von 1836–37 in Dorpat Philologie studiert hat. Zur Vervollständigung des über die letzte Lebenszeit Mitgeteilten muß noch erwähnt werden, daß Berkholz von 1875–1885 Präsident der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostsee-provinzen war und 1884 Ehrendoktor der Universität Dorpat wurde. Am 7. Januar 1886 (26. Dezember 1885) ist er zu Meran gestorben. Eine eingehende Würdigung der großen Verdienste, die sich Berkholz in dieser von Hahn kürzer behandelten Zeit um die baltische Geschichtsforschung erworben hat, und der außerordentlich reichen Anregung, die von seiner Persönlichkeit ausgegangen ist, muß einer sachkundigen Feder vorbehalten bleiben. Die Herausgeber.

war, mich lebhaft von ihm angezogen, belehrt und gefördert fühlte. Ich war freilich die letzten Jahre Hauslehrer gewesen, erst in Rußland, dann auf dem Lande in Livland, abgetrennt von aller Wissenschaft, nur an alltägliche Gespräche gewöhnt, daher zurückgeblieben. Bertholz studierte, wie er selbst vorgab, Mathematik, und mag auch hin und wieder in einem mathematischen Kolleg sich eingestellt haben, im Grunde aber trieben wir beide alles Mögliche, mit Vorliebe vergleichende Sprachwissenschaft, am meisten und eifrigsten aber Hegelsche Philosophie. Was Bertholz am meisten vorschwebte und worüber er noch in späteren Jahren gegrübelt hat, war eine Architektonik der Wissenschaft insgesamt, wie des Wissens überhaupt, weshalb ihm von anderen und sich selbst oft der Vorwurf abstrakten schematischen Denkens gemacht wurde. Gestritten wurde mächtig, fast bei jeder Zusammenkunft, doch rückten wir einander immer näher. In der Neujahrsnacht 1839, die wir bei Jagor unter den Linden verbrachten, verwandelte sich das bisherige Sie in das Du. Lebhaft, jugendlich, sanguinisch, mit einem Ansatze cholertischen Temperaments, ließ er sich in Rede und Widerrede oft zu Ausfällen verführen, war aber im Grunde bescheiden und schamhaft, wurde verlegen, ja unwillig, wenn man ihn lobte. Vor der zahlreichen Adelsfamilie Wolff hatte er einen angeborenen Respekt; vielleicht bezog er von daher eine Unterstützung.<sup>1)</sup> Sehr groß kann die letztere nicht gewesen sein, denn seine geringen Bedürfnisse zu bestreiten, wurde ihm schwer. Ich erinnere mich, daß seine Freunde einmal ein Sümmchen zusammenschossen und ihm heimlich in die Hand spielten; er wunderte sich und glaubte dann, es sei wohl von einem der zartdenkenden Wolff gekommen.

Gegen den Sommer reiste ich ab, und nachdem wir uns lebhaft über die Töchter der Frau Crelinger, Bertha und Clara Stich, gestritten, welche als Künstlerin die meiste Hoffnung gebe, beschlossen wir, während meiner Reise in Korrespondenz zu bleiben. . . . Nach anderthalb Jahren, im Spätherbst 1840, traf ich, aus Rom und Paris kommend, wieder in Berlin ein, aber in einem Augenblick, wo Bertholz

<sup>1)</sup> Das ist wohl nicht ganz richtig: Bertholz war im Hause des Barons D. von Wolff in Lettin erzogen worden, wo sein Vetter, der spätere Oberpastor Dr. A. C. Bertholz Hauslehrer war. Darauf ist wohl der Respekt zurückzuführen. (Anmerkung des Hig. Tagebl.)

gerade im Begriff war, nach Dresden abzugehen. Wir sahen uns um diese Zeit weniger: mein Geist stand noch in Italien, für welches Land Bertholz natürlich nicht dasselbe Interesse haben konnte. Bald kehrte ich ins Vaterland zurück und wurde dann im Jahre 1841 nach Bernau als Oberlehrer versetzt. Bertholz war noch länger in Berlin geblieben, ich glaube ein Jahr oder zwei, er tauchte dann gleichfalls in der Umgegend Bernaus als Hauslehrer in der Familie Ürküll auf. Von da lief unser Leben merkwürdig parallel, wenigstens räumlich. Er kam ab und zu nach Bernau, ich besuchte ihn einmal in Keblas (so hieß das Gut des Herrn Bernhard von Ürküll, eines Kunstfreundes, der in Rom seinen Geschmack gebildet hatte). Der Knabe, den Bertholz zu unterrichten hatte, machte geringe Fortschritte, und überhaupt war diese niedrige Beschäftigung eines so hervorragenden Geistes nicht würdig.

Im Jahre 1846 war durch Kaupachs Abgang die Stelle eines Lektors bei der Dorpater Universität frei geworden, und Bertholz schrieb mir dringend, ich möchte mich um das Amt bewerben. Der Versuch gelang, ich ging nach Dorpat, und siehe da — die Götter hatten es so bestimmt — auch Bertholz fand sich in der Umgegend ein: diesmal auf dem Gute Kusthof, bei der Familie von Sivers. Zu dem einen Knaben waren hier mehrere Fräulein gekommen, die er zu unterrichten hatte, eine Aufgabe, der er sich, wie immer, mit ganzer Hingabe widmete. Doch konnte auch dies ihm keine Befriedigung gewähren; er versuchte, zu einem Examen zugelassen zu werden, um so zu irgendeinem festen Lebenslauf zu gelangen, aber der Kurator Crafftström gedachte des früheren Vorganges und schlug das Gesuch rund ab. Bertholz kehrte nach Riga zurück und nahm dort im Oktober 1850 eine abermalige Hauslehrerstelle an, und zwar im Innern Rußlands, im Gouvernement Kostroma, bei der Magnatenfamilie Latischtschew. Da wir durch das Schicksal, wie es schien, eng aneinander gekettet waren, wurde auch ich plötzlich von Dorpat erst nach St. Petersburg, dann ins Herz Rußlands, in die Fabrikstadt Tula, verschlagen. . . .

Später erfuhr ich, es mag 1853 gewesen sein, mein Freund sei nicht mehr in Kostroma, sondern habe sich nach Petersburg gewandt, woselbst er an der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und gleichzeitig bei der Großfürstin Helene Bibliothekar geworden. Letzteres war wahr, aber nicht ganz, sondern nur halb wahr; er hatte auf Fürsprache hoch-

gestellter Gönner und Landsleute an beiden genannten Orten nicht Anstellung, sondern Beschäftigung gefunden mit entsprechendem, doch mäßigem Honorar, auch war ihm in dem weitläufigen Palais, das von der Großfürstin und den Personen ihrer Umgebung bewohnt wurde, ein Zimmer eingeräumt worden (es gehörte eigentlich einem der Hofbeamten, der es aber nicht nutzen konnte oder wollte und es hatte leer stehen lassen). So war seine Lage, als gleich nach dem Thronwechsel im Jahre 1855 auch ich, der Schreiber dieses, nach Petersburg kommen durfte. Dies geschah im Mai des genannten Jahres. Auf Bertholz' Rat und Beispiel und unterstützt durch Empfehlungen, suchte auch ich ein Unterkommen bei der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und wurde auch wirklich von dem Direktor derselben, dem Baron (später Graf) Korff als Hilfsarbeiter gegen eine monatliche spärliche Entschädigung angestellt. So sahen wir uns denn täglich in denselben Räumen, unter denselben Umständen und Freuden und Leiden, speisten zusammen zu Mittag, verbrachten auch manchen Abend bei gemeinsamen Freunden. Unter den letzteren ragten die bedeutendsten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften hervor: Böhlingk, Schiefner, Kunik, von Middendorff usw., mit denen sich bald ein gegenseitiger geistiger Verkehr und lebhafter Austausch ergab. Bertholz und ich bildeten ein unzertrennliches Paar, wurden als solches vielfach geneckt und als Castor und Pollux oder Cain und Abel usw. bezeichnet. Die Teeabende gingen in diesem Freundeskreise von einem zum anderen, und ich darf sagen, man war unersättlich, uns beide zu haben, uns zu geben und von uns zu nehmen. Der deutsche Klub (auf dem Isaakspolze), dessen Mitglieder wir geworden waren, diente auch zum Versammlungsort für einen freilich ganz anderen Kreis mit anderem Gesprächs- und Unterhaltungstoff. Dies dauerte bis gegen Ende des folgenden Jahres, des Jahres 1856. Da kündigten wir beide dem Herrn Direktor an, daß wir die Absicht hätten, die Bibliothek zu verlassen, meinerseits, weil die spärliche Besoldung auf die Länge zum Lebensunterhalt nicht ausreichte.

Da traf es sich, daß in denselben Tagen der Kaiser dem Baron Korff den Auftrag gab, Materialien zu einer Lebensbeschreibung des hochseligen Kaisers Nikolaus zu sammeln und dazu eine eigene Kommission zu bilden. Der Baron erwiderte, er habe zwei Herren an der

Bibliothek, die sich vorzüglich zu der gedachten Arbeit eignen würden, die aber wegen unzureichender Mittel im Begriff seien, ihn im Stich zu lassen und in die Ferne zu gehen. Er schlage daher Sr. Majestät vor, diese beiden fest an der Bibliothek und im Staatsdienst anzustellen und ihnen aus den für die Kommission ausgesetzten Summen den entsprechenden Gehalt zu bewilligen. Der Kaiser war damit einverstanden, und so wurde ich durch einen Glückszufall Oberbibliothekar, mit der Anwartschaft, in die nächste Vakanz einzurücken, — Bertholz aber hörte die Botschaft nicht zu seiner Freude und war nahe daran, die ihm gebotene Gnade abzulehnen. Obgleich er in der Bibliothek ein angesehenes Mitglied war, von allen geliebt und geachtet wurde und dem Direktor täglich unentbehrlicher zu werden schien, so hätte er dieser Anstalt mit all ihrem Golde doch am liebsten ganz den Rücken gekehrt. Der Grund lag in folgendem: Er war ja zugleich Bibliothekar der Großfürstin Helene, und die Vereinigung beider Stellen überstieg seine Kräfte. Es ging ihm nichts schnell von der Hand, er war zu gründlich und gewissenhaft und kam auch bei seinen Arbeiten nicht leicht zu einem Entschluß. Wenn die Großfürstin ihm einen Bericht, ein Gutachten auftrug, so suchte er seine Arbeit so vollkommen zu machen als möglich, saß halbe Nächte darüber auf, und in den meisten Fällen war, wenn er das Schriftstück überbrachte, der frühere Auftrag so gut wie vergessen.

Bei alledem fand sich Bertholz im Palais Michael glücklich und heiter. Das Hofleben hat einen Reiz, den schon viele empfunden haben und der später ungern entbehrt wird. Mit den lebenswürdigen drei Hofräulein (Frä. Edith von Rahden aus Kurland, Frä. von Euler, die von dem berühmten Mathematiker des Namens abstammte, Frä. von Staal, (Schwester des jetzigen Gesandten in London, ein schönes und üppiges Weib), die ich auch gekannt habe, trat er in einen vertrauten Verkehr; in ihrer Gesellschaft verfloß mancher bald langweilige, bald lustige Abend.

Auch zu größeren Festlichkeiten und Versammlungen bei der Großfürstin selbst erhielt Bertholz bisweilen eine Einladung; auf einer derselben war auch der Kaiser zugegen und fragte, wer der Mann dort am Ende des Saales sei; man erwiderte, es sei der Bibliothekar Ihrer Kaiserlichen Hoheit; offenbar war Sr. Majestät die hohe Gestalt, das

reiche Haar und das ausdrucksvolle und zugleich schöne Gesicht des Unbekannten aufgefallen . . .

Damals, es wird Ende 1860 gewesen sein, kam, wie alljährlich, auch der Bürgermeister Otto Müller von Riga in Angelegenheiten der evangelischen Kirche nach Petersburg und brachte einen Plan mit, die Rigasche Stadtbibliothek aus ihrem Verfall zu heben und ihr einen eigenen Bibliothekar mit festem und erhöhtem Gehalt zu geben. Zu dem letzteren hatte er Berkholz ausersehen — wo hätte er auch einen besseren finden können? Berkholz behagte der Vorschlag anfangs nicht, er wies ihn aber nicht durchaus ab; er spielte sozusagen mit dem Gedanken. Als aber die Zeit, wo ein Entschluß gefaßt werden sollte, heranrückte — da kam es wie eine Angst über ihn. Zwar die Kaiserliche Bibliothek aufzugeben, war ihm nicht schwer, desto schwerer das Palais. Er fragte die Hoffräulein, seine Freundinnen, die ihm alle zugetan waren, besonders Fräulein von Rahden, deren Wohlwollen, wie mir schien, zuzeiten bis zur Schwärmerei ging: sie rieten einmütig, den Antrag anzunehmen. Er fragte die Freunde, auch diese, so ungern sie ihn verloren, äußerten sich in demselben Sinne. Sie alle hofften, die Einsamkeit und Stille werde ihn beruhigen, ihm Zeit und Stimmung lassen, seine Kenntnisse und bedeutenden Gaben zu verwerten, seine wissenschaftlichen und literarischen Entwürfe auszuführen. Er machte allmählich Anstalten zur Trennung. Auf eigene Kosten nahm er einen Gehilfen an, der in den letzten Wochen unter seiner Aufsicht die großfürstliche Bibliothek in vollkommene Ordnung bringen sollte. Er setzte das Abschiedsgesuch an die Großfürstin auf. Sie schrieb das halb scherzende Wort darauf: Ja, ja, Scheiden und Meiden tut weh!

Und so war es geschehen. Er lag noch kurz vor der Abreise einige Tage krank und fieberhaft im Bett, dann raffte er sich auf. Wetterlein, der sein Gehilfe und Nachfolger an der Bibliothek war, und ich begleiteten ihn zum Bahnhof; wir schonten nach Möglichkeit den Armen, der ein Bild des Jammers war, und hofften, die Zeit werde Heilung bringen.

So war er denn jetzt in Riga, aus dem erträumten Paradiese verbannt. Seine Briefe lehren, wie es in den ersten Jahren noch immer

in seinem Innern aussah; er litt auch körperlich. Wenn ich versuchte, diese und jene Lichtseite seiner neuen Lage anzudeuten, bekam ich in seinen Antworten bittere Worte zu hören, die ich von einem anderen ernstlich hätte übelnehmen müssen. Auch in Riga wurde ihm mehr aufgebürdet, als er tragen konnte, so neben der Bibliothek die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“. Sein Testament Peters des Großen — eine kleine, scharf und klar, gleich einem Kupferstich *avant la lettre*, geschriebene meisterhafte Broschüre war doch nach einiger Zeit verschollen. Fr. v. Rahden übersezte sie dann ins Französische, Schédo-Ferroti in Brüssel machte dies Französisch noch französischer, und die letzte Druckkorrektur besorgte Berkholz selbst. Der Inhalt war pikant genug, aber er widersprach dem Interesse des Liberalismus, besonders dem Interesse Napoleons III. und der Polen. Das Märchen, dem der Verfasser entgegentrat, war denen, die es als politischen Hebel brauchten und immer wieder verbreitet hatten, zu lieb und willkommen, als daß sie nicht gesorgt hätten, die Widerlegung durch Schweigen aus der Welt zu schaffen. So machte die Schrift auch in französischer Gestalt kein Aufsehen, und das erlogene Testament Peters des Großen mußte noch nachher oft genug als Berufungsinstanz und Beweismittel dienen. Berkholz hatte seine Schrift auch dem Baron Korff zugesandt, ohne eine Bitte daran zu knüpfen; dieser aber gutherzig, obgleich gar nicht sentimental, dabei am Protegieren Freude findend, legte sie dem Kaiser vor und erwirkte ein kaiserliches Gegengeschenk von ungefähr 900 Rubeln an den Autor. Durch diese Gnade fühlte sich Berkholz in seinen eigenen Augen gehoben, sie ermutigte ihn und verscheuchte manche Sorge für die Zukunft. Schon im Jahre 1862 versuchte er, durch eine Sommerreise ins Ausland neue Stärkung zu gewinnen. Über diese Reise liegt in einem Briefe ein kurzer Bericht vor. Karlsbad hatte ihm wohlgetan, in der Schweiz waren die alten Übel wiedergekehrt; er hatte seinen Freund H. B. Oppenheim in Berlin wiedergesehen, den Philosophen Feuerbach bei Nürnberg, den Ästhetiker Wischer in Zürich kennen gelernt, im allgemeinen hatte diese Reise auf seine Gesundheit, seinen Lebensmut nicht gewirkt. In den letzten Monaten des Jahres 1863 und auch 1864 geriet unser Briefwechsel in lebhafteren Gang. Ich habe einiges für die „Baltische Monatschrift“ eingeschickt, ja mich zu Petersburger Korrespondenzen bereben lassen, die etwas frischeren Wind

in die Segel des träge sich bewegenden Fahrzeuges bringen sollten, aber dem Zensor Otto Müller und dem Redakteur Bertholz viel Kopfschmerz machten. Letzterer war über meine Beiträge hoch erfreut, es kam von ihm Brief auf Brief, auch behandelte er mich jetzt freundlicher. Die Sehnachtsklänge nach der entschwindenen Petersburger Herrlichkeit verhalten allmählich, auch der Briefwechsel erlaubte sich größere Pausen, baltische Geschichte und gelehrte Forschungen gewannen Raum; da mir die Kaiserliche Bibliothek zu Gebote stand, konnte ich ihm aus dieser die gewünschten Auskünfte geben und kleine Dienste erweisen. Ehrenerweisungen von mancherlei Art mußten ihm wohlthun; die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, an der er ergebene Freunde besaß, behandelte ihn achtungsvoll; die Kaiserliche Bibliothek bot ihm eine durch Tod vakant gewordene Stelle an; es hing im Jahre 1865 nur von ihm ab, als Bibliothekar der Universität nach Kiew zu gehen; er wurde 1867 Ehrenkorrespondent der Kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg; er wurde in Riga dazu ausersehen, das Denkmal Herders durch eine Rede einzuweihen, ebenso auf den alten Rapiersky eine Gedächtnisrede zu halten und dem Bürgermeister Otto Müller einen Nachruf zu widmen usw., doch kamen hin und wieder Rückfälle des Unmuts und Mißmuts — wie noch ein Brief vom Januar 1867 beweist. In demselben Jahr 1867 aber machte er zu Ostern einen Ausflug nach Dorpat, dessen Zweck mir damals verborgen blieb. In Dorpat empfingen ihn Huldigungen von allen Seiten: er mußte schmausen und Reden halten, fand seinen Namen geehrt und bekannt. . .

Und damit endigt diese flüchtige Lebensbeschreibung und Charakteristik. Andere werden über die letzten langen Jahre in Riga, über seine dortige sehr angesehene Stellung, über die Zeit, wo das Bibliothekszimmer hinter der Domkirche die Drakelstätte für Zweifler und Ratfuchende bildete, mehr wissen und sagen können als ich. Seit dem Jahre 1873, wo ich nach Berlin zog, habe ich keinen Brief mehr erhalten, wenn ich den letzten aus drei Zeilen bestehenden, wenige Wochen vor seinem Tode geschriebenen (aus dem Hotel Lauter in der Schadowstraße) ausnehme.

Überschaue ich noch einmal sein ganzes Leben, so weit es mir offen liegt, so muß ich sagen: er hat viel geleistet und gewirkt, und dies Leben ist nicht vergeblich gewesen — aber in Rücksicht auf sein

Wissen, seine tiefe und umfassende Bildung auch wieder zu wenig. Es lag dies am Mangel an Leichtsinn, an Leichtigkeit, an Selbstvertrauen. Ich habe das Talent, schrieb er mir einmal, nie Zeit zu haben und niemals fertig zu werden. Seine Briefe sind alle Muster ihrer Gattung und hätten können, wenn das sonst angegangen wäre, gleich gedruckt werden. Schon in der reinlichen, deutlichen Handschrift spiegelt sich der Stil derselben. Aber darum machten sie ihm Mühe und Arbeit, und er schob sie gern auf; wie oft hat mir Fr. v. Rahden geklagt: er antwortet nicht!

Auch die literarischen Arbeiten, die gelehrten und literarischen Entwürfe, kamen ihm schwer zustande: er wollte sie so goldrein machen, als sie ihm vorschwebten, und darum mußte so vieles liegen bleiben. Wie ärgerte es mich, als ich erfuhr, er habe alle seine mythologischen Sammlungen, Keime zu dem erwarteten größeren Werk, dem kleinen Mannhardt in Danzig abgegeben! Wenn ich mich recht erinnere, habe ich ihm mündlich oder schriftlich bittere Vorwürfe darüber gemacht. Dafür, wenn er etwas zu Ende brachte, so bereitete es gewiß eine wahre Freude neben reinem Genuß jedem, der feinsinnig genug war, solche Geisteswerke zu schätzen. Von seinen späteren Rigaer Arbeiten ist mir gar nicht einmal alles zu Gesicht gekommen. Denn er war zu zart und bescheiden, um, wie andere tun, jede, auch die kleinste Leistung vor aller Welt auszustellen und möglichst weit auszustreuen; er hielt die seinigen immer für zu geringfügig.

Ich habe Bertholz in Berlin zwar mehrmals wiedergesehen, aber konnte ihm nicht näher kommen, weil er immer zu eilig war. Er hatte überhaupt, ich weiß nicht warum, eine Abneigung gegen Berlin: zuweilen sagte er ausweichend, es sei ihm zu groß geworden. Umgekehrt fühlte er für Petersburg, das doch nicht viel kleiner war, eine Vorliebe, und das dortige Leben, die Luft, die Sitten sprachen ihn an. Es gehört das zu dem Irrationalen der Individualität, das ja allen anhaftet.

Auch mit dem Gedanken der Auswanderung nach Deutschland, worin ich ihm das Beispiel gegeben hatte, trug er sich längere Zeit und war nur zweifelhaft, welchen Ort er zum Aufenthalt wählen sollte, doch ließ sich voraussehen, daß der Plan nicht zur Ausführung kommen werde. Zuletzt wanderte er wirklich hinaus, mitten ins Alpengebirge, um dort den letzten Atemzug zu tun.

aber auch immer wieder in sich zurücknehmende Bestimmung des Menschengeschlechtes.

Durch alle seine ausgebreitete Schriftstellertätigkeit — theologischen, philosophischen, historischen Inhalts — sowie durch alle seine Dichtungsversuche geht dieses eine große Thema durch. Sei es, daß er das neu erwachende Verständnis Homers und der übrigen Griechen weiter fördert, oder mit bis dahin ungewöhnlicher Geistesfreiheit den menschlich wahren Sinn der alttestamentlichen Schriften zu enthüllen unternimmt; sei es, daß er den verschütteten Schatz der Naturdichtung aller Völker öffnet, oder Ossian, Shakespeare, die Poesie des romanischen Südens uns näher bringt — immer ist es dieselbe große Aufgabe, den echten und durchgehenden Charakter der Menschheit in seiner Mannigfaltigkeit und Einfachheit zugleich, zu erfassen, die geglaubte Transzendenz und gestempelte Klassizität gewisser Erscheinungsformen des Menschengeistes in sein tieferes Wesen aufzulösen und das von der erdrückenden Übermacht dieser Formen befreite Herz lebendiger schlagen zu machen.

Bei dieser Arbeit ist er Hand in Hand gegangen mit allen den anderen Koryphäen jener goldenen Literaturperiode der Deutschen, die nun so weit schon hinter uns zu liegen scheint, und auf welche ein weniger im Mittelpunkt des idealen Menschheitsinteresses stehendes, mehr in Extreme auseinander gegangenes und an realistische Sonderzwecke hingeebenes Zeitalter gefolgt ist. Mit seinen Gaben auf der Grenze zwischen Poesie und Wissenschaft sich bewegend, scheint Herder weder in der einen, noch der anderen das Höchste und kaum etwas für alle Zeiten Bleibendes geleistet zu haben, ist aber dafür ein desto ergreifenderer Redner zum Volke, ein desto gewaltigerer Wecker und Bahnbrecher gewesen. Er lebt fort, wenn auch nur mit wenigen seiner Schriften, aber mit der Fülle der von ihm ausgegangenen Anregungen, und gewiß kommt noch die Zeit, da man wieder mehr als in unseren Tagen auf den hohen Sinn jener entschwundenen Literaturepoche, und damit auch auf Herders Geisteswerke, sich zu besinnen geführt sein wird.

Welches aber ist der Teil, den wir, die Bürger Riga's, an ihm haben?

Er war kein Sohn dieser Stadt, dieses Landes. Nur vier und ein halbes Jahr hat er in Riga verlebt, und dennoch haben wir

## Festvortrag

des Herrn Rigaschen Stadtbibliothekars Georg Bertholz,

gehalten am 25. August 1864,

### bei Enthüllung des Herder-Denkmal's.<sup>1)</sup>

Wenn wir in unserer, von jeher mit den materiellen Bedingungen des Daseins mühsam ringenden und für den Luxus des Geistes in Kunst und Wissenschaft nur wenig erübrigenden Handelsstadt dennoch ein öffentliches Symbol höheren intellektuellen Interesses hinstellen möchten, — an welchen anderen Namen als den Herders könnten wir diesen Kultus des Genius anknüpfen? Ist es doch unzweifelhaft, daß von allen, die hier geboren wurden oder gelebt und gewirkt haben, kein anderer so hoch, wie er, über die bloß lokale Bedeutung hinausragte — er, dessen Stern auch in der unmittelbaren Nähe Goethes und Schillers seinen Glanz nicht verlor. Es kann in diesem Augenblicke nicht die Aufgabe sein ausführlich darzulegen, durch welche Lehren und Dichtungen Herder in den Gang der deutschen Literatur und demnächst der menschheitlichen Kultur überhaupt eingegriffen hat; erinnern wir uns nur zu seiner allgemeinsten Charakteristik, daß er das Wort Humanität auf seine Fahne geschrieben — Humanität als die alle ständische, nationale und kirchliche Besonderung aus sich erzeugende,

<sup>1)</sup> Mit freundlicher Bewilligung der Verlags-handlung entnommen dem Büchlein: Herder in Riga. Urkunden, herausgegeben von Jegor v. Sivers. Riga 1868. N. Rymmels Buchhandlung.

gerechten und von ihm selbst immer anerkannten Anspruch darauf, ihn als einen der Unstigen zu zählen. Er ist in gewissem Sinne der Beitrag, welchen Riga zu dem großen Aufschwung der deutschen Literatur geliefert hat.

Vor einem Jahrhundert (nur ein paar Monate fehlen noch an dieser runden Zahl) betrat er zuerst diesen Boden, von dem Räte unserer Stadt als Lehrer an die Domschule berufen. Er kam aus Königsberg in Preußen, von woher in jenen Zeiten uns noch so mancher Lehrer und Prediger gekommen ist; hatten wir doch damals noch keine eigene Landesuniversität. Geboren in einer kleinen Stadt Ostpreußens, deren Name nur durch ihn Berühmtheit hat, als der Sohn eines armen Tuchmachers und Kürfters, hatte Herder eine entbehrungsvolle Jugend durchlebt und manche, seinem reizbaren Temperament tief empfindliche Behandlung erlitten. Ein schmerzhaft verschlossenes Wesen war über ihn gekommen. — Darauf in Königsberg studierend, hatte er in fieberhafter Anstrengung gearbeitet, einerseits seinen brennenden Wissensdurst zu befriedigen, andererseits durch Unterricht die nötigen Subsistenzmittel sich zu erwerben. Wie anders wurde es mit ihm in Riga, von dem ersten Augenblicke seines Hierseins an!

Dem gut empfohlenen, ebenso umfassend gebildeten, als geistvollen Jüngling öffneten sich alsbald die Häuser unserer Patrizien und die Herzen aller geistig Angeregten. Welchen Eindruck machte es auf ihn, sich plötzlich so gehoben zu sehen! Besonders im ersten Sommer seines Hierseins schwelgte er im Genuße dessen, was — wenn auch nicht Glanz und Pracht — so doch für ihn eine ungewohnte Lebensfülle war, im geselligen Umgang „an den verschiedenen Lustörtern in Riga“, wie er selbst in einem Briefe es nennt, d. h. auf den Sommerfizen — Höfchen — seiner schnell gewonnenen Freunde und Gönner. Unter den letzteren sind vor allem zwei Männer zu nennen, deren Andenken jedem Bürger Rigas heilig sein soll: Johann Christoph Schwarz, später Bürgermeister, damals Ratsherr und Scholarcha, — und Johann Christoph Berens, später Oberwetherr, damals Waisengerichtsfekretär, Verfasser der „Bonhommen bei Eröffnung der Rigaschen Stadtbibliothek“, eines Buches, das er kurz vor seinem Tode schrieb, um es seinen Mitbürgern als seine Stadtmoral zu hinterlassen, und das auch jetzt noch von den Bürgern Rigas gelesen zu werden

verdient. Beiden unbergleichlichen Patrioten hat Herder in einem seiner spätesten Werke, den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ ein wehmutsvolles Denkmal der Erinnerung gesetzt. Schwarz war 22 Jahre, Berens 14 Jahre älter als Herder. Unter den durch Altersgleichheit ihm näher stehenden Freunden nennen wir nur einen, der es wohl um uns verdient hätte, wenn auch seine Büste hier zur Seite des Freundes aufgestellt würde: Friedrich Hartknoch, der erste Buchhändler Rigas, der erste sowohl der Zeit als auch der Würde nach, der Verleger Herderscher, Kantischer und noch so mancher epochemachenden Werke.

Noch mehr erweiterte sich der Kreis der Anerkennung, den Herder fand, als ihm später — bei Gelegenheit einer Berufung nach Petersburg, die er ablehnte — auch ein Predigeramt übertragen wurde. So lernte er sich fühlen und es verschwand der frühere Druck aus seinem Gemüte. Frei und hoch sich aufzurichten, dazu hatte ihm Riga verholfen.

Und noch eine besondere Seite des Rigaschen Lebens wurde von Wichtigkeit für ihn. „In Riga“ — heißt es in der von seiner überlebenden Witwe geschriebenen Biographie — „in Riga fand er noch schöne Reste vom Geiste der alten Hansestädte, einen zwar vielfach durchkreuzten und oft gehemmtten, aber doch noch regen Gemeingeist. Hier wurden seine eigentümlichsten Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt. Unauslöschlich blieb ihm der Eindruck dieses Gemeingeistes, von dem er sehr gern sprach und den er in jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Institut, jeder Schule hätte aufwecken mögen. Seine Lebensansicht erweiterte sich; er gewann höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler, weiser Wirksamkeit dafür.“ So Herders Gattin und ein gleiches Zeugnis haben wir auch von einem unserer Landsleute, der schon in Königsberg Herders Studiengenosse gewesen, dem im Jahre 1812 verstorbenen Bürgermeister Jakob Friedrich Wilpert. „Riga“ — so sagt er unter anderem — „war der Ort, wo Herder das Leben zuerst im weiten sah. Hier war es, wo in der Brust des jungen Mannes die Begriffe von bürgerlichem Gewerbe, Ständen, Ehre und Beitrag zum Verdienst sich entwickelten, die wir hernach aus den Jahren des gereiften Mannes im vierten Teil seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit gelesen haben.

Es war damals eine gute Zeit in Riga. Die während des großen,

nordischen Kriegen erlittenen Drangsale — Belagerung, Pest, Nahrungslosigkeit — lebten noch in der Erinnerung der Menschen, aber schon war man dabei, ihre letzten Spuren auszugleichen, und man fühlte sich behaglich in der Sicherheit, daß die früher so oft wiederkehrende Kriegsgefahr kaum mehr drohen könne, seitdem Küste und Hinterland unter einem Szepter vereinigt waren. Der Handel blühte wieder auf, wie in den Tagen des alten Hansabundes, und im Vergleich zu anderen Hafenplätzen der Ostsee hat Riga damals wohl einen bedeutenderen Rang eingenommen, als heutzutage. Im Sommer 1764 hatte die Kaiserin Riga besucht — sie, die eben erst den Thron bestiegen, aber schon die Größe ihrer künftigen Herrschertaten ahnen ließ. Seit Peter dem Großen hatte kein Kaiser die Stadt betreten; Katharinas Besuch war gewissermaßen die Vollendung der Eroberung vermittelt des Enthusiasmus, den sie hier entzündete. Die Wirkung davon dauerte noch in unmittelbarer Frische fort, als Herder gegen Ende desselben Jahres nach Riga kam, und mehr als einmal während seines hiesigen Aufenthaltes hat er in Reden oder Gedichten dieser auch auf ihn übergehenden Stimmung Ausdruck gegeben.

Der Nahrungsorgen ledig und im Genuß einer ausreichenden Ruhe, konnte Herder nun auch den Grund zu seiner literarischen Berühmtheit legen. Zwei seiner bedeutenderen Werke sind hier geschrieben und während seines Hierseins im Hartknochschen Verlage erschienen. Anonym zwar — aber so großes Aufsehen erregten sie in Deutschland, daß sein Name nicht lange verborgen bleiben konnte. Die namhaftesten deutschen Schriftsteller setzten sich sofort in brieflichen Verkehr mit dem jungen Gelehrten in Riga, holten sein literarisches Urteil ein oder suchten seine Mitarbeiterschaft für die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften. So wurden diese Bücher der bestimmende Ausgangspunkt für Herders weitere Lebensbahn. Vom fernen Dünauufer aus gab er der Bewegung, welche seit kurzem die deutsche Literatur ergriffen hatte, einen neuen Anstoß. Bald sollte er in den Mittelpunkt dieser Bewegung gezogen werden. Immer aber bleiben die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ und die „Kritischen Wälder“, ein Ruhm nicht nur Herders, sondern auch Rigas.

Herders schnell errungener Ruf und die in so jungen Lebensjahren erprobte Kraft waren es im Grunde, die ihn nicht länger in Riga

weilen ließen. Plötzlich und ohne zureichenden äußeren Grund kam es über ihn, daß er auf eine Weile die Bürde der Alltagspflichten abwerfen und ein neues Leben anfangen müsse. Mit Ungeftüm nahm er seine Entlassung und ging zu Schiff in die weite Welt, ohne anfangs selbst recht zu wissen, wo er landen solle. Die Geldmittel zur Reise schoß ihm Hartknoch vor, und auch die Handlungsfirmer Berens und Zuckerbecker hatten ihm ihren Kredit im Auslande zu Diensten gestellt.

„Geliebt von Stadt und Gemeinde“ — so schreibt er später selbst von diesem Abzuge — „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Tränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!“

So ging er. — Zwar hatte er es nicht geschworen, daß Riga ihn nicht wiedersehen sollte. Im Gegenteil! Die Absicht des Gouverneurs Freiherrn v. Campehausen, Herder das Rektorat des Lyzeums (des jetzigen Gymnasiums) nebst Predigerstelle bei der Jakobikirche zuzuwenden, mit der fernerer Aussicht auf die Generalsuperintendentur, — das war das Zukunftsbild, mit dem er sich damals ernstlich beschäftigte. Auf der langen Schiffsreise von Riga bis Frankreich entwarf er den umfassenden Plan zu dem „Ideal einer Schule“, welches er in dem Rigaschen Lyzeum zu verwirklichen gedachte. Zugleich schrieb er einige Grundzüge zu einer Reform der Rigaschen Stadtverfassung und phantasierte für sich die Rolle eines Zwingli oder Calvin, d. h. eines durch Wort und Überredung wirkenden Organisations, eines geistigen Oberhauptes der Kommune. Er wollte Riga, wie er es ausdrückt, „zu einer glücklichen Stadt machen“. Das war damals sein Ehrgeiz. Dazu eben wollte er reisen, Welt- und Menschenkenntnis einsammeln, der französischen Sprache besser sich bemeistern, die ästhetisch-kritische Schriftstellerei abtun und in die Wege des handelnden Staatsmannes eintreten.

Es war eine Illusion! aber sie zeigt, wie sehr Riga Herders  
Georg Berkholz. — Friedrich Dienemann. 2

Heimat geworden war. Noch als er seine nächste Anstellung — als Lehrer und Reisebegleiter eines jungen Prinzen Oldenburg-Gutin übernahm, ließ er in seine betreffende Abmachung die Klausel aufnehmen, daß einem nach 3 Jahren an ihn erfolgenden Rufe aus Riga nichts im Wege stehen solle.

Es war eine Illusion! Auf anderem Wege sollte er hinziehen bis zu der Höhe des Ruhmes, auf welcher er danach in Weimar gestanden hat.

Aber noch ein paar Jahrzehnte später preist er in der Vorrede eines seiner Werke die in Riga verlebte Zeit als diejenige, „wo die Auen der Wissenschaft noch im vollen Morgenschmucke vor ihm lagen“ — und wie seine Witwe bezeugt hat, gedachte er dieser Lebensperiode, „seines eigentlich goldenen Zeitalters“, nie anders, als „mit Liebe, Wehmut und Sehnsucht“.

Also: — wenn auch kein eingeborenes Kind dieser Stadt, ist Herder doch Rigas Adoptivsohn im herzlichsten Sinne des Wortes gewesen. Hier hat der in ihm gewachsene Genius sich entpuppt, von hier aus hat er die ersten kühnen Flüge unternommen; von hier aus wurde ihm auch die materielle Unterstützung auf den ferneren Lebensweg mitgegeben. Wir dürfen uns rühmen, einem solchen Manne soviel gegeben zu sein. In seinem Andenken ehren wir das unserer Voreltern.

Aber — so wäre nun zu fragen — setzen wir dieses Denkmal nur unseren Verdiensten um Herder oder auch denen, die er um uns gehabt hat?

Für eine tiefeingreifende Wirksamkeit war sein Aufenthalt zu kurz, seine amtliche Stellung zu untergeordnet. Er brach eben ab, weil diese Stellung ihm ungenügend geworden war, und er erst als ein innerlich und äußerlich Mächtigerer wiederzukommen gedachte. Indessen auch so noch wird es bei einem Herder lohnend sein, den Spuren seiner hiesigen Tätigkeit nachzugehen. Er war also Kollaborator — Mitarbeiter, Hilfslehrer — an unserer aus der Reformationszeit stammenden Domschule, der 1804 zu einer Kreisichule herabgesetzten und neuerdings wieder zum Stadtgymnasium erhobenen. — Das Amt des Kollaborators war eine neue Einrichtung, durch welche die „Väter der Schule“ die Stelle des früher dagewesenen Kalligraphen ersetzt hatten. Seine Aufgabe sollte sein, die großen Lücken im Plan dieser

altväterlichen Schule einigermaßen auszufüllen und die lateinische Gelehrsamkeit mehr „mit dem Angenehmen, mit dem Brauchbaren, mit der Welt“ zu versöhnen. So erzählt davon Herder selbst. Er hatte also zu unterrichten: 1. in der Naturgeschichte und der Mathematik, 2. in der speziellen Geschichte der Länder, während bis dahin nur ein Skelett der Universalhistorie gelehrt worden war, 3. im Französischen und im Stil — „alle Wissenschaften, sagt Herder, die man nicht bloß der Schule, sondern der Welt lernen muß“ — und die Definition seiner Stellung an der Domschule abschließend, fügt er noch hinzu: „Ein Mitarbeiter kann, nach dem Meisten gerechnet, ein Lehrer des Schönen und Weltmäßigen heißen“.

Wie merkwürdig, daß Herder gerade ein Lehrer für die Realien gewesen! Als ob eine prophetische Vorbedeutung darin liege, damit am heutigen Tage das aus der alten Domschule hervorgegangene „städtische Realgymnasium“ desto lieber und voller in diese unsere Herderfeier einstimmen kann. — Es mag dabei freilich erinnert werden, daß Herder in seinem späteren Leben als energischer Gegner der kahlen Nützlichkeit im Schulunterricht aufgetreten ist und daß unser Realgymnasium gerade im Geiste Herders handelt, wenn es Bildung zur Humanität auch zu seinem Endzweck sich gesetzt hat.

Von Herders hiesigen Schulreden sind uns zwei übrig geblieben, darunter diejenige, welche er bei seiner Einführung in die Domschule gehalten hat. Sie behandelt die Frage: „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse“. Schon dieses Thema zeigt den neuen Geist an, der — im Gegensatz zu der pedantischen Schulgelehrsamkeit früherer Zeiten — aus der sich verjüngenden deutschen Literatur auch in den Unterricht der Jugend einzudringen begann. Und man lese die Rede selbst, diese Rede von der Grazie, selbst der heitersten Grazie voll! Gewiß war in den Räumen unserer an den mönchischen Kreuzgang aus dem 13. Jahrhundert angelehnten Domschule so noch nie geredet worden. Ich denke mir den bezaubernden Eindruck, welchen dieser Vortrag auf die anwesenden Väter und Bürger der Stadt gemacht haben muß und wie von diesem Augenblicke an Herders Triumph in den Herzen der Zuhörenden entschieden gewesen sein mag.

Von seinen hier gehaltenen Predigten ist nur eine gedruckt und in die Sammlung seiner Werke aufgenommen: die am 17. Mai 1769

in der Gertrudkirche gehaltene Abschiedspredigt. Er gibt hier Rechenschaft von dem Sinne, in welchem er überhaupt in Riga gelehrt und gepredigt habe. „Menschlichkeit,“ sagt er, „Menschlichkeit in ihrem ganzen Umfange sei jederzeit das Thema seiner Predigten, seines Unterrichtens, seiner Ermahnungen gewesen; ein würdiger Lehrer der Menschheit habe er sein wollen, und wenn er eine Philosophie gepredigt habe“ (wahrscheinlich also wurde ihm das zum Vorwurf gemacht) — „so sei es eine Philosophie der Menschheit gewesen.“ — „Ich redete“, heißt es abschließend, „ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen.“

Jene Antrittsrede und diese Abschiedspredigt — sie sind gleichsam Grenzsteine seiner hiesigen Wirksamkeit. Zwar noch von seiner Reise — von Frankreich aus — schickte er Vorschläge zur Verbesserung der Domschule. Hartnoch aber schrieb ihm, er möge nichts Vergebliches tun, in der Domschule gehe es wieder „schrägenmäßig“ her; eher noch dürfe er bei der Krone — d. h. wohl, wenn er selbst das Rektorat des Lyzeums übernehme — auf günstigen Boden für seine Reformen hoffen. Daß indessen die von Herder ausgegangene Anregung keine unnachhaltige gewesen, wird uns durch Männer wie Wilpert und Liborius Bergmann — letzterer einer der hiesigen Schüler Herders — bezeugt.

Doch was suchen wir nach den dürftigen Spuren der hiesigen Katheder- und Kanzeltätigkeit des damals noch so jugendlichen, zwar frühreifen, aber noch lange nicht in der Fülle des ihm eigentümlichen Denkens und Schaffens stehenden Herder! Ist uns doch seitdem ein viel mächtigerer Strom seiner Wirkung zugeflossen, teils direkt aus seinen vielgelesenen Schriften, teils vermittelt durch deren Reflexe in der gesamten deutschen Literatur.

Wie gut, daß er ging! — so möchte ich ausrufen — und wäre es auch nur wegen des Zusammentreffens mit Goethe in Straßburg. Da sind sie, im Winter 1770 auf 71, diese beiden werdenden Helden! Goethe erst 21-jährig und nach Herders Urteil „leicht und spazehaft“, Herder fünf Jahre älter und schon energisch auf das Wesentliche in allen Dingen gerichtet. Da verleben sie ein halbes Jahr zusammen in dem fruchtbarsten Geistesverkehr; aber Herder als der Gebende, Goethe als der Empfangende. Ein wichtiges Blatt aus der deutschen Literaturgeschichte;

— eines, um dessentwillen allein es gelohnt hätte, daß Herder, den Dünastrand von den Füßen schüttelnd, fortzog bis über den Rhein, von Riga in Rußland zu jener deutschen Stadt auf französischem Boden.

Ja! die mächtigste Wirkung, welche wir Herder danken, ist nicht die lokal begrenzte, nicht die als spezifisches Livonicum aufzeigbare, sondern diejenige, welche wir mit der ganzen Kulturwelt teilen. Was an weltumfassender Erkenntnis, an Freiheit des Denkens, an echtem Sinn für Kunst und Poesie in der gegenwärtigen Menschheit ist, das bildet einen gemeinsamen Schatz, in welchem manches gute Stück Herdersches Gepräge trägt. Je mehr wir davon unter uns in lebendigem Kurs und Gebrauch zu erhalten vermögen, eine desto größere Ehre werden wir auch unserem Herder gegeben haben.

Jene schon erwähnte Antrittsrede in der Domschule schloß Herder mit folgenden Worten:

„Es blühe unsere Schule, Kinder und Eltern! Es blühe Riga, die Stadt, wo man mit Fleiß und Nutzbarkeit die Feinheit, mit Freundschaft und Bequemlichkeit den Wohlstand, mit Freiheit Gehorsam, mit dem rechten Glauben das Denken, mit den Welttugenden die Grazie verbindet! Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist! Es blühe sein Flor, der Handel, seine Bürger, seine Väter, seine Monarchin!“ —

Meine Mitbürger! Von diesen vor hundert Jahren gesprochenen Worten des Jünglings Herder werden wir billig abzuziehen haben, was daran oratorische Lobzutat gewesen sein mag. Jedenfalls würde es uns, den Jetztlebenden, schlecht stehen, nicht in tiefer Bescheidenheit dessen uns bewußt zu sein, was uns an dem Verdienen eines ähnlichen, wenn auch nach jetziger Terminologie etwas anders auszudrückenden Lobes mangelt. Aber ringen wir danach und hoffen wir, daß einst unter uns wirklich werden könne, was Herder mit dem Ausdruck: „beinahe Genf“, bezeichnen wollte, d. h. eine blühende Stätte der Bildung und Humanität, des Patriotismus und des Weltgemeinns zugleich!

## Geschichte des Wortes „baltisch“.<sup>1)</sup>

Von Georg Berkholz.

Wie einst Chamisso's Schlemihl seinen Schatten verlor, so hat das Territorium, dem wir angehören, das besondere Unglück gehabt, seinen Namen zu verlieren. Als einst bei seiner Zerreißung unter verschiedene Herrschaften der ehemalige Gesamtname „Livland“ zu dem nur eines Teiles herabgesunken, gab es eben keinen das Ganze umfassenden mehr. Nach weiteren schweren Schicksalswechsellern sich endlich wieder als russische „Gouvernements“ unter einem Zeppter zusammenfindend, mußten die noch immer wesensgleichen und nun wieder in nähere Beziehung zueinander tretenden Teile bald auch das Bedürfnis nach einer neuen Gesamtbezeichnung für das aus ihnen bestehende Ganze empfinden. Welche verschiedenen Wege man zur Befriedigung dieses Bedürfnisses eingeschlagen hat, das soll hier in Kürze dargelegt werden.

Das nächstliegende, wenn auch gewiß nicht bequemste Aus Hilfsmittel war die einfache Aneinanderreihung der drei Teilnamen. „Liv-,

<sup>1)</sup> Die vorliegende Abhandlung ist mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers der Baltischen Monatschrift dieser entnommen (29. Bd., 1882). Die feinsinnige Behandlung der Geschichte des Namens, mit dem zu nennen wir uns ganz gewöhnt haben, wird fraglos auf neue einem regen Interesse begegnen, ob auch die Kontroverse über den Ursprung des Wortes „baltisch“ damit gewiß nicht abgeschlossen ist. So sei denn der, der den hier berührten Fragen näher nachgehen will, auch auf die von Berkholz abweichende Ansicht verwiesen, die Dr. Carl Erich Gleye im Rigaschen Almanach 1902 veröffentlicht hat unter dem Titel: Zur Geschichte des Namens „Baltisch“.

Die Herausgeber.

Est- und Kurland“ — so lautete die der Zeitfolge der Okkupation jeder dieser Provinzen durch Rußland entsprechende Formel, wie sie zuerst in dem hohen Stil der Gesetze und amtlichen Erlasse, danach auch in der Sprache unserer provinziellen Literatur überhaupt gebräuchlich wurde. Indem man sich nie und nirgend eine Umstellung der Glieder dieses Quasikompositums erlaubte, erhielt dasselbe in dem „liv-, est- und kurländischen“ Sprachbewußtsein allmählich fast den Wert eines in sich abgeschlossenen, einheitlichen Namens. Nur schade, daß dieser Name durch seine Länge und Schwerfälligkeit, insbesondere auch durch das ihm einverleibte „und“ so unleidlich blieb!

Wohl um des letzterwähnten Umstandes willen kam man auf den Gedanken, unsere drei Provinzen unter dem Namen der „Ostsee-provinzen“ zusammenzufassen, bald mit dem Zusatz „Rußlands“, bald auch, wo es ohne Mißverständnis anging, ohne denselben. Vielleicht ist Sonntag der Erfinder davon gewesen, wenigstens gab er seit 1823 sein „Ostseeprovinzenblatt“ heraus, und ich kenne kein früheres Beispiel dieser Terminologie. Bald genug wurde sie die gewöhnliche unter den „Ostseeprovinzialen“ und fand sogar auch Eingang in das Russische in der ganz crude übertragenen Form »остзе́йскіи«. Die vom Kaiser Nikolaus gewährte Kodifikation der Rechte unserer Provinzen (1845) führt bekanntlich den Titel „Provinzialrecht der Ostseegouvernements“, russisch: Сводъ мѣстныхъ узаконеній губерній остзе́йскихъ.

Keine höhere Sanktion dieser Bezeichnungsweise, so scheint es, konnte es geben, und doch hat ihr seit etwa 25 Jahren eine andere den Rang abgelassen. Es ist die der „baltischen Provinzen“. Fragt man, durch wen dieselbe aufgefunden sei, so lassen sich darüber die folgenden literar-historischen Nachweise geben.

Im Jahre 1841 erschien von einer in Reval lebenden Engländerin ein Buch: „Letters from the shores of the Baltic“, d. h. einfach: Briefe von den Gestaden der Ostsee. Eine im Jahre 1846 herausgegebene Übersetzung davon betitelte sich kurzweg als „Baltische Briefe“. Das Buch betraf nur Estland allein, also konnte hier noch gar nicht beabsichtigt sein, mit „baltisch“ so viel zu sagen als: liv-, est-, kurländisch zusammengenommen, sondern — da ja die Ostsee nicht nur englisch „the Baltic“ heißt, sondern auch im Deutschen „das baltische Meer“

genannt werden kann, so sollten die „Baltischen Briefe“ eben nur jebiel bedeuten wie: Ostseebriefe, also Briefe von der Ostsee im allgemeinen, ohne nähere Angabe des gerade gemeinten besonderen Küstenteils. In der Tat dachten sich auch die damaligen Leser — den Referenten mit einbegriffen — gar nichts anderes dabei. Wenn man bedenkt, wie ein heutzutage erscheinendes Buch desselben Titels allgemein nur als ein unsere drei Provinzen in ihrer Gesamtheit betreffendes aufgefaßt werden könnte, so hat man hieran ein vortreffliches Beispiel zur Erläuterung des unterdes eingetretenen Bedeutungswandels.

Waren aber jene „Baltischen Briefe“ auch an sich unschuldig an dem, was später mit der Bedeutung des Wortes „baltisch“ vorgegangen ist, so sind sie doch wahrscheinlich die nächste Gelegenheitsursache dazu gewesen; denn nur um ein Jahr später geschah schon der entscheidende Schritt dazu in einem anderen unsere Provinzen betreffenden Buche. Es war dieses die im Jahr 1847 unter dem Titel „Halbrussisches“ herausgegebene Beschreibung einer Reise durch unsere Provinzen nach Petersburg von Aurelio Buddeus, deren erster Teil den Spezialtitel „Baltische Trümmer“ führte. „Baltisch“ aber steht hier nicht nur im Titel, sondern es ist auch ein in dem Buche selbst fast auf jeder Seite wiederkehrendes Beiwort. Statt der „Ostseeprovinzen“ und „Ostseegouvernements“ tauchen hier plötzlich die baltischen Provinzen oder Gouvernements auf, und weiter noch ist da die Rede vom baltischen Lande und baltischen Strande, von baltischem Leben und baltischen Zuständen, vom baltischen Adel und baltischen Luthertum, von einem baltischen Edelhof, den baltischen Urvölkern usw. — und zwar immer in dem ganz bestimmten Sinne einer Gesamtbezeichnung für unsere drei Provinzen als Ganzes. Wie Buddeus zu dieser noch nicht dagewesenen Redeweise gekommen sei, während doch noch sein letzter Vorgänger unter den uns abschildernden Ausländern — F. G. Kuhl, 1841 — nur von „deutsch-russischen Ostseeprovinzen“ zu reden gewußt hatte, dürfte schwer zu erklären sein, wenn man eben nicht annehmen will, daß das Titelblatt jener gewiß auch von ihm gelesenen „Baltischen Briefe“ ihn dazu angeregt habe. Jedenfalls ist er der erste Erfinder dieses seitdem unter uns so beliebt gewordenen Sprachgebrauchs gewesen. Welchen glücklichen Griff er damit getan, das beweist der Erfolg.

Als der Nächste, der sich ihm angeschlossen, ist der poetische Graf

Nikolaus von Rehlinger zu nennen, der schon im Jahre 1848 ein „Baltisches Album“, bestehend in einer Sammlung von belletristischen Beiträgen aus allen drei Provinzen, zuwege brachte. Danach aber trat eine längere Pause ein, während welcher „baltisch“ in der diesem Worte gegebenen neuen Bedeutung nicht weiter verwertet wurde, — ein Umstand, der sich wohl daraus erklären läßt, daß die dreimal aufgelegten „Baltischen Trümmer“ vorzugsweise von der damaligen jüngeren Generation mit Interesse gelesen wurden, welche naturgemäß erst etwas später zur tonangebenden werden konnte.

Erst im Jahre 1857 erschien wieder ein Buch, das sich selbst als ein „baltisches“ in dem neugewonnenen Sinne dieses Wortes bezeichnete: das Stavenhagensche „Album baltischer Ansichten“, welches bekanntlich in die drei Unterabteilungen „Kurland“, „Livland“, „Estland“ zerfällt. Entscheidender aber wurden zwei in das Jahr 1859 fallende Ereignisse: einerseits die Herausgabe der gerade zum Dienst der einigenden „baltischen“ Idee begründeten „Baltischen Monatschrift“ und andererseits die Errichtung des einigen „baltischen“ Domänenhofs an Stelle der früheren Dreizahl einer solchen Behörde für jede Provinz, bei dessen Benennung auch im Russischen das bis dahin unbedenklich gebrauchte »остзейскій« beseitigt und durch das sprachgemäßere »пробалтійскій« ersetzt wurde. Siegreich ist seitdem die neue Terminologie auf allen Gebieten durchgedrungen, so gut in der Sprache der Literatur und des gewöhnlichen Lebens als in der der Kanzleien und Behörden. Außer dem baltischen Domänenhof haben wir jetzt auch ein baltisches Polytechnikum, neben der „Baltischen Monatschrift“ eine „Baltische Wochenschrift“; der Bücher mit Titeln wie „Baltische Kulturbilder“, „Baltische Klänge“ usw. entsteht eine immer größere Menge, und die ganze Klasse der unsere Provinzen betreffenden Druckwerke heißt jetzt schlechtweg „Baltica“. Nur das Recht leistet noch einigermaßen Widerstand, denn wenn auch schon irgendwo von „baltischem Recht“ die Rede gewesen sein sollte, so wird man doch noch wenigstens in allen praktischen Rechtsachen befürchten, damit weniger auszurichten als mit dem kaiserlich bestätigten Provinzialrecht der „Ostseegouvernements“.

Es ist nun keine Frage, daß wir uns mit diesem Unternehmen einer Abstempelung des Wortes „baltisch“ zu einem Eigennamen für

den besonderen Länderbezirk unserer drei Provinzen in einen Widerspruch zu dem allgemein deutschen Sprachgebrauch versetzt haben.

Während diesem die baltische Küste durchaus keine engere Begrenzung hat als die Ostseeküste überhaupt, möchten wir jetzt den ersteren dieser beiden synonymen Ausdrücke allein auf die Strecke von der Heiligenaa bis zur Narowa eingeschränkt wissen. Wie bei uns eine „Baltische Monats- und Wochenschrift“, so gibt es auch in Pommern eine Zeitschrift, die sich schon seit 30 Jahren erlaubt, den Titel „Baltische Studien“ zu führen. „Baltisch“ sind den deutschen Naturforschern z. B. die im Umkreis der Ostsee zerstreuten Findlingsblöcke, und auch den deutschen Geographen dient dasselbe Wort zur Bildung des einen oder anderen auf dieses Meer bezüglichen Kunstausdrucks. Können wir ihnen das Recht dazu bestreiten? Zu bemerken ist freilich, daß alle diese Verwendungen des in Rede stehenden Wortes mehr nur der gelehrten, weniger der volkstümlichen Redeweise angehören. Wirklich volkstümlich ist den Deutschen nur die Ostsee, nicht das baltische Meer. Es gibt wohl eine deutsche Ostseeflotte, aber kaum jemals dürfte diese die „baltische Flotte Deutschlands“ genannt worden sein, und so in allen ähnlichen Fällen. Das aber ist ein sehr günstiger Umstand für die von uns angestrebte Begriffseinengung des Wortes, da man in solchen Dingen den Konflikt mit einer fachwissenschaftlichen Terminologie weit weniger zu fürchten braucht, als den mit einer populär lebendigen Sprachgewohnheit. In der Tat nun ist es uns möglich geworden, für den von uns seit 25 Jahren eingeführten besonderen Sprachgebrauch sogar auch schon im Auslande Boden zu gewinnen. Der Anerkennung und Verbreitung, welche die Bücher einiger über „baltische“ Dinge schreibenden „Balten“ gefunden haben, ist es zu verdanken, daß man sich nun auch dort schon, wenigstens in gewissen besonderen Literatur- und Gesellschaftskreisen, daran gewöhnt hat, „baltisch“ par excellence für gleichbedeutend mit russisch-baltisch oder genauer liv-est-furländisch gelten zu lassen. Und so kommt es vielleicht nur darauf an, auf dem einmal betretenen Wege mit der gehörigen Zähigkeit fortzufahren, um unser Ziel mit der Zeit auch ganz zu erreichen.

Sehr zu statten käme uns dabei ohne Zweifel der Nachweis eines historischen Vorrechts auf den baltischen Namen, falls wir ein solches haben sollten. Demnach wäre hier auch auf die Frage nach

der Herkunft und Bedeutung dieses Namens einzugehen. Leider nur geraten wir damit auf ein Gebiet, dessen Betretung der „Baltischen Monatschrift“ in neuerer Zeit so sehr verdacht zu werden pflegt. „Antiquarisch“, „nur antiquarisch“, — welcher schrecklicher Vorwurf für einen Aufsatz in der „Baltischen Monatschrift!“ Dennoch wage ich es, die Redaktion darum zu bitten, daß sie mir einmal ausnahmsweise auch so etwas darzubieten gestatte, sei es auch nur um des Umstandes willen, daß es einer sich gerade als „baltische“ bezeichnenden Zeitschrift doch wohl nicht unlieb sein dürfte, sich einmal über die letzten Gründe und Wurzeln ihres eigenen Namens ins Klare gesetzt zu sehen. Wem aber unter den Lesern der „Baltischen Monatschrift“ eine literarhistorisch-etymologische Untersuchung, wie die nachfolgende, an sich ungenießbar sein sollte, der sei hiermit höflichst ersucht, dieselbe — vom Strich bis zum Strich — ohne Haß zu überschlagen.

Vor allem haben wir bei dieser Untersuchung zuzusehen, wo und von wem der Name eines „baltischen Meeres“ zuerst gebraucht worden ist. Und da findet sich, nach genauer Durchmusterung der betreffenden Literatur, als der erste, bei dem wir ihm begegnen, Adam von Bremen in seiner gegen das Jahr 1075 verfaßten Geschichte der hamburgischen Erzbischöfe, einem Werke, welches bekanntlich auch sonst so viele merkwürdige Nachrichten über den Norden und Osten Europas bis nach Kurland und Estland und darüber hinaus enthält.

Adam von Bremen ist uns aber nicht nur der älteste Zeuge für den Gebrauch dieses Namens, er ist offenbar auch derjenige, der allein ihn unmittelbar aus dem Quell einer lebendigen Volkssprache geschöpft und in die Literatur übertragen hat, da es sich aus der Vergleichung der betreffenden Schriftwerke als unzweifelhaft herausstellt, daß der Name des baltischen Meeres nur aus Adam zu anderen Chronisten und Länderbeschreibern des Mittelalters und erst aus diesen wieder in den lebendigen Sprachgebrauch der Neuzeit, namentlich bei allen nichtgermanischen Völkern Europas, übergegangen ist.

Als Kanonikus des hamburgisch-bremischen Erzbistums hatte Adam seinen ständigen Wohnsitz in Bremen. Wir wissen aber von ihm, daß er sich zeitweilig auch in Dänemark aufgehalten hat, wo er aus dem

Munde König Ebon Estrifjons viele Mitteilungen über die Länder des fernen Nordens und Ostens vernommen zu haben bekennt. Entweder also bei den Deutschen in der Gegend der Wesermündung oder bei den Dänen wird der von ihm zuerst in die Literatur eingeführte Name eines baltischen Meeres oder, wie er sich auch ausdrückt, eines baltischen Busens<sup>1)</sup> zu Hause gewesen sein. Daß dieses wahrscheinlicher bei den Dänen als jenen Niederdeutschen der Fall gewesen, scheint aus einer sogleich anzuführenden Stelle hervorzugehen, in welcher Adam sagt, der baltische Busen werde so von den Anwohnern genannt. Denn schwerlich doch kann er damit die Deutschen des Weser- oder sei es auch des Elbgebiets gemeint haben. Überhaupt aber waren die Deutschen um diese Zeit noch an keinem Punkte unmittelbare Anwohner der Ostsee, an welcher sie erst im folgenden zwölften Jahrhundert, die dortigen Slaven unterwerfend und verdrängend, Fuß gefaßt haben, um mit kühnem Unternehmungsgeiste alsbald auch über Gotland bis zur Dünamündung kolonisierend vorzudringen.

Wenn es demnach für ausgemacht gelten kann, daß Adams „baltisch“ dänischen Ursprungs sei, so kann man auch nicht umhin, dabei sogleich an den anklingenden Namen jener dänischen Meerengen zu denken, welche noch heutzutage die beiden Belte (dänisch: baelte) heißen. Bevor wir aber aus dieser Vergleichung weiteren Nutzen für unsere Frage zu ziehen versuchen, ist eine Ableitung und Deutung des Wortes „baltisch“ anzuführen, die schon Adam selbst uns gegeben hat.

„Jener Busen — so sagt er an der betreffenden merkwürdigen Stelle — wird von den Anwohnern der baltische genannt, weil er sich in Gestalt eines Gürtels (lateinisch: balteus) weithin durch die scythischen Gegenden bis nach Griechenland (d. h. nach Adams Sprachgebrauch: bis nach Rußland) ausdehnt.“

<sup>1)</sup> „Mare Balticum“, „sinus Balticus“, „fretum Balticum“. Übrigens ist dies nicht der einzige Name, den Adam der Ostsee gibt. Einmal sagt er auch „mare quod vocant orientale“, so daß er auch den Namen „Ostsee“ gekannt haben muß. An anderen Stellen „pelagus Scythicum“, „mare Scythicum“, „Scythicae paludes“ und endlich auch „barbarus sinus“, lauter freie Schöpfungen einer der Abwechslung im Ausdruck beflissenen Gelehrsamkeit. „Mare Balticum“ aber, oder „sinus Balticus“ und „fretum Balticum“ sind immerhin die am häufigsten von ihm gebrauchten Bezeichnungen.

Also aus dem Lateinischen käme der Name und er bedeute so viel wie — Gürtelmeer!

Nur wird man ihm freilich nicht glauben wollen, daß die von Adam selbst Barbaren und Scythen genannten „Anwohner“ der Ostsee sich für ihre Bezeichnung derselben eines lateinischen Wortes bedient haben sollen. Es ist aber hierbei zu erwägen, daß das lateinische „balteus“ in sehr wenig veränderter Gestalt sich auch in den meisten germanischen Sprachen wieder findet. Der Gürtel heißt im Altnordischen „belti“, dänisch „belte“, schwedisch „bälte“, im Angelsächsischen und noch im heutigen Englisch „belt“. Aus dem gegenwärtigen Sprachbestande des Hoch- wie Niederdeutschen ist dieses Wort verschwunden, im Althochdeutschen aber, mit den durch die Eigentümlichkeit dieses Sprachzweiges bedingten Lautverschiebungen, als „balz“ oder „palz“ nachgewiesen. Nur im Niederdeutschen, wo dasselbe „balt“ gelautet haben müßte, ist es, auch in den älteren Schriftendmälern dieses Sprachzweiges, bis jetzt nicht aufzufinden gewesen; indessen hat uns doch L. Napiersky darauf aufmerksam gemacht, daß es im 14. und 15. Jahrhundert in Riga (ob auch in den Städten des niederdeutschen Sprachgebiets ist noch fraglich) eine Zunft der „belter“ gegeben hat, welche Lederarbeiter, Verfertiger von Riemen und Gürteln waren, — eine deutliche Spur, daß das in Rede stehende Wort einst auch dem Niederdeutschen eigen gewesen sein muß. Was das Verhältnis dieser germanischen Wörter zu dem lateinischen „balteus“ betrifft, so ist nach gewissen Regeln der vergleichenden Sprachwissenschaft freilich mit Sicherheit anzunehmen, daß sie eben nur aus dem Lateinischen entlehnt worden sind; es scheint aber, daß diese Entlehnung schon in uralter Zeit, d. h. wohl schon zur Zeit der ältesten Handelsbeziehungen zwischen Römern und Deutschen, stattgefunden haben muß, und jedenfalls war das Wort zu Adams Zeit ein auch unter den germanischen Volksstämmen so weit verbreitetes und gebräuchliches, daß sich die von ihm angegebene Bedeutung „Gürtelmeer“ für sein „mare Balticum“ auch ohne Zuhilfenahme des Lateinischen aus der Sprache eines dieser Stämme erklären läßt. Ja, man darf annehmen, daß Adam selbst sich dessen sehr wohl bewußt war und daß er in seiner Erklärung des Namens nur um des gelehrteren Anstrichs willen das einen Gürtel bedeutende dänische oder niederdeutsche Wort durch das so lautähnliche lateinische ersetzte.

Somit ist wenigstens in sprachlicher Beziehung nichts gegen die Bedeutung „Gürtelmeer“ einzuwenden, und es fragt sich nur, auf Grund welcher Vorstellungsweise die Ostsee gerade so benannt werden konnte. Die bereits mitgeteilte Antwort Adams auf diese Frage lautete: weil sie sich in Gestalt eines Gürtels so weit nach Osten hin ausdehnt. Wahrscheinlich also stellte er sich dieses Meer schmaler vor, als es ist. Welches geographische Bild aber er auch immer auf Grund seiner vielfachen Erfindungen sich davon gemacht habe, so ist es doch schwer zu glauben, daß auch diejenigen „Anwohner“, aus deren Munde er den Namen eines baltischen Meeres vernahm, schon eine Anschauung von der Gestalt dieses Meeres im ganzen gehabt und dasselbe danach benannt haben sollen. Was von dem Volke selbst als länderumschlingender Gürtel aufgefaßt wurde, kann nur ein kleinerer, sozusagen leichter übersehbarer Meeresteil gewesen sein, wie z. B. jene bereits erwähnten „Balte“, deren Bedeutung in der Tat die von „Gürteln“ ist und deren einer schon im Altnordischen als „beltissund“, d. h. wörtlich „Gürtelbund“, vorkommt. Sehr nahe liegt nun die Vermutung, ursprünglich seien nicht nur zwei, sondern alle die Wasserwege innerhalb der reichgegliederten dänischen Inselgruppe als Belte, Gürtel, bezeichnet worden, so daß diese Benennung eben nichts anderes als eine langgestreckte Meerenge im allgemeinen bedeutete. Gab es aber hier so viele Meereseigürtel — dänisch Belte, niederdeutsch Balte — so konnte auch ihre Gesamtheit nebst den angrenzenden Meeresteilen sehr leicht als das Meer der Gürtel — dänisch das beltische, niederdeutsch das baltische — bezeichnet werden. So hätte diese Benennung ursprünglich nur dem westlichen Ende der Ostsee angehört. Erst später, vielleicht sogar erst von Adam von Bremen selbst, wäre sie über die ganze Länge der Ostsee ausgedehnt worden.

Das ist es, was sich auf Grund einer umsichtigen Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände über die Herkunft des Wortes „baltisch“ sagen läßt. Es ist auch keine neue Erfindung. Vielmehr findet sich eine mit dem obigen übereinstimmende und im ganzen schon richtig angelegte Deutung desselben Wortes auch bereits in einem vor mehr als hundert Jahren erschienenen Buche: J. B. Scherer's nordische Nebenstunden, Frankfurt und Leipzig 1776 („Nordische“, weil der Ver-

fasser zeitweilig in Petersburg lebte). Überhaupt aber ist die schon bei Adam vorgefundene Ableitung von „balteus“ auch späteren Autoren geläufig geblieben, und recht interessant ist es insbesondere zu ersehen, daß die preußische Heimchronik des Nikolaus von Jeroschin (im 14. Jahrhundert) das „mare Balticum“ ihrer lateinischen Vorlage geradezu durch „Gortelmer“ (Gürtelmeer) übersetzt. Andere sonst noch versuchte Ableitungen älteren Datums, wie die von dem litauisch-lettischen Worte „balta“ (weiß) oder dem slavischen „blato“ (Sumpf, russisch: boloto) oder von dem westgotischen Königsgeschlechte der Balten sind keiner Widerlegung mehr wert. Es waren etymologische Spielereien, wie man sie von jeher auf Grund eines ungefähren Gleichklangs der Wörter, ohne Kenntnis der erst in unseren Tagen ermittelten Lautgesetze in den verschiedenen Sprachen und ohne genaueres Eingehen auf die Wege der literarischen Überlieferung, betrieben hat.

Das Ergebnis der vorstehenden Untersuchung ist, wie man sieht, kein günstiges für unsere „baltische Sache“. Weit entfernt davon, schon ursprünglich unseren Gegenden eigen gewesen zu sein, ist der baltische Name vielmehr an dem uns entgegengesetzten anderen Ende des auch unsere Küsten bespülenden Meeres entstanden und zuerst gebraucht worden. Von einem althistorischen Vorrecht darauf also keine Rede! Diese Wahrheit war nicht zu verschweigen, sobald überhaupt in wissenschaftlicher Weise auf den Gegenstand eingegangen werden sollte.

Was aber nun weiter? Sollten wir uns etwa durch die hier gewonnene unwillkommene Einsicht von allem weiteren Fortschreiten auf der schon mit so gutem Erfolge betretenen Bahn abschrecken lassen? — Das ist wenigstens meine Meinung nicht. Steht uns kein historischer Rechtsanspruch zur Seite, so können wir unser Ziel auch ohne einen solchen zu erreichen suchen. Wer da weiß, wie so mancher geographische Name im Laufe der Zeiten gewandert ist, um sich schließlich in einer Gegend festzusetzen, mit welcher er ursprünglich gar nichts zu tun hatte, der wird es nicht unmöglich finden, daß es so auch dem Namen einer baltischen Küste, eines baltischen Landes ergehe. Das Entscheidende in allen solchen Fällen ist am Ende denn doch nur das praktische Bedürfnis; das Bedürfnis, sagen wir, für jedes eigenartige Ding auch einen

eigenen Namen zu haben; ein Bedürfnis, „welches sich überall in der Welt ohne allzu ängstliche Überlegung und Auswahl zu befriedigen sucht und auch so gut oder schlecht, als es gehen will, zu befriedigen pflegt, da aber ist es nun eben der Fall, daß die durch unsere drei Provinzen dargestellte historisch-politische Einheit eines neuen Gesamtnamens an Stelle des längst abhanden gekommenen alten bedarf, während ein ähnliches Bedürfnis für alle übrigen Länder und Provinzen im Umkreise des „baltischen“ Meeres nicht existiert. Warum also sollten diese letzteren sich nicht bereit finden lassen, auf ein Recht, das ihnen so wertlos ist, zugunsten derer zu verzichten, denen an dessen Alleinbesitz so viel gelegen ist?

Übrigens ist dazu auch noch das Folgende anzumerken. Selbst durch den uns allerseits zugestandenen Alleinbesitz des Wortes „baltisch“ würde sich das in Rede stehende Bedürfnis noch nicht zur Genüge befriedigt finden. Wie nämlich „Livland“, „livländisch“, „ein Livländer“, oder „Belgien“, „belgisch“, „ein Belgier“ und überhaupt so in allen Fällen je drei solcher Wörter nebeneinander stehen, so bedürfen auch wir neben dem im eingeschränkt baltischen Sinne gebrauchten Adjektiv „baltisch“ durchaus noch zweier Substantive aus derselben Wurzel: des einen für die Bezeichnung des baltischen Landes, des anderen für die seiner Bewohner. Wo aber diese hernehmen, da doch dergleichen bis 1860 noch nie und nirgend erhört worden war, auch bis zum heutigen Tage in keinem allgemein deutschen Lexikon verzeichnet steht? Es ist interessant zu sehen, wie das nun einmal erwachte Bedürfnis sich auch in dieser Beziehung zu helfen versuchte.

Schon sehr bald nach dem Eintritt des Wendepunktes im Gebrauche des Adjektivs „baltisch“ wurden auch verschiedene substantivische Ableitungen davon zur Bezeichnung der Bewohner des „baltischen“ Landes riskiert. „Baltiker“ waren es da und „Baltiten“ und bald auch die kürzer geschürzten „Balten“, welche in Schriften der sechziger Jahre auftretend, zunächst nur mit Kopfschütteln aufgenommen werden konnten. Allmählich haben die „Balten“ das Übergewicht erlangt, und sie sind uns nun schon so familiär geworden, daß wir sie gar nicht mehr nach ihrem Verwandtschaftsverhältnis zu König Marich, dem Westgoten, fragen. Noch zwar antworten wir, z. B. im Auslande reisend, auf die Frage nach unserer Landesangehörigkeit nicht gern: „ich bin ein Balte“,

sondern lieber in mehr partikularistischer Weise: ein Est- oder Liv- oder Kurländer. Das Erstere wäre vor der Hand noch der weniger allgemein verständliche, auch wohl etwas affektiert klingende Ausdruck. Bedenkt man aber, welche Fortschritte in der Popularität seiner Verwendung dieser neu genommene Volksname der „Balten“ schon bis jetzt gemacht hat, so kann man sich wohl auch der Hoffnung getrösten, er werde noch bald genug den Beigeschmack des nur künstlich gemachten ganz verlieren und wirklich allgemein anwendbar werden.

Schlechter steht es um das andere der beiden erforderlichen Substantiva. Das von Naturforschern erdachte „Ostbaltikum“ und „Südostbaltikum“ mag gut sein für eine Geologie, eine Fauna und Flora, auch eine Archäo- und Dymbologie unserer Gegenden, für den gewöhnlichen Handgebrauch ist es weniger tauglich. Auch das „Baltenland“ und das „Baltland“ wollen noch gar nicht behagen, und kurzweg „Baltien“ zu sagen, hat meines Wissens noch niemand gewagt, so daß es scheint, man werde von den bisher üblichen Umschreibungen „baltische Provinzen“, „baltische Lande“ usw. auch fernerhin nicht loskommen können. Weiter haben es in diesem Punkte nur unsere Letten gebracht, deren auch erst in den sechziger Jahren geschaffenes „Baltija“ schon gut bei ihnen eingebürgert ist und noch täglich gebräuchlicher wird.

So also steht es zurzeit um diesen von uns miterlebten und wie es scheint, noch nicht abgeschlossenen Prozeß einer neuen Namensbildung. Wenn hier sowohl dessen bisherige Ergebnisse, als auch die damit verknüpften Aussichten auf eine noch weitere Entwicklung registriert werden sollten, und wenn dabei auch ein kritisches Urteil über den ganzen Vorgang nicht zurückgehalten werden konnte, so stellt sich ein solches Unternehmen freilich in offenen Gegensatz zu derjenigen Naivetät, mit deren Hilfe allein ein Prozeß, wie der hier zergliederte, sich vollziehen konnte. Nicht Philologen und Historiker haben bei den betreffenden Neubildungen Gevatter gestanden, zu denen sie sich vielmehr, wenigstens im ersten Momente, nur kritisch ablehnend zu verhalten vermochten, bis auch sie von dem Strome erfaßt und die vollendete Tatsache gelten zu lassen gezwungen wurden; sondern Leute der in mehr populärer Weise durch Rede oder Schrift wirkenden Berufsarten sind es gewesen, die den neuen Sprachgebrauch schufen oder weiter ausbreiten

halfen, — oft genug, wie man annehmen muß, ohne deutliches Bewußtsein darüber, daß sie hier einem Worte eine ungewöhnliche Bedeutung unterlegten, dort sogar ein solches gebrauchten, dessen ganze Existenzberechtigung noch zweifelhaft war.

Daß auch die vorstehende Abhandlung den Zauber dieser so zweckdienlichen Naivetät nicht zu stören vermöge, das ist ein Wunsch, der sich mir zum Schlusse noch aufdrängt.

### Friedrich Bienemann.

Dr. Friedrich Bienemann ist am 7. Februar 1838 zu Riga, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Birkenruh, wo er alle Klassen absolvierte. Es waren die letzten Jahre der Leitung dieser Anstalt durch den unvergeßlichen Albert Hossander, in die Bienemanns Aufenthalt in Birkenruh fiel, und der charakterbildende Einfluß des seltenen Mannes hat gewiß auch auf ihn eingewirkt. 1857 bezog Bienemann die Landesuniversität und widmete sich dem Studium der Theologie. Von seinen Lehrern hat am meisten auf ihn bleibenden Eindruck gemacht Professor Moriz von Engelhardt durch seine kirchengeschichtlichen Vorträge und noch mehr durch seine markige Persönlichkeit. Auch am Burschenleben nahm Bienemann als *frater Rigenensis* lebhaften Anteil. Nach zwei Jahren des Studiums erkrankte er, verließ Dorpat und hielt sich zwei Jahre lang in Deutschland auf, wo er die Universitäten zu München, Tübingen und längere Zeit Göttingen besuchte. In Göttingen gab Bienemann das Studium der Theologie auf und wandte sich völlig dem der Geschichte zu. Er wurde ein Schüler von Georg Waitz, dem großen kritischen Geschichtsforscher, und nahm an dessen historischen Übungen teil; er hat ihn später auch immer als Lehrer und Meister verehrt. 1861 kehrte Bienemann nach Dorpat zurück und studierte nun weiter Geschichte. Hier erfuhr er besonders Schirrens Einfluß und wurde durch ihn bestimmt, das Studium der baltischen Geschichte zu seiner Lebensaufgabe zu machen. 1864 verließ er nach Erlangung des Kandidatengrades die Universität. Er hatte das Glück, daß ihm sogleich eine seinen Wünschen entsprechende

Lebensstellung zu teil wurde, die ihm Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten ließ: er wurde nämlich schon 1865 als Oberlehrer der Geschichte und Geographie an die Ritter- und Domschule in Reval als Nachfolger Eduard Winkelmanns berufen. Reval erfreute sich damals einer nicht geringen Anzahl hervorragender Männer, die als Gelehrte und als Politiker Ansehen und Einfluß hatten. Da war Eduard Pabst, der unermüdlche Forscher auf dem Gebiete der baltischen Geschichte, da entfalteten eine weitreichende, tief eingreifende Tätigkeit im kommunalen und geistigen Leben Wilhelm Greiffenhagen und Oskar Niesemann, da wirkten als hervorragende Pädagogen Karl Hoheisel und Gotthard Hansen, da gab es in den Kreisen der Ritterschaft bedeutende, geistig hochstehende Männer, wie die Urkülls, Dellingshausen, Pahlen, zur Mühlen u. A. Es herrschte zu jener Zeit in Reval überhaupt ein frisches, geistiges Leben, Musik und literarische Interessen standen in Blüte. In dieses bewegte Leben trat Bienemann jetzt ein, wurde von ihm angeregt und gab bald auch selbst Anregung. An der Domschule, der Stätte seiner amtlichen Tätigkeit, hat er 20 Jahre lang erfolgreich gewirkt; er war kein leicht zu befriedigender, nicht selten schonungslos dreinfahrender Lehrer, aber er verstand es die Schüler anzuregen und zum Lernen zu nötigen und vor allem sie in die Kenntnis und die Liebe zur baltischen Geschichte hineinzuführen. Dadurch erwarb er sich ein großes Verdienst um die historische Bildung der estländischen Jugend, er hat so in vielen tatkräftigen Heimatsfönn erweckt und genährt. So ist seine Tätigkeit als Lehrer eine sehr verdienstvolle und bedeutende gewesen.

Aber nicht auf die Räume der Schule beschränkte sich seine Wirksamkeit, durch seinen entschiedenen, festen Charakter gewann er bald Einfluß in weiteren Kreisen. Er vertrat unumwunden in der Politik den konservativen Standpunkt und seine Stimme wurde in Stadt und Land beachtet und gehört. Das geschah ganz besonders, als er 1869 bis 1871 neben seinem Amte auch die Redaktion der Revalschen Zeitung führte und dadurch Gelegenheit hatte, immer wieder zum Publikum zu sprechen. Sein geistiges Arbeitsgebiet aber war und blieb von 1865 an bis in seine letzten Tage die baltische Geschichte. Schon gleich nach seinem Amtsantritt an der Domschule hatte er auf Schirrens lebhaften Wunsch und Rat eine Ergänzung zu des Meisters großer Urkunden-

publikation, den „Quellen zur Geschichte des Unterganges der livländischen Selbständigkeit“, zu liefern sich entschlossen. Während Schirrens nämlich das Material zu seiner Ausgabe ausschließlich den von ihm im Stockholmer Reichsarchiv aufgefundenen Schriftstücken entnahm, erschien es durchaus geboten, auch das in den Archiven zu Reval und Riga für dieselbe Zeit enthaltene urkundliche Material zu veröffentlichen. Diese Aufgabe übernahm Bienemann; er erhielt dabei die pekuniäre Unterstützung des rigischen Rats und konnte schon 1865 den ersten Band der „Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands in den Jahren 1558—1561“ ans Licht treten lassen. 1876 schloß er mit dem 5. Bande diese wichtige Sammlung, zu dem ihm die Manuskriptbände der rigischen Stadtbibliothek besonders wichtige Ausbeute lieferten. Der 5. Band ist wohl der wertvollste der ganzen Sammlung. Schon allein das Tagebuch der rigischen Delegierten über die Verhandlungen der livländischen Stände im Oktober 1561 zu Wilna, die schließlich zur Unterwerfung Livlands unter die Krone Polen führten, das dem Bürgermeister Jürgen Padel zum Verfasser hat, ist von unschätzbarem Wert; Padel war selbst der geistige Leiter der damaligen rigischen Politik. Diese umfangreiche Urkundensammlung ist noch gar nicht irgendwie genügend verwertet worden. Bienemann selbst hat die Unterwerfungsverhandlungen auf Grund des 5. Bandes dieser Urkundensammlung in einer seiner besten Abhandlungen unter dem Titel: Rigas Stellung bei der Auflösung des Ordensstaates, — die viel zu wenig Beachtung gefunden hat, dargestellt; sie ist in der „Russischen Revue“ von 1877 abgedruckt.

Gleichsam ein Nachhall von Schirrens gewaltiger livländischer Antwort war Bienemanns Buch: Aus baltischer Vorzeit 1870, das früher von ihm gehaltene öffentliche Vorträge zusammenfaßte. Es ist ein wenig umfangreiches Bändchen, aber von gediegenem Inhalt das auch heute noch gelesen zu werden verdient. In dieser Schrift treten schon die charakteristischen Eigenschaften von Bienemanns Behandlung der baltischen Geschichte uns entgegen: er ist, dem Vorgange seines Lehrers Schirrens folgend, durchaus politischer Historiker. Chronistisch, aufklärerisch, antiquarisch, tendenziös war die Geschichte dieses Landes bisher oft genug behandelt worden, nur nicht in politischem Zusammenhange hatte man sie erfaßt und dargestellt. Es bleibt Biene-

manns Verdienst, daß er mit politischem Verständnis der Verknüpfung und den Triebfedern der Ereignisse unserer Geschichte nachgeforscht und sie in ihrem wahren Zusammenhange geschildert hat. Es war im wesentlichen die neuere Geschichte der baltischen Provinzen, deren Erforschung er sich zur Aufgabe machte. Er fand bald Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Studien praktisch zu verwerten. Ende der 70er Jahre begann ein vager geschichtsfremder Liberalismus bei uns emporzukommen und sich zu verbreiten. Ihren schärfsten Ausdruck fand diese Richtung in der anonymen Broschüre „Wetterleuchten“, als deren Verfasser aber bald Hermann von Samson bekannt wurde. Dieser ersten ließ derselbe Verfasser dann bald eine zweite größere Schrift „Livländische Rückblicke“ folgen, in der er ein völlig verzeichnetes, höchst ungünstiges Bild der baltischen Vergangenheit bis in die neue Zeit hinein entwarf und namentlich den baltischen Ritterschaften jede Initiative für die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse absprach. Dieser Entstellung der geschichtlichen Tatsachen fühlte Bienemann sich als Historiker verpflichtet entgegenzutreten. Er tat das zuerst in einem polemischen Aufsätze pro domo in der Baltischen Monatschrift von 1879. Als Samson darauf eine scheinbar sachlich begründete, den Gegner von oben herab behandelnde Erwiderung unter dem Titel: Babel in Livland veröffentlichte, antwortete Bienemann mit schonungsloser Schärfe in einer umfangreichen Schrift, die den etwas seltsamen Titel: Babel über Akten führt, und widerlegte alle Einwendungen des Gegners mit sachlicher Überlegenheit.

Das Lutherjahr 1883 veranlaßte ihn zu eindringenden Studien über die Ausbreitung der Reformation in Livland, zu denen ihm vor allem das Revaler Ratsarchiv reichen Stoff lieferte. Die Resultate dieser Forschungen veröffentlichte er in der inhaltreichen Schrift: Aus Livlands Luthertagen, die vieles Neue über die Ausbreitung der Reformation in Rival und in Estland bietet und sehr lehrreiche Mitteilungen über die Einrichtung des Gottesdienstes und der Kirchenverwaltung, namentlich in den baltischen Städten macht.

Von körperlichen Leiden heimgesucht, verbrachte Bienemann 1880 längere Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Clarens am Genfer See. Gefräftigt kehrte er in die Heimat zurück und übernahm nun 1880 die Redaktion der führerlos gewordenen und dem Untergange

nahen Baltischen Monatschrift, die er mit fester, kräftiger Hand bis 1887 führe. Die Zeitschrift nahm unter ihm einen neuen Aufschwung und erlangte wieder das einstige Ansehen und die frühere Bedeutung. Bienemann gelang es viele tätige Mitarbeiter zu gewinnen und er selbst hat nicht wenige Aufsätze und kleinere Artikel in ihr veröffentlicht. 1884 wurde er in Anerkennung seiner Verdienste um die baltische Geschichte von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga zum Ehrenmitgliede erwählt. 1885 legte Bienemann nach 20 jähriger Lehrtätigkeit sein Amt an der Domschule nieder. In der Baltischen Monatschrift begann er seine Studien über eine der denkwürdigsten, bis dahin aber nur wenig bekannten Perioden der neueren baltischen Geschichte zu veröffentlichen, die er dann 1886 als Buch zusammengefaßt und erweitert herausgab: Die Statthalterchaftszeit in Livland und Estland 1783—1796. Dieses Buch, das einen traurigen Abschnitt der neueren Geschichte des baltischen Landes, die Vernichtung der alten Verfassung in Land und Stadt, darstellt, ist wohl Bienemanns bedeutendste wissenschaftliche Leistung, die leider nicht die Verbreitung und Beachtung gefunden hat, die sie verdient. Es ist hier wohl am Platze, einige Worte über die Art von Bienemanns schriftstellerischem Charakter einzufügen. Die literarische Produktion wurde ihm nicht leicht, er schrieb langsam und mühsam; die Gabe leichter gefälliger Darstellung war ihm versagt, er rang stets mit der Form, aber mit eiserner Willenskraft überwand er die in seiner Natur liegenden Hindernisse und hat viel und oft geschrieben. Er liebte in der Darstellung längere Perioden und eigentümliche Wendungen, und es ist nicht zu leugnen, daß sein Stil dadurch nicht selten schwerfällig und der Ausdruck gesucht erscheint, aber nachdrücklich ist seine Darstellung fast immer und oft erhebt sie sich zu großer Kraft und eindringlicher Wirkung. In dieser energischen Bekämpfung der ihm entgegenstehenden Hindernisse, in dieser unerschütterlichen Festigkeit des Willens, in dieser bewunderungswürdigen Selbstüberwindung ist Bienemann ein Vorbild und Muster für uns Balten alle, die wir uns durch entgegretende Hindernisse und Hemmungen nur zu leicht in unserem Vorhaben und unserem Tun zurückhalten, beirren und abschrecken lassen.

Ebenfalls im Jahre 1886 gab Bienemann das Buch: Aus den Tagen Kaiser Pauls heraus, das im wesentlichen den letzten Teil der

ungedruckten französischen Memoiren des Senateurs Karl Heinrich von Heyking in deutscher Sprache wiedergibt. Auf Vorschlag seines Freundes, des Professors A. Miaszkowsky, wurde er um diese Zeit wegen seiner Verdienste um die Aufhellung der osteuropäischen Geschichte von der Universität Breslau zum Ehrendoktor ernannt. Nach dem Tode von Georg Bertholz wurde Bienemann zum Stadtbibliothekar in Riga gewählt. Hier war er nicht recht an seinem Platze. War es schon schwer, der Nachfolger eines so sachkundigen und mit so umfassender literarischer Bildung ausgestatteten Mannes wie Bertholz zu werden, so hatte Bienemann bis dahin außerdem auch bibliothekarischer Tätigkeit ferngestanden; überdies blieb er zu kurze Zeit in dieser Stellung, um in ihr Bedeutendes leisten zu können. Schon Ende 1887 gab er sie auf und siedelte nach Leipzig über, wo er die Redaktion der bei Brockhaus erscheinenden „Blätter für literarische Unterhaltung“ übernahm. Zu diesem Entschlusse bewog ihn zu nicht geringem Teile auch die Sorge um die Erziehung seines Sohnes, da zu jener Zeit die Russifizierung der baltischen Schulen ihren Anfang nahm. Als Redakteur der Leipziger Zeitschrift zog er auch viele Balten als Mitarbeiter an ihr heran. Infolge von Differenzen mit dem Verleger hörte Bienemanns Redaktionsführung 1893 auf und die „Blätter für literarische Unterhaltung“ gingen ein. Nun siedelte Bienemann nach Freiburg i. Br. über und wurde Dozent an der dortigen Universität. Nach einiger Zeit erhielt er die Ernennung zum Professor honorarius. Literarisch war Bienemann bis zuletzt tätig. Durch einen glücklichen Zufall wurde ihm der handschriftliche Nachlaß des Professors G. F. Parrot in Dorpat zugänglich. Nachdem er aus demselben mehrere Denkschriften und Schreiben Parrots an Kaiser Alexander I. in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte, gab er auf Grund dieser Papiere mit Benutzung anderer Quellen sein letztes Buch: Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. 1902 heraus. Er lieferte darin eine Biographie des bedeutenden Mannes, sodann eine genaue Darstellung der namentlich durch Parrot herbeigeführten Umwandlung Dorpats aus einer Landes- in eine Reichsuniversität, sowie des höchst merkwürdigen Freundschaftsverhältnisses des Dorpater Professors zu Kaiser Alexander I. Die Biographie reicht bis zum Jahre 1826, doch ist das letzte Jahrzehnt nur kurz behandelt. Der Verfasser

hat das Werk nur mühsam zu Ende geführt. Sein am Schluß der Vorrede ausgedrückter Wunsch, es möge ihm „das knappe Restchen seiner Kräfte“ erhalten bleiben zur Abfassung eines 2. Bandes, der Parrots Leben bis zu dessen Ausgange führen sollte, ist ihm nicht erfüllt worden. Unter schweren Leiden und mit sinkender Kraft hat er das Buch zu Ende gebracht. Am 20. September 1903 schied Bienemann zu Straßburg i. E. aus dem Leben.

Seine Fehler und Schwächen sind mit ihm in das Grab gesunken; was er geleistet, wird ihn lange überdauern. Bienemann gehört in die erste Reihe baltischer Historiker; als Patriot und hart ausgeprägter Charakter wird er im Gedächtnis der Balten noch lange fortleben und kommenden Geschlechtern mahnend vor Augen stehen.

## S. Diederichs.

Ja, von allen Häusern schaut noch ein guter Teil auf uns herab. Haben doch nur wenige Städte so sehr ihr Gepräge bewahrt, das frühere Jahrhunderte ihnen aufgedrückt. An Nürnberg, Lübeck, Danzig, Augsburg, an Lindau, Andernach und andere schließt Reval sich hierin nicht nur würdig an; mehr vielleicht als irgendwo ist dieses Gepräge hier ein einheitliches geblieben. Die hohen Giebelhäuser mit ihren Spitzbogentüren und dem dröhnenden Klopfer, mit dem weiten Flur und den gewundenen Treppen und Galerien, mit der unbelebten Vorderseite und den Fenstern nur auf den Hof, mit den gereckten Rauchfängen und der eisernen Giebelkrone, die großen Brunnen auf den Straßen, die mächtigen Speicher, der Gang „hinter der Mauer“, die Tore mit den Stadtwappen und den Rosen und Gelbweigelein am Fensterchen: nicht als Ruinen stehen uns diese Denkmäler vergangener Zeit gegenüber, sie gehören zu unserer Erscheinung, sie sind das Ahnenkleid, das wir aus Pietät wie auch aus Dürftigkeit uns übergezogen haben. Jede Stadt, die sich ihr altes Gewand im ganzen unverändert bewahrt hat, legt damit Zeugnis ab, daß ihre letzte Blütezeit weit dahinten liegt. Warum zeigen die Paläste der venetianischen Nobili meist nur die edlen Formen der Renaissance? Warum die Häuser der Kaufherren Danzigs und Augsburgs nur die freiere oder ängstlichere Nachahmung dieses Stiles? Sie feierten eben ihre Glanzzeit, als die italienische Baukunst ihren Triumphzug durch den Erdteil hielt. Da hemmte der dreißigjährige Krieg das Leben der einen, da schlug die riesig anschwellende Seemacht der Holländer den anderen die Wunde. Nürnberg, Lübeck und Reval sanken um die Epoche der Reformation, jede aus anderen Ursachen, und jede behielt ihr Kleid, eine wehmütige Erinnerung an die entschwundene Glanzperiode. Doch den anderen Städten ist der Wohlstand wieder genah, mit ihm kehrt die Baulust zurück; wer tritt doch gern unter Menschen im altfränkischen, wenn auch noch so kostbaren, noch so werten Gewande! Einzelne Prachtstücke werden wohl erhalten, neu aufgeputzt, aber aus der Berührung des frisch pulstierenden Lebens gewiesen. War auch noch manches Stück gut und haltbar, der neue Rock ist doch bequemer und paßt zur Allgemeinheit. — Reval steht noch einsam und verlassen; es braucht keinen Staat zu machen; es würde ihn niemand sehen; es kann keinen machen, — das Brot ist ja nötiger als der Rock. Reval hofft freudiger und

## Reval um 1500.<sup>1)</sup>

Von Friedrich Bienemann.

Unser Bild gehört zum historischen Genre. Vom Grunde des livländischen Staatslebens, hinter dem sich noch bedeutendere Perspektiven eröffnen, hebt sich als Mittelpunkt unsere gute alte Stadt ab, wie sie etwa im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts da stand. Von denselben turmgekrönten Mauern umschlossen, die uns noch jetzt den Umfang des alten Reval genau bezeichnen, lehnt sie sich, vom Meere allmählich aufsteigend, an den Domberg, auf welchem das Komturgeschloß des Deutschordens mit seinen vier Türmen, über alle hinaus „der lange Hermann“, emporragt. Um die Ost- und Nordseite des Schlosses zieht sich ein Graben, an dem sich auf der heutigen Stelle das Gildehaus der Domischen Bürger erhebt, deren Wohnungen mit denen des harrischen Adels sich um die Kathedrale und den Bischofshof reihen. Vielleicht weist der Dom unter allen Bezirken der Stadt die wesentlichsten Veränderungen auf. — Unten ziehen sich von Tor zu Tor, schneiden und kreuzen sich die uns bekannten Straßen. Dieselben Kirchen, in denen wir uns versammeln, nur um einige Kapellen zahlreicher, laden zum Gottesdienst. Fast in denselben Gebäuden, wie noch heute, walten die Väter und Ältesten der Stadt.

<sup>1)</sup> Die vorliegende Skizze entstammt den sechs Vorträgen Fr. Bienemanns „Aus baltischer Vorzeit“, Leipzig, Duncker und Humblot, 1870. Sie ist ein Teil des dritten Vortrags „Der Verfall“. Möge zur Lektüre des ganzen Buches auch das fein gezeichnete Bild des alten Revals anregen, das wir hier mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers wiederum an die Öffentlichkeit bringen.

Die Herausgeber.

zuversichtlicher denn je; wolle Gott, die Hoffnung erfülle sich bald! Dann schwindet auch das alte ehrwürdige Kleid, es ward doch recht enge und drückend. Dann mahnt uns aber auch nicht jeder Gang durch die Straßen, daß diese Stadt ihren früheren Höhepunkt schon vor vierthalhundert Jahren gewonnen und verloren hat.

Vor vierthalhundert Jahren? Das war in Nürnberg die Zeit Adam Krafts, Dürers, Peter Vischers, da die Formvollendung der italienischen Künstler auch auf die Werke der deutschen Meister einwirkte. Da die äußerste Spätgotik von Motiven, die der Renaissance entnommen waren, durchdrungen wurde. Wir sind hier in unserer Architektur nicht über den Stil des vierzehnten Jahrhunderts hinausgekommen. Nur der lichte Chor von St. Olai zeigt die Struktur der Spätgotik, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert sich Bahn gebrochen. Die Formen derselben treten zuerst in Hans Pauls Gedächtnismal vom Jahre 1513 an der Außenwand der erwähnten Kirche auf; sie waren entschieden hier das Neueste; denn sie kehren nur noch 1539 am Wappenschild des großen Strandtors wieder. Um ein Jahrhundert etwa ist das Denkmal zurückgeblieben.

Mit jenem Quellpunkt altdeutscher Kunst im Herzen des Vaterlandes hält die äußerste Hansestadt natürlich keinen Vergleich aus. Aber doch werfen unsere Bauwerke Streiflichter auf den Grad und die Richtung geistigen Zusammenhanges der Kolonie mit der Heimat, wie der einzelnen baltischen Niederlassungen untereinander. Hier ist dieses nicht auszuführen. Genug, wir sehen, wie spärlich und langsam uns die in Deutschland begonnene Strömung erreicht; wie der herübergelangte Tropfen keinen Ansaß zur Wellenbildung macht, sondern erstarrt. Die künstlerische Regung erstirbt zur Handwerkschablone, von der nicht gelassen wird. Andererseits sehen wir in Reval stärker als irgend sonst im baltischen Lande den Formensinn geweckt, gewiß nicht ohne Einfluß der Felsbildung des Bodens und der malerischen Umgebung. Während im übrigen Lande nur der Ton geknetet wurde, brachte hier allein der Kalkstein den Meißel zur Anwendung. Er setzte die wenn auch rohen, doch monumentalen Torbogen unserer Häuser, er schmückte die Fenster der Kirchen mit Maßwerk; er schuf das genannte Kenotaph an der Ostwand der Bremerkapelle, das einzige alte Skulpturwerk von diesem Umfange in den Provinzen, und den

Bogenfries an der Strandpforte, wie er kräftiger und schöner kein Festungstor zieren kann.

Die Tore schlossen auch in vollerm Maße als jetzt das städtische Leben ab. Keine Vorstadt füllte den Raum zwischen dem Gint und dem Stadtgraben mit den schützenden Mauern; hier und da klebten an diesen, wie am Dom, hölzerne Katen, kleine Hütten, die häufig in Feuer aufgingen. In größerer Entfernung lag das steinerne Johannis-Spital, für die Aussägigen gestiftet, später für andere Schwerfranke bestimmt, mit seinen Nebengebäuden an der Straße nach Dorpat. Mehrere Mühlen hemmten den Lauf des Flüsschens, das vom oberen See im Süden der Stadt dem Meer zueilt. Ein Pockenhaus und die Reperbahn erhoben sich vor der Strandpforte. Weiter war Fischermai, ein ansehnliches Dorf mit eigener Kirche; den Schluß der Halbinsel bildete der treffliche Wald von Ziegelstoppel. Rund um die Stadt lagen mit Landhäusern untermischt, Gärten, Felder und Weiden der Bürger, deren vielbesuchter Vergnügungsort der „Rosengarten“ vor dem großen Strandtor war, ein zur Abwehr des grasenden Viehes von einer Mauer umgebener Hügel, welcher von einem hohen weitästigen Baume in seiner Mitte beschattet wurde. Hier genoß man jeden Geschlechts und Alters freie Luft und die Aussicht über das Meer und den Verkehr im Hafen. Auch ging häufig der Becher umher, und der grüne Rasen diente zum Tanzplatz; denn den Handelsfreunden pflegte vor dem Absegeln hier noch ein ländliches Abschiedsfezt gegeben zu werden. So wurde der Ruf Revalscher Gastfreundschaft schon damals in alle Lande getragen und mit ihm paarte sich seit langem der eines blühenden tüchtigen Gemeinwesens.

Die Verfassung desselben, die Selbstregierung streng abgeschlossener, sich einander überordnender Körperschaften, hat sich bekanntlich in vielem äußerlich bis auf unsere Tage erhalten. Heute deckt sie nicht mehr das Bedürfnis, sie ist nicht mehr der Ausdruck der gültigen Lebensprinzipien. Die ständische Ordnung des Mittelalters verließ die Teilnahme am politischen Handeln einzelnen berechtigten Kreisen, die lebhaft und allgemein sich betätigten; denn der Besitz eines edlen Vorrechts weckt die Begierde, sich seiner zu bedienen und lehrt es als Pflicht erachten. Der demokratische Individualismus der Neuzeit verlangt die Gleichberechtigung aller, die sich doch nur aufs Neben beschränkt, und beim Ver-

hallen der Stimmen das Ersterben des Pflichtgefühls, das den einzelnen zum politischen Handeln treibt, zur Folge hat, die notwendig zur Herrschaft weniger hinleitet und allmählich die gleiche Nichtberechtigung aller stabilisiert. Damit wird kein Urteil gesprochen: es gilt nur die Verschiedenheit der Anschauungen von damals und jetzt zu konstatieren. — Aber auch die Verhältnisse sind in der That ganz andere geworden. Die scharf umgrenzten Berufskreise des Mittelalters wiesen einen jeden in die gebührende Genossenschaft und gaben ihm damit seinen Anteil an Pflichten und Rechten. Die wenigen Gelehrten, die nicht zu Geistlichkeit gehörten, standen im Dienste der Regierung und erlangten so den ihrer Stellung entsprechenden Einfluß. So fielen in älterer Zeit die bedeutenderen Elemente der Bevölkerung mit den zur Teilnahme am Gemeindeleben Berufenen zusammen. Aber in Fortschritt der Jahrhunderte erwachsen neue Berufszweige, die in den alten Gehegen keinen Raum fanden. Daher umfassen die berechtigten Körperschaften nicht mehr wie einst die Summe des in der Stadt vorhandenen Kapitals an Geld, Intelligenz und männlicher Tüchtigkeit. Um dieses alles dem Wohle des Gemeinwesens nutzbar zu machen, sind sie im Verständnis ihrer Aufgabe daran gegangen, die alte Verfassung nach modernen Ansprüchen umzuformen. Wie sorglich dieses auch geschehen ist, wie sehnlich wir auch die Früchte dieser Bestrebungen erwarten — jetzt wissen wir es ja: „Der Rat hat nichts mit Politik zu tun“, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Freilich anno 1500 war es anders. „Vermöge des Autonomie-rechts lag es im Geiste der deutschen Verfassung, daß jede politische Korporation, also auch jede Stadt, berechtigt war, sich selbst die Normen zur Regelung ihres inneren Lebens zu geben“ (von Brevern). Die livländischen Städte sind durch die Gunst der Verhältnisse sehr schnell zu einer selbständigen Existenz erstarkt, weil ihren Landesherren bei der gefährdeten Lage solches nur erwünscht sein konnte. So erlangten sie in wenigen Jahrzehnten, was die wichtigsten deutschen Städte nur im Laufe der Zeit erwarben und selbst das noch in größerer Ausdehnung: Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Besteuerungsrecht, Grundherrschaft, Kriegs- und Münzrecht, Reval auch noch vom Bischof die Freiheit von allen Eingriffen seiner Gewalt. Von Verpflichtungen Revals gegen den Ordensmeister ist eigentlich nur die Heerfolge, und auch sie nur in

letzter Zeit, bekannt. Der Komtur auf dem Schloß hatte über die Stadt gar keine Machtvollkommenheit. Diese übte der Magistrat aus, nur durch die Sitte und die selbstgesetzten und mit den Gilden vereinbarten Willküren beschränkt. Er ergänzte sich selbst, wie noch heute, und zwar kaum mehr aus den patrizischen oder ritterbürtigen Geschlechtern, deren es um die Scheide des Jahrhunderts noch 15 bis 25 gab, die mit den estländischen Adelsfamilien verwandt waren, wie viele von diesen aus der Stadt stammten. Doch vermag ich keine mit Sicherheit zu nennen, weil wir noch keine ausreichende Kenntnis der Revalischen Ratsglieder besitzen. Der Handelsstand war der herrschende geworden, aus dem sich allmählich eine neue städtische Aristokratie heranhildete, die jedoch den Eintritt in den Rat auch Neueingewanderten nicht engherzig verschloß. Bei ihren weitschichtigen Verbindungen waren die Kaufleute auch ganz besonders geeignet, die Leitung des politischen Ganzen selbst in Händen zu halten.

Die vier Bürgermeister und der Syndikus, die vierzehn Ratsherren und der Stadtschreiber mußten ihre Augen gar offen haben; die große Gilde und die beiden Handwerker-gilden des heiligen Kanutus und St. Olaus hörten in ihren Häusern von manchen Dingen reden, die gar weit über zünftische Streitigkeiten, über unbefugtes Brauen, Verkauf vor den Toren, über die Frage, ob ein Bruder durch zu niedere Heirat sein Gilderecht verwirkt habe und dergleichen, hinaus ging. Allerdings berührten die meisten Verhandlungen das spezifische Lokalinteresse, aber dessen Grenzen waren sehr weit gesteckt. Die gesamte Verwaltung, Jurisdiktion und Verteidigung war bei dem Magistrat, nur daß der lübbische Rat als Oberhof bei Rechtsentscheidungen angesehen wurde. Die städtischen Einnahmen bestanden im Ertrage der übrigens geringen Stadtgüter und den Renten der städtischen Immobilien, als Mühlen, Buden, Speicher, Häuser, Bauplätze, in den Handelsgebühren und der zeitweilig auferlegten Akzise. Eine direkte Besteuerung kommt in unserer Periode nicht vor. Der Rat schloß auch für die Stadt Geldgeschäfte mit den Orden ab, wofür ihr Güter verpfändet wurden. — Ganz persönlich hatte er für die Wehrhaftigkeit zu sorgen. Jedem Ratsgliede war ein Tor oder Turm anvertraut, die in gutem Stand gehalten und mit der gehörigen Menge Geschüßes und Mannschaft besetzt sein mußten. Auch zogen sie selbst ins Feld und hatten, zuweilen gemeinsam mit den

Älterleuten der Gilden, die Vertretung ihrer Gemeinde auf den zahlreichen Hanse-, Land- und Städtetagen.

Welch ein belebender, kräftigender Einfluß strömte von dem regen Verkehr unter den Städten Livlands auf sie zurück! „Schon daß die Zusammenkünfte nicht einzig an einen oder zwei Orte, nicht einmal an die vornehmsten im Lande gebunden waren, unterhielt überall hin Teilnahme und tätigen Eifer für die gemeinsame Sache. In allgemeinen Angelegenheiten der Städte waren Riga, Reval und Dorpat fast ebentüchtig; jede von ihnen ist mächtig, die anderen zur Beratung zu berufen. Doch finden sich ebenso häufig Städtetage zu Pernau oder zu Wolmar erwähnt; auch wohl zu Fellin oder zu Wenden. Kaum eine Stadt ließe sich nennen, die nicht wenigstens einmal als mitvertreten verzeichnet wäre. Norm und Form der Beratung und Befendung waren nicht ängstlich gemessen. Mitunter bleiben die Sendboten lange beieinander und korrespondieren noch während der Tagssatzung mit dem Räte ihrer Städte, empfangen nachträglich Instruktionen und Antwort auf ihre Fragen. Mitunter in dringenden Angelegenheiten treten sie vollmächtig auf, nicht nur um zu beraten, sondern um zu beschließen, und was sie beschlossen, bindet die Städte. Teils sind es äußere Angelegenheiten, Ordnungen und Interessen der Hanse, teils innere Fragen, einheimisches und städtisches Recht, welche den Gegenstand der Beratung und Beschließung bilden. Eine Folge unter vielen dieses festen Zusammenstehens war es, wenn die livländischen Städte frühe mitentscheidenden Einfluß auf die Frage über Krieg und Frieden mit Rußland erlangten; nicht selten beraten ihre Gesandten ausdrücklich darüber.“<sup>1)</sup>

Wie groß mußte da die politische Ausbildung vor allen bei den Gliedern der Ratskorporation werden! Ihr Gesichtskreis mußte sich notwendig weit über das innere Leben der Stadt hinaus erweitern. Denn nicht allein die Verhältnisse zur benachbarten Ritterschaft, zum Landesherrn, zu den Schwesterstädten, zur ganzen inneren und äußeren Politik Livlands mußten erfaßt werden, — sondern auch die kommerziellen und politischen Beziehungen zu den Nachbarn waren zu betrachten, da die Verbindung mit der Hanse auch die livländischen Städte, wenn auch

<sup>1)</sup> Dorpater Tageblatt, 1863, Nr. 91.

nicht immer zum wirksamen Eingreifen in die Verhältnisse des Nordens, so doch zur Berücksichtigung derselben, führen mußte.<sup>1)</sup> Und die Teilnahme an solcher Stellung verdankte Reval seinem Handel. Ja, damals kamen die Schiffe zahlreich in den Hafen, die großen weitbauchigen Roggen die bald zum Kriege ausgerüstet werden konnten, die kleineren Schnicken, die Kreyer, die die gewöhnliche Fahrt nach Lübeck besorgten, die schnellsegelnden Schuten, wie sie zur Küstenschifffahrt nach Wiborg und Schweden gebraucht wurden. Da löschten sie ihre Ladung: Salz, Früchte, Hopfen, Heringe, Wein, der stark nach Rußland geführt wurde, und über dessen Verfälschungen die Russen wohl mit Recht klagten; denn man hielt in Danzig einen „Ruschen Wein“ besonders zum Export der Revaler bereit; ferner Eisen, englisches und flandrisches Tuch, Leinwand, auch farbige Kleider, mannigfaches Gerät. Andere Schiffe nahmen die Rückfracht ein. Von besonderer Wichtigkeit unter den Landesezeugnissen waren die aus dem rohen Hanf gefertigten Fabrikate. Reval stand in dem Ruße durch eine sorgfältige Brate dahin zu wirken, daß zum Garn nur auserlesene gute Hanfschede genommen wurde; es war noch ins sechzehnte Jahrhundert hinein den Danziger Kiepern verboten, Stricke und Schiffstau anders als aus dem aus Reval eingeführten Garn zu verfertigen.<sup>2)</sup>

Ein alter Spruch, der verschiedenen norddeutschen Städten ihre Stelle im Handelsbetrieb zuweist, nennt Reval ein Hanf- und Butterhaus, Riga ein Flachs- und Wachshaus.

Lastwagen brachten die Schätze der Speicher zum Hafen und führten neue Ladungen heim. Messer und Träger, wahrscheinlich vereidigt, waren auf dem Bollwerk in Tätigkeit. „Brotknechte“, Kommiss, wahrten die Interessen ihrer Prinzipale. Geschäftige Makler drängten sich durch das Gewühl zu den Handelsherren, die durch den oft reich geschmückten Kaufmannsgürtel, der die Barschaft borg, und durch ihren Siegelring und der Hausmarke, dem gültigsten Ausweis ihrer Person, kenntlich

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu: von Brevern, Die politische Stellung der livländischen Städte im Mittelalter. I. c. W. Arndt, Beiträge zur Geschichte des Rats zu Reval, in von Bunge's Archiv, III.

<sup>2)</sup> Dr. Th. Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte. Leipzig 1858. S. 198.

war. Fröhlich jauchzend zogen in einzelnen Trupps die Schiffskinder, so hieß die Mannschaft, in die Tavernen, den Halblohn, den sie bei vierzehntägiger Rast im Hafen empfangen, in Revaler Brodhahn oder dickem schwarzem Danziger Topenbier zu vertun. —

Reval selbst trieb auch lebhafte Reederei. Schon 1234 wird des ersten Revaler Schiffes gedacht, und zwar in rühmlichster Weise. Als Waldemar II. von Dänemark wieder einmal die Mündung der Trave gesperrt, um den Zuzug der Pilger nach Livland zu hemmen, soll es einem Revalischen Schiffe gelungen sein, zuerst die Ketten zu sprengen und den Ausgang zu erzwingen, wofür der Stadt völlige Freiheit von Abgaben in Lübeck zuteil wurde. Diesen Zusammenhang mit Lübeck und den anderen norddeutschen Städten haben Riga, Dorpat und Reval immer gewahrt; ihre Handelsgilden wurden früh wesentliche Mitglieder der Gesellschaft des gemeinen deutschen Kaufmanns zu Wisby, der durch ihre Vermittlung den näheren und sicheren Landweg nach Nowgorod ziehen konnte. Im Herbst und im Frühling, gewöhnlich mit der ersten und letzten Schlittenbahn, aber auch auf den Sommerwegen, setzten sich die Handelszüge von Riga und Reval aus über Dorpat und Narva nach Pleskau und Nowgorod in Bewegung; oder es wurde auch die Düna aufwärts Pologz und Smolensk besucht. Auf dem am Wolchow gegründeten deutschen Hofe erlangten die livländischen Städte im Jahre 1363, also um die Zeit, da der mächtige Hansabund sich eigentlich erst konstituierte, das Recht ein besonderes Quartier zu bilden, ein Zeugnis ihres inzwischen gestiegenen Einflusses, der sich immer mehr hob, weil bei den zunehmenden politischen Wirren sie und der Orden allein den Handel in Nowgorod zu schützen vermochten, so daß sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die oberste Leitung in die Hand bekamen, und der Rat zu Dorpat im Jahre 1410 das Kontor ermahnen konnte, sich allen Satzungen zu fügen, welche die livländischen Städte miteinander beschloffen.

Wenn der Verkehr mit Rußland auch immer der Lebensnerv ihres Handels gewesen, so stellten die Revaler doch auch ihre Schiffe zu den Flotten, welche von Danzig aus die westeuropäischen Häfen besuchten. Namentlich die „Baifahrten“ wurden nur in großer Zahl unternommen. Das Ziel war ein kleiner Hafenplatz an der Bucht von Bourgneuf, südlich von Nantes, wo nicht nur eine Schifferstation der Hansaatlen,

sondern auch Faktoreien anderer Nationen sich befanden, so daß hier ein Hauptstapel der Waren Frankreichs, Spaniens, Portugals, auch Genuas erwachsen war. Weiter als nach Bordeaux, an die galicische Küste, höchstens bis Lissabon sind die Hansaschiffe wegen Gefahr vor englischen und biscaijischen Seeräubern nicht gegangen. Reval und Riga haben gerade in jenen Gewässern von ihnen zu leiden gehabt. Erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wurde infolge des zunehmenden ozeanischen Verkehrs die Schifffahrt gesicherter.

Doch darf man sich um dieser Beschwer willen den Handel der zurückliegenden Jahrzehnte durchaus nicht zu roh denken. Der Eigenhandel war immer mehr und mehr abgekommen. Man kannte die reichhaltigste Korrespondenz, die Kreditivve und den Diskonto, die verschiedenen Wechsel. Es wurden Handelsgenossenschaften, Matschapien nach allen Seiten hin geschlossen, nicht mehr in der alten einfachen Weise, daß Kaufleute eines Ortes ein Schiff nach einem anderen Orte gemeinsam befrachteten und Gewinn und Verlust teilten, sondern mit Kaufherren verschiedener Städte, am häufigsten zwischen Brügge, Danzig, Lübeck, Riga und Reval.

Zwanzig rigaische Handelsbriefe aus dem Jahre 1458, die sich im Danziger Stadtarchiv befinden, sind ganz vorzüglich geeignet, über die Natur dieser Genossenschaften ein richtiges Verständnis zu eröffnen. In der Hauptsache enthalten sie in der Regel ein Verzeichnis der über- sandten Waren, Nachricht über die Preise, zu denen sie zu verkaufen, eine Anweisung, wie sie aufzubewahren, ob die Nimmessen in Geld oder in anderen Waren zu machen, oder nach welchen Orten die unverkauft gebliebenen Güter zu versenden seien. Dazwischen sind politische, merkantile und Familiennachrichten eingestreut, Bemerkungen über die am Orte geltenden Warenpreise, über die Aussichten zum Steigen oder Fallen derselben, Klagen über schlimme Schuldner, betrügerische Freunde, Gratulationen zu Hochzeiten, Witterungsberichte, Bestellungen eines Bildes oder anderen Kunstproduktes, oder auch — doch der Schreiber mag selbst zu seinem Freunde in Brügge reden:

„Philippus, guter Freund, so sende ich Euch einen Jungen mit dem Schiffer; der ist meines Bruders Sohn und heißt Arnd; tut wohl und bringt ihn unter bei einem Priester, bei dem es ihm wohlgehe, daß er lerne, wovon Ihr meint, daß es ihm nützlich sei, unserer Lieben Frau Zeiten lesen, und die sieben Psalmen und andere Gebete, daß er schreiben

und lesen lerne. Ich bitte Euch ja mit zuzusehen, daß er im Zwange gehalten werde, daß er seinen Willen nicht kriege; wessen er bedürftig ist, da tut wohl und kauft es ihm und schreibt es auf meine Rechnung.“<sup>1)</sup>

Teils als ein Ausfluß der innigen Wechselbeziehungen unserer Städte mit den norddeutschen, teils als ein Symptom zwischen ihnen beginnender Rivalität sind die Schwarzenhäupter zu betrachten, deren Ursprung gerade hier in Reval sich klarer nachweisen läßt, wie das bekanntlich neuerdings und in unumstößlicher Weise getan ist.<sup>2)</sup>

Schon die vier Relieffchilder unter den Fenstern des ersten Stockes des Schwarzenhäupterhauses, die Wappen der vier großen Kontore der Hanse zu Brügge, Nowgorod, London und Bergen darstellend, deuten auf den Zusammenhang jenes Bundes mit der Gesellschaft. Die einzelnen Glieder derselben waren Ausländer, nur zeitweilig ansässige Gäste, sogenannte Lieger, welche die Procura für ein auswärtiges hanseatisches Haus führten, als dispositionsfähige Gehilfen eines Kaufmanns, die, durch eine Vollmacht desselben beglaubigt, für ihn Schulden einziehen, Prozesse führen und Handelsgeschäfte abschließen konnten. In ihrer Gesamtheit hatten sie das Interesse des ganzen Hansabundes, wie ihrer speziellen Heimatstadt — es waren besonders Lübeck, Hamburg, Bremen und Köln vertreten — gegen etwaige Beeinträchtigungen der livländischen Städte zu wahren. So sind die Revalschen Schwarzenhäupter, wie wohl auch die rigaischen und dörptischen, obgleich mitten in einer Stadt, die sich selbst zum Hansabunde zählte, doch in der That als eine Art auswärtigen Kontors der Hanse zu betrachten. Die Notwendigkeit eines solchen Instituts gerade einzig in Livland dürfte durch den Hinweis darauf einleuchten, daß die Anfänge der Verbrüderung mit dem beginnenden Übergewicht der livländischen Städte im russischen Handel, also um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zusammenfallen. — Wie jede, selbst nur auf kurze Zeit gebildete, Genossenschaft im Mittelalter gleich eine gesellschaftliche Organisation gewann, so ist dieses Moment auch bei den Schwarzenhäuptern besonders stark ausgebildet und endlich, als Reval mit dem Anschluß an Schweden aus der Hanse schied, allein erhalten worden.

<sup>1)</sup> Hirsch, l. c. S. 229.

<sup>2)</sup> Ed. Pabst, Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, I, 1. Reval 1868.

Die Renovation des Schwarzenhäupterhauses vom Jahre 1597, welche die Haustür und den Giebel mit der in Reval im sechzehnten Jahrhundert einzig dastehenden Renaissanceform schmückte, läßt vermuten, daß die Mitglieder noch durch das ganze Jahrhundert überwiegend Ausländer gewesen sein werden.

Wie unsere Städte einer anderen beschleunigteren Entwicklung genossen, als sie in Deutschland zu sein pflegte, so sahen wir sie auch in den hanseatischen Beziehungen eine Sonderstellung einnehmen, die sich ganz und gar aus der Lage des Landes ergibt. Rußland war das einzige Handelsgebiet der Hanse, das sich ihrer Schifffahrt nicht offen darbot und dadurch nicht allen Hansagliedern in gleicher Weise zur Goldgrube wurde. Hier allein traten die entgegenlaufenden Interessen des Teiles und des Ganzen sich schon früh gegenüber. Riga, Reval, Dorpat mußten um ihrer Selbsterhaltung und ihres Gedeihens willen in die Geschlossenheit des imposanten deutschen Bürgerbundes den ersten Reil treiben, der ihn wohl lockerte, aber im Zurückfallen gerade unsere Stadt mit einem Schlage traf, der ein chronisch gewordenes Leiden gefolgt ist.

**Aus baltischer Geistesarbeit.**  
Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

IX.

**Leopold von Schroeder.**

**Aus meinem Leben. —  
Wesen und Ursprung der Religion,  
ihre Wurzeln und deren Entfaltung.**

Lippert & Co. (G. Fag'sche Buchdr.), Raumburg a/S.



Riga  
Verlag von Sonck & Poliwsky  
1909.

## Aus meinem Leben.

Von Leopold von Schroeder.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

Die vielgeliebte, vielbesungene Mäusenstadt am Embachstrande ist meine Vaterstadt. Dort wurde ich im Jahre 1851 am 12. Dezember a. St. geboren, als Sohn des Gouvernementsschulendirektors Julius von Schroeder und seiner Gattin Marie, geb. von Schrenck. In dem großen alten steinernen Hause, das zum Gebäudekomplex des Gymnasiums gehörte, an der alten Johanniskirche verlebte ich die ersten Kinderjahre, um dann mit den Eltern und Geschwistern in das nahe, ehemals v. Hüenesche Haus überzusiedeln, das dem Portal der Johanniskirche gegenüberliegt. Hier wohnten wir bis zu meiner Studentezeit. Den Sommer aber verbrachten wir zuerst in unserem Sommerhause in der Steinstraße, dessen alten Garten ich späterhin öfters noch besuchte, um von der ersten Kinderzeit zu träumen. Dann regelmäßig auf den Gütern lieber Verwandter: Heiligensee, — und namentlich, lange Jahre hindurch, Walguta, das uns Kindern ganz zu einer zweiten Heimat wurde, dank der treuen verwandtschaftlichen Liebe, mit der uns die Familie unseres Onkels Ernst von Sivers dort immer wieder aufnahm, als gehörten wir ganz zu ihnen. Kein kleines Opfer, denn wir waren eine sehr vielköpfige, recht unruhige Kinderschar, sechs Brüder und drei Schwestern. So genossen wir alles Glück „landscher“ Kinder — und wer Altlivland kennt, der weiß, was das bedeutet. Walguta ist meinem Herzen bis heute unverfälschter teurerer Heimatboden geblieben, an den sich sonnigste Erinnerungen knüpfen.

Sonnenbeglänzt liegt aber auch Dorpat, die Vaterstadt, im Erinnerungsbilde meiner Kindheit vor mir. Geboren noch unter Kaiser

1\*

Nikolaus I., lebte ich mein erstes bewußtes Leben, die Zeit der Entwicklung, doch schon in der Ära Alexanders II. Und welch eine schöne, hoffnungsfrohe Epoche war diese erste Regierungszeit des edlen Monarchen, der sein Volk befreite und seine treuen baltischen Lande speziell ins Herz geschlossen hatte. Unser livländisches Stilleben in der Kleinstadt, das Julius Eckardt so reizvoll schildert, war ein glückliches Idyll. In Dorpat aber gab es noch darüber hinaus ein reiches geistiges Leben, das sich um Schule und Universität gruppierte. Es war ja doch die Musenstadt! Und unauslöschlich tief waren schon für den Knaben die Eindrücke, die ein feierlicher Aktus in der Universität, ein Besuch der Bibliothek in der herrlichen Domruine auf ihn machten. Würde und Weihe der Wissenschaft traten ihm da gleichsam leibhaftig entgegen und umfingen ihn mit mächtigem Zauber.

Mehr noch bot selbstverständlich die lebendige Anregung, an der wir damals so reich waren!

Soll ich auch nur wenige Namen nennen, so gebührt demjenigen meines Vaters naturgemäß der erste Platz. Was er uns nicht nur durch seine große sittliche Persönlichkeit, sondern auch durch immer neue geistige Anregung geboten, wie mächtig er meine Entwicklung beeinflusst hat, das kann ich kaum hoch genug anschlagen. Vor allem tief und fürs ganze Leben entscheidend war der sittliche Ernst seiner Lebensführung, der bei voller Geistesfreiheit doch in unerschütterlich fester Bahn sich bewegte. Wie viel aber lernten wir auch durch die Unterhaltung mit ihm! Wie viel Worte von ihm haben sich mir für immer eingepägt, wie viel geistig bedeutende Bücher hat er uns in die Hand gedrückt! Und im übrigen durften wir lesen, was wir wollten, hatten volle Freiheit. Nie ist uns ein Buch verboten wurden. Ich glaube, daß sich dies Prinzip bei uns sehr glücklich bewährt und keinerlei üble Folgen gezeitigt hat.

In etwas weiterer Entfernung sah ich als ein leuchtendes Vorbild anderer Art meinen Onkel Leopold von Schrenck vor mir, der als Akademiker in St. Petersburg lebte, doch allsommerlich mit seiner Familie zu längerem Besuch in die baltische Heimat, nach Dorpat und auf die Güter der Verwandten kam — der Bruder meiner guten Mutter, zu dem ich als sein Taufsohn und Namenserbe in besonders nahem Verhältnis stand. Er beglückte mich nicht nur durch die Liebe, die er mir

schenkte. Ich konnte nie müde werden, seiner Unterhaltung, seiner anschaulichen, lebensvollen Schilderungen, der Erzählung von seinen weiten Reisen zu lauschen. Es war etwas von poetischer Klarheit, Ruhe und Vollendung in seinem ganzen Wesen, was mich mächtig anzog. Das Ideal eines Mannes der Wissenschaft, der sein Leben weise und glücklich zu führen versteht. Das Ideal einer geistig wahrhaft hochstehenden, überaus harmonisch entwickelten Persönlichkeit, deren bloße Gegenwart schon wie Sonnenschein auf mich wirkte und ein wirklicher Sonnenschein für mein ganzes Jugendleben gewesen und geblieben ist.

Auch so manche Freunde und Besucher unseres Hauses boten uns reiche Anregung. Nur einen will ich nennen, den ältesten und treuesten Freund meines Vaters: den Bibliothekar Emil Anders. Sein Andenken lebt unvergeßlich fort in Livland. Er war ein edler Mann von seltener Bildung des Geistes und Herzens, vor allem mit der deutschen, der englischen und russischen Literatur auf das gründlichste vertraut. Es war herrlich, wenn wir am Teetisch sitzen bleiben durften, um der Unterhaltung dieses alten Hausfreundes mit unserem Vater lauschen und uns an den ernstesten und heiteren Erlebnissen und Geschehnissen zu erfreuen, die Anders in unerschöpflicher Fülle zu erzählen wußte. Er war ein wirklicher Meister intimer Erzählungskunst.

Und dann die geistigen Herren, die damals in Dorpats Straßen wandelten! Ein Karl Ernst von Baer, ein Alexander Graf Reyslering u. a. m. Wie glücklich und stolz waren wir, sie nur auf der Straße grüßen zu dürfen, gelegentlich ein Wort aus ihrem Munde zu hören!

Schule und Universität zu Dorpat waren damals in blühendem Zustande und konnten sich dreist den entsprechenden Bildungsstätten Deutschlands an die Seite stellen. Ich machte mit meinen Brüdern die von unserem Vater begründete sogenannte Blumbergische Schule und die Parallelklassen des Gymnasiums durch, um dann auf der Universität unter Leo Meyer Germanistik und vergleichende Sprachforschung zu studieren. Neben dem, was treffliche Lehrer uns boten, war aber auch die Anregung nicht gering anzuschlagen, die wir von gleichaltrigen Kameraden und Freunden schon als Schüler und dann als Studenten erhielten. Die Brüder Anders, die Brüder Bunge, die Brüder Harnack, Graf Leo Reyslering, Woldemar von Seidlitz, Adolf Strümpell u. a. m. gehörten zu diesen Freunden, mit denen wir uns schon auf der Schule

und dann auf der Universität zusammenfanden, wo wir größtenteils der Korporation Livonia angehörten. Goldene Burschenzeit! Ich kann deiner nicht gedenken, ohne im Herzen das so oft begeistert gerufene „Vivat crescat floreat Livonia Dorpati“ nachklingen zu lassen. Den Höhepunkt unseres studentischen Lebens aber bildete das 50-jährige Jubiläum der Livonia am 20. September 1872. Ich war damals Senior und hatte viele Reden zu halten. Das Jubiläumsbild hängt noch jetzt in meinem Salon und zeigt neben uns Studenten auch viele alte Herren, sogenannten Philister. Es hat mich oft mit Stolz erfüllt, wenn ich fremdländischen Besuchern etliche Namen auf diesem Bilde nenne und sie sich nicht genug wundern können, wie viel geistig bedeutende Männer hier als Mitglieder einer studentischen Korporation vereinigt sind — Männer, deren Name weithin einen guten Klang hat. Mit Stolz wird man sich dann wieder dessen bewußt, auf welcher Höhe einst unser deutsch-baltisches Geistesleben stand.

Mein intimster Gefährte aber war seit den frühesten Tagen der Kindheit mein lieber Bruder Theodor, nachmals Direktor des Augenhospitals in St. Petersburg — allzu früh im Jahre 1903 dahingeschieden. Wir schliefen von klein auf Bett an Bett, arbeiteten an demselben Tische und teilten alles miteinander. Wenn ich sagen darf, daß zwischen uns beiden nie die geringste ernstliche Differenz bestanden hat, so war es das Verdienst dieses lieben Bruders, dessen stets gleichbleibende ruhige Herzensgüte jede Spannung ausglich, welche etwa durch mein leidenschaftlicheres Naturell einzutreten drohte.

Trotz all dieser reichen und schönen Beziehungen war ich Zeit meines Lebens ein Einsamer. Lebte das Leben eines Dichters, den die Welt nicht kennt, der aber in beständigem Schaffen und Hoffen ein Glück findet, das ihm durch nichts anderes ersetzt werden könnte. Früh habe ich es gelernt, innerlich frei und von der Außenwelt unabhängig zu sein und zu bleiben.

Nach Abschluß der Dorpater Studentenzeit begab ich mich im Jahre 1874 mit dem Reisestipendium der Livonia ins Ausland, studierte in Leipzig, in Jena und endlich unter dem berühmten Rudolf Roth in Tübingen weiter, wo ich den Beda und Avesta kennen lernte. Roth war es, der mir ein umfangreiches Manuskript zur Untersuchung übergab, das ihm aus Indien übersandt worden war, mit dem er aber

selbst nichts anzufangen wußte. Diese Aufgabe sollte für mich von großer Bedeutung werden. Aus der langdauernden mühsamen Arbeit, die ich diesem Kodex widmete, ergab sich das wichtige Resultat, daß hier ein bisher noch unbekannter echter alter Beda vorlag, der im Laufe der Zeit so gut wie verschollen war. Ich entdeckte in demselben zahlreiche Wörter und Formen, die von den indischen Grammatikern als im Beda vorkommend bezeichnet, bisher aber noch nicht nachgewiesen waren. Das entschied die Bedeutung des Werkes, mit dessen Herausgabe ich weiterhin mich noch jahrelang zu beschäftigen hatte — der sogenannten Maitrayani Sanhita. Es war ein glücklicher Augenblick meines Lebens, als ich im Jahre 1877 auf der Philologenversammlung in Gera einem erlauchten Kreise von Kennern die Resultate meiner Arbeit vorlegen durfte und dieselben alsbald vollständig durchschlugen.

Nicht so glücklich sollte es sich mit meinen äußeren Verhältnissen gestalten.

Da mir die Mittel zu einer Habilitation in Deutschland fehlten und mein Herz mich auch in die Heimat zurückzog, habilitierte ich mich im Herbst des Jahres 1877 an der Universität Dorpat. Schon im folgenden Jahre aber erhielt ich von Berlin das Bopp-Stipendium und begab mich damit nach Jena. Der hochverehrte Nestor der Indologen, Otto Böhtlingk schlug mich nicht lange darauf zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg vor. Der einstimmigen Wahl der Klasse folgte ein von nationaler Seite vom Zaun gebrochener Zeitungsstandal, der jene Wahl im Plenum der Akademie vernichtete. Nun standen mir lange magere Jahre in Dorpat bevor.

Meine Wirksamkeit an der Universität Dorpat war eine beschränkte, die Aussichten für ein Fortkommen sehr gering. Über den Dozenten, zu dem ich im Jahre 1882 avancierte, schien ich hier nicht hinauskommen zu können. Es gab keine Professur für mein Fach. Dazu verbüßerte sich von Jahr zu Jahr der Horizont unseres baltischen Lebens und stellte auch das Wenige noch in Frage. Doch gab es andere, glückliche Momente, die diese Schattenseiten glücklich ausglich. Vor allem — ich war in der Heimat, der mein ganzes Herz angehörte. Ich lebte in einem Kreise von warmherzigen Verwandten und treuen Freunden. Unter diesen letzteren nenne ich nur den unvergeßlichen Friedrich von Ditmar (Fedi), Arved von Brasch, Reinhold von Staël

und Edmund Ruffow. Sehr erfreulich war mir auch die Mitarbeit an den Bestrebungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, aus welcher unter anderen mein Buch über „die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften, in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker“ hervorging (Berlin 1888). Auch sonst schritten meine Arbeiten erfreulich vorwärts. Meine Studie über „Pythagoras und die Indier“ (Leipzig 1884), mein Buch über „Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung (Leipzig 1887) und andere Publikationen erwarben mir manche Freunde. Auch meine Untersuchungen über die altarische Religion, für welche der treffliche Georg Loeschke lebhaftes Verständnis zeigte und die auch unter den Studenten Interesse weckten, setzten damals ein und begannen zu wachsen.

Eine Freude ganz eigener Art aber brachte mir der Frühling des Jahres 1890. Damals wurde mein Drama „König Sundara“ unter der Regie von Leopold Adler am Rigaschen Stadttheater aufgeführt. Es war ein schöner, mich wahrhaft beglückender Erfolg. Die Schauspieler waren mit Begeisterung bei der Sache und das Publikum bereitete mir einen überaus freundlichen Empfang. Wie ein schöner Traum lebt jener Frühling in meiner Erinnerung. Er weckte Hoffnungen, die sich leider nicht erfüllen sollten. Die gerade in jenem Jahre aufsteigende Woge realistischer Dichtung begrub sie für immer.

Schon das folgende Jahr aber sollte mir den schönsten Gewinn, in ganz anderer Richtung, bringen. Am 26. Juli 1891 fand in der Jesuskirche zu Riga meine Vermählung mit der verwitweten Baronin Lilly von Vietinghoff, geb. Baronesse von Foelkersahm, statt. Sie ist der Öffentlichkeit durch mehrere Bände poesievoller, reizender Märchen und Jugenderzählungen bekannt, in denen ihr edler, idealer Sinn, ihr tiefes Gemüt, ihr feines Verständnis für Natur und Menschenleben zum Ausdruck gelangen. Mir war sie die treueste, liebevollste Gattin, deren stets sich gleich bleibende Herzensgüte und opferwillige Liebe mir über unendlich viel Schweres hinweggeholfen, mein ganzes Leben, Denken und Empfinden vertieft, gestärkt und mit einem unbeschreiblichen Zauber verklärt hat. Das tiefe Verständnis, mit dem sie mein ganzes Wesen liebevoll erfaßte, all meine Interessen, mein gesamtes Schaffen und Arbeiten teilte und mit begeisternder, beglückender Teilnahme Tag um Tag durch all die zehn Jahre unseres allzu früh abgeschlossenen Ehe-

lebens begleitete, das bedeutete mehr für mich, als Worte auszudrücken vermögen. Sie war mir Stütze, Leitstern und Sonnenschein des Lebens. Und trotz ihrer überaus zarten Gesundheit nahm sie willig und freudig alle die schweren Sorgen und Lasten auf sich, die gerade jene Jahre uns brachten, bis sie fast plötzlich zusammenbrach und mir durch den Tod entrissen wurde, bald nachdem wir den sicheren Hafen meiner Stellung in Wien erreicht hatten.

Als wir unsere Ehe schlossen, war der Horizont unseres baltischen Lebens schon stark umwölkt. Bald folgte das verheerende Unwetter, durch welches auch meine bescheidene Stellung an der Landesuniversität endgültig erschüttert wurde. Im Sommer des Jahres 1894 mußte ich Dorpat verlassen, um einer ungewissen Zukunft im Auslande entgegen zu gehen. Doch das feste Gottvertrauen meiner heldenhaften, geliebten Frau sollte nicht getäuscht werden. Schon im Herbst desselben Jahres durfte ich mit meiner Familie als außerordentlicher Universitätsprofessor in das malerisch-schöne Innsbruck einziehen. Die Stelle war eigens für mich geschaffen worden, um mich an Österreich zu fesseln, mir hier eine feste Existenz zu bieten. Und diesem freundlichen Anfang entsprach die ganze weitere Entwicklung. Das schöne Österreich ist mir und den Meinen eine wirkliche zweite Heimat geworden.

Fünf Jahre lang haben wir in der Hauptstadt Tirols gelebt, Land und Leute lieb gewonnen. Wohl litten wir anfangs schmerzlich an Heimweh, denn es war ein gar schwerer Abschied gewesen, den wir von der baltischen Erde hatten nehmen müssen. Hingen doch unsere Herzen an ihr mit tausend Fasern fest und rissen sich nur blutend los. Und lange noch blutete diese Wunde. Doch im Laufe der Zeit lernten wir auch die großen Vorzüge unserer neuen Lage immer mehr kennen und schätzen. Die Herzlichkeit, mit der man uns entgegenkam, trug viel dazu bei, die Schmerzen zu lindern. Und welch ein herrliches Land umgab uns dort! Tirol, mit seinen schneebedeckten Bergriesen, seinen grünenden Tälern, seinem charaktervollen Volke, seinen großen Erinnerungen, seiner freundlichen Gegenwart. Viel liebe Besuche aus der alten Heimat, Verwandte und Freunde, knüpften die alten Bande immer neu und hielten den teuersten Zusammenhang aufrecht.

Aus der außerordentlichen Professur wurde nach wenigen Jahren eine ordentliche. Im Frühling des Jahres 1899 aber siedelten wir in

die alte Kaiserstadt Wien über, wo ich die durch des berühmten Indologen G. Bühlers Tod erledigte Professur der Indologie an der Universität bekleiden sollte und bald darauf auch zum wirklichen Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erwählt wurde.

So erfüllte sich eine halb scherzhafte Prophezeiung meines verehrten alten Freundes Karl von Ditmar-Kerro. Ich habe schon davon erzählt, wie im Jahre 1879 meine fast perfekte Berufung an die Akademie zu St. Petersburg gewaltsam zerstört wurde. Nach langem Harren erlebte ich endlich die Freude, daß im Jahre 1890 die philosophische Fakultät der Universität Berlin mich einstimmig primo loco zum Professor wählte und der Regierung präsentierte. Aber auch diesmal sollte die fast schon perfekte Sache scheitern, mußte ich eine grausame Enttäuschung erleben. Das Ministerium verlieh trotz jener Wahl die Stelle einem anderen. Ein um so schwererer Schlag für mich, als die Verhältnisse in Dorpat damals bereits stark unsicher wurden und keine Hoffnung für die Zukunft gestatteten. Berlin wäre für mich eine Rettung gewesen. Es sollte nicht sein. Als dann die Krisis akut geworden, erhielt ich einen Ruf an die neu gegründete Universität Chicago. Der Entschluß, aus der deutschen Kulturwelt zu scheiden und ganz nach Amerika überzusiedeln, war für mich kein leichter, und die Verhandlungen mit den Amerikanern zerfielen, da ich nicht um jeden Preis annehmen wollte. Als auch diese Sache begraben war, begegnete ich K. v. Ditmar auf dem Dorpater Markte. Völl herzlichster Teilnahme erkundigte er sich nach der Entwicklung meiner Berufsfrage und als er hörte, daß es zu Ende damit sei, sagte er lächelnd: „Nun also — St. Petersburg, Berlin, Chicago sind zu Wasser geworden. Da bleibt noch Wien. Also — Sie kommen nach Wien!“ Ich konnte damals nur lachen. Und doch ist es Wahrheit geworden.

Mit welcher rührenden Freude begrüßte meine geliebte Frau unser neues Heim an dem schönen Maximiliansplatz in Wien, neben der herrlichen Votivkirche. Doch in Tränen lächelnd sagte sie mir damals: „Alles so schön, so schön! Aber für mich wird es nicht lange sein!“ — Sie hatte ein deutliches Vorgefühl, daß ihr Leben dem Abschluß nahe war. Zwei Jahre darauf schon, am 17. Mai 1901, starb sie nach kurzer, schwerer Krankheit. Sie ruht auf dem schönen Zentralfriedhof von Wien, ganz nahe der Gruppe der Ehrengräber, wo auch Beethoven,

Schubert, Gluck, Brahms und Johann Strauß, Anzengruber und Markart zur ewigen Ruhe gebettet sind.

Mein Leben ist jetzt mehr denn je ein stilles und einsames Arbeitsleben. Ich habe in Wien talentvolle Schüler, liebwerte Freunde und Kollegen gefunden. Nur einen Namen will ich nennen. Zum Besten, was mir Wien geschenkt hat, gehört die herzliche Freundschaft, welche mich hier nun schon seit Jahren mit dem genialen Houston Stewart Chamberlain verbindet. Wer die Werke dieses Mannes kennt, der vermag zu ahnen, welche eine Bereicherung des Lebens diese Beziehung mir bedeutet.

In dem furchtbar schweren Jahre, das mir die geliebte Frau von der Seite riß, begann ich die Ausarbeitung eines größeren Werkes, das die wichtigsten Ergebnisse jener Studien vereinigen soll, die ich nun schon seit fast 25 Jahren der Religion der arischen Urzeit gewidmet habe. „Altarische Religion“ — so soll es heißen. Was die Herzen unserer Väter damals bewegte, als die Arier noch ungetrennt auf Europas mütterlichem Boden hausten, was sie bald mit sonniger Lebensfreude, bald mit Schauern der Andacht erfüllte, zu gemeinsamen Festen, Sonnen-, Feuer- und Lebensfesten, zusammenführte, das will ich hier auf Grund vergleichender Studien zu schildern suchen.

Aus den komparativ-ethnologischen, religionsgeschichtlichen Vorarbeiten zu diesem Werke ist auch der Aufsatz hervorgegangen, der den Hauptinhalt des vorliegenden Heftes bilden soll: „Über Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung.“

Mit meinem Aufsatz Apollor-Agni begannen diese Studien in Dorpat, Mitte der achtziger Jahre. Die „Altarische Religion“ soll ihren Abschluß bilden. Inzwischen veröffentlichte ich jetzt ein Buch, das auf dem Wege zu diesem Ziel entstanden ist: „Mysterium und Mimus im Rigveda.“ Dasselbe erweist ernste und heitere kultische Dramen der Vedazeit und weist auf ähnliche Schöpfungen der arischen Urzeit zurück, die sich durch die Vergleichung erschließen lassen.

Ich komme mir jetzt bisweilen vor wie ein Steinmetz der alten Zeit, der still und einsam an dem Aufbau eines gotischen Domes meißelt. Möge es mir vergönnt sein, diesen Bau zu vollenden. Wenn nicht — dann werden es andere tun, und gesegnet sei ihre Arbeit.

Sommer 1908.

## Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung.<sup>1)</sup>

Von Leopold von Schroeder.

Solange die Menschheit besteht, sucht und ringt sie allerorten nach Religion, — nach Schöpfung, Fortbildung, Erhöhung ihres religiösen Besitzes. Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist zugleich Entwicklungsgeschichte der Religionen, von niederen zu höheren Formen hinauf, — aber auch in der niedrigsten glüht schon der göttliche Funke, der in der höchsten, zur hellen Flamme entfacht, leuchtet und wärmt und die Herzen mit seliger Freude erfüllt. Ja, die Religion ist in der Menschheitsentwicklung der mächtigste Faktor, der, nur teilweise im Laufe der Zeit durch andere Faktoren ersetzt, seine spezifische Bedeutung und seine zentrale Macht immer wieder zur Geltung bringt.

Es ist allerdings in neuerer Zeit, insbesondere von dem Engländer Sir John Lubbock, die Behauptung aufgestellt worden, daß die Religion keineswegs von so universaler Bedeutung sei, daß es vielmehr eine ganz beträchtliche Anzahl von Völkern gebe, die keine Spur einer Religion besäßen, oder die sich doch bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den europäischen Beobachtern in einem absolut religionslosen Zu-

<sup>1)</sup> Die vorliegende Abhandlung entstammt dem Sammelwerke: Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. Herausgegeben von Deißmann, Dorner, Gucken, Gunkel, Herrmann, Meyer, Rein, v. Schroeder, Traub, Wobbermin. München 1905. J. F. Lehmanns Verlag.

Dem Verleger sei für die freundliche Bewilligung des Abdrucks herzlich gedankt.  
Die Herausgeber.

stande befunden hätten. Allein diese Behauptung hat einer wissenschaftlichen Prüfung in keiner Weise stand gehalten, — eine solche zeigt vielmehr mit unzweifelhafter Deutlichkeit, daß das gesamte dafür angeführte Beweismaterial in Wahrheit gar nichts beweist, ja durch und durch haltlos und trügerisch ist. Es ist zwar oft genug von Reisenden oder auch von Missionären behauptet worden, dieses oder jenes wilde Volk sei ohne jegliche Religion, allein eine gründliche Untersuchung hat in allen solchen Fällen die totale Unrichtigkeit der Behauptung erwiesen. Oberflächlichkeit in der Beobachtung oder auch mancherlei Vorurteil und Unklarheit verleiteten ihre Urheber zu diesen oft recht leichtfertig aufgestellten Sätzen. Nicht selten wird die Grundlosigkeit derselben schon durch anderweitige Mitteilungen eben derselben Beobachter unmittelbar deutlich — sie widerlegen sich selbst, ohne es zu bemerken —, während in anderen Fällen erst eine nachfolgende gründlichere Forschung den Gegenbeweis geliefert hat. In überzeugendster Weise haben Männer wie G. Roskoff, Edward B. Tylor und A. de Quatrefages die völlige Unhaltbarkeit von Sir John Lubbocks Ansicht erwiesen. Peschel hat darum recht, wenn er in seiner „Völkerkunde“ sagt, daß die Frage, ob irgendwo auf Erden ein Volksstamm ohne religiöse Vorstellungen jemals angetroffen worden sei, entschieden verneint werden müsse, und der Holländer Tiele hat recht, wenn er die Religion ein „Universalphänomen der Menschheit“ nennt.

Was aber ist, was heißt Religion? — und aus welchen Wurzeln ist sie entsprossen? Diese Fragen drängen sich uns auf und fordern eine Beantwortung.

Es ist gewiß keine leichte und einfache Aufgabe, das Wesen der Religion in einer allgemein befriedigenden und überzeugenden Weise zu bestimmen. Das ergibt sich schon aus der bunten Mannigfaltigkeit und auffallenden Verschiedenheit der vielen bisherigen, von Theologen, Philosophen, Sprachgelehrten und Ethnologen gegebenen Definitionen. Und der Mut, eine solche Bestimmung zu wagen, wird uns noch mehr sinken, wenn wir einen der hervorragendsten theologischen Denker der Gegenwart, wenn wir Adolf Harnack daran zweifeln sehen, ob es überhaupt einen allgemeinen Begriff „Religion“ gebe. „Wir wissen heute,“ sagt dieser große Gelehrte in seinem Wesen des Christentums, „daß Leben sich nicht durch Allgemeinbegriffe umspannen läßt, und daß

es keinen Religionsbegriff gibt, zu welchem sich die wirklichen Religionen einfach wie die Spezies verhalten.“ Dennoch findet auch Harnack, daß es in allen Religionen „im Tiefsten etwas Gemeinsames gibt, was sich aus der Zerspaltung und der Dampfsheit im Laufe der Geschichte zur Einheit und Klarheit emporgerungen hat.“ Und auch er kann nicht umhin, am Schluß des genannten Wertes eine Bestimmung der Religion zu geben, indem er sie als „Gottesliebe und Nächstenliebe“ definiert, — eine Bestimmung, die wir freilich auch nicht für ausreichend halten können, weil sie sich nur auf gewisse höchste Formen der Religion anwenden läßt.

Was wir suchen und brauchen, ist eine allgemeine Bestimmung der Religion, die auf alle bekannten Religionen der Gegenwart wie der Vergangenheit paßt. Es fällt aber bei einem Überblick über die bisherigen Definitionen der Religion sofort in die Augen, 1. daß die meisten derselben auf die niederen Formen der Religion nicht anwendbar sind, und 2. daß sie fast alle den Buddhismus, also eine der bekanntesten und bedeutendsten Religionen, ausschließen. Wo die eine oder die andere dieser Klippen vermieden ist oder vermieden scheint, da begegnen wir einer so vagen Bestimmung, daß dieselbe sich eben darum bald als unzulänglich erweist.

Die Definitionen der Theologen und vielfach auch die der Philosophen setzen meist den Glauben an einen Gott voraus und betrachten ihn als selbstverständlichen Kern der Religion. Damit sind aber die unzähligen niederen Religionen, in denen eine Menge von Göttern und Geistern geglaubt wird, ebenso ausgeschlossen wie der Buddhismus, in welchem der Gottglaube überhaupt keine Rolle spielt. Das gilt von der alten, wohlbekanntesten theologischen Definition, nach welcher die Religion ein *modus cognoscendi et colendi Deum* wäre. Es gilt aber ebenso auch von der oben angeführten Harnack'schen Bestimmung. Wenn dagegen Georg Kunze in seinem „Katechismus der Religionsphilosophie“ die Religion als „Sammlung des Gemütes“ bezeichnet, so liegt es auf der Hand, daß diese Bestimmung viel zu vag ist und keineswegs die Religion allein in sich begreifen würde.

Ein hervorragend wichtiges Moment hat Schleiermacher betont, wenn er die Religion als ein „schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl“ bezeichnet, — wenn er sagt, Religion bestehe darin, daß wir uns schlecht-

hin abhängig fühlen von etwas, das uns bestimmt und das wir unsererseits nicht bestimmen können. Will er indessen dies Etwas näher bezeichnen, so bringt er doch wieder Gott in die Definition hinein und schließt damit den Buddhismus und die primitiven Religionsformen aus. Aber freilich verlangen wir auch dringend darnach, jenes Etwas, von dem sich die Menschen in der Religion schlechthin abhängig fühlen, näher bestimmt zu sehen, und nach dieser Richtung bedarf jene Definition unbedingt einer bedeutsamen Ergänzung.

Kant erklärte die Religion für die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote, — was polytheistische Religionsformen nicht ausschließt, wohl aber den Buddhismus. Nach Tolstoi besteht die Religion darin, daß wir ganz und durchaus nur den Willen Gottes tun, welcher letzterer übrigens von ihm entschieden unpersönlich gedacht wird. Ganz ähnlich erklärt der Engländer Caird die Religion als ein „Aufgehen des endlichen Willens in dem unendlichen“ oder als „die absolute Identifizierung unseres Willens mit dem Willen Gottes.“ Diese Auffassung ist ebenso berechtigt wie die Schleiermacher'sche, steht aber auch nicht eigentlich im Widerspruch zu ihr. Das Abhängigkeitsgefühl ist unbestreitbar charakteristisch für die Religion. Wenn aber der Mensch seinen Willen mit dem Willen Gottes in Einklang setzt, dann verwandelt sich das Gefühl der Abhängigkeit in das einer Freiheit höherer Art. So wertvoll diese Bestimmungen auch sind, — sie operieren stets mit dem Begriff „Gott“ und lassen sich daher weder auf die primitiven Religionen, noch auf den Buddhismus anwenden.

Wesentlich anders faßt die moderne Ethnologie das Problem an. Sie verliert naturgemäß niemals den Blick über die Gesamtheit der verschiedenen Religionsformen, und gerade die niedrigsten stehen gewissermaßen ihrem Herzen am nächsten. Der große Ethnologe Edward B. Tylor kommt zu dem Schluß, Religion sei „der Glaube an geistige Wesen.“ Das stimmt für fast alle Religionen, denn fast allen ist der Glaube an außer und über der Sphäre des Menschen waltende Geisteswesen — Götter, Dämonen, Seelen — charakteristisch, mag man dieselben sich nun in der Mehrzahl oder auch in der Einzahl denken. Aber doch ist die Bestimmung nicht präzise genug. Auch der Spiritismus wäre ja sonst eine Religion, da er im Glauben an geistige Wesen besteht. Und doch wird er mit Recht von niemand für eine solche gehalten,

offenbar aus dem Grunde, weil für die Religion das mächtige Abhängigkeitsgefühl ein unbedingt notwendiges Charakteristikum ist, wie Schleiermacher richtig erkannt hat, — ebenso aber auch das Bedürfnis, sich mit jenem etwas, von dem man sich abhängig fühlt, in Einklang zu setzen. Man könnte daher geneigt sein, die Religion zu definieren als den Glauben an geistige Wesen — in der Einzahl oder in der Mehrzahl gedacht —, von denen man sich abhängig fühlt und mit deren Willen man sich in Einklang zu setzen sucht. Allein, dann hätten wir nicht das Recht, auch den Buddhismus eine Religion zu nennen. Zwar finden wir auch im Buddhismus den Glauben an geistige Wesen aller Art — Seelen, Gespenster, Dämonen, Götter in großer Zahl. Buddha selbst glaubte an ihre Existenz, es fiel ihm nicht ein, sie zu leugnen oder gar seinen Anhängern solchen Glauben zu verbieten. Aber er fühlte sich nicht abhängig von diesen Göttern und Geistern, das ist das Wesentliche — weder er noch seine Anhänger — und eben darum mangelt diesem seinem Glauben das Charakteristikum des Religiösen. Er fürchtet sie nicht, er erwartet nichts von ihnen, er verehrt sie nicht, er dient ihnen nicht. Er richtet sich nach einem höheren Prinzip, dem auch Götter und Geister untertan sind. Abhängig fühlte sich freilich auch Buddha, fühlen sich seine Anhänger alle, — abhängig aber nur von der moralischen Weltordnung, an welche hier so fest und unerschütterlich geglaubt wird, wie in wenigen anderen Religionen. Ohne diesen großen und tiefgegründeten Glauben hätte der Buddhismus wohl auch nie und nimmer die Weltreligion werden können, die er tatsächlich geworden ist. Und mit dieser gewaltigen geistigen Macht, der moralischen Weltordnung, ist der Buddhist eifrig bemüht, sich in Einklang zu setzen. Er könnte sonst nimmer das Heil, die Erlösung zu erreichen hoffen. Woher sie stammt, diese Macht, das weiß man nicht, darnach fragt man auch nicht, so wenig wie nach dem Ursprung Gottes in theistischen Religionen. Sie ist da und sie wird geglaubt, unerschütterlich fest geglaubt. Es ist eine unpersönliche Macht, daher verehrt man sie nicht, weiht ihr keinen Kult. Aber man fühlt sich abhängig von ihr und sucht sich mit ihr in Einklang zu setzen, wie der Gottgläubige mit dem Willen Gottes. Und es ist eine geistige Macht, wenn auch gewiß kein geistiges Wesen, — eine unbeschränkt und unfehlbar durch alle Ewigkeit über aller Welt waltende geistige Macht. Setzen wir solchen

Glauben dem Glauben an mächtig waltende geistige Wesen gleichberechtigt an die Seite, so gelangen wir zu der folgenden Bestimmung:

Religion ist der Glaube an geistige, außer und über der Sphäre des Menschen waltende Wesen oder Mächte, das Gefühl der Abhängigkeit von denselben und das Bedürfnis, sich mit ihnen in Einklang zu setzen.

Schleiermachers Definition hat hier die notwendige Ergänzung erfahren, ebenso aber auch die Tylorsche. Wir haben eine Bestimmung gewonnen, die ebensowohl für die höchsten wie für die niedrigsten Religionsformen gilt und zutrifft, für Christentum und Buddhismus ebenso wie für die Religion der Australnegel und Feuerländer, und alle Stufen und Formen, die dazwischen liegen.

Da die Abhängigkeit, in welcher sich der Mensch gegenüber den von ihm geglaubten geistigen Wesen oder Mächten befindet, nicht nur eine materielle, sondern ebenso und insbesondere auch eine moralische ist, so ist darin das Wesentliche der Kantschen Definition mit eingeschlossen. Je vollkommener der Einklang ist, in welchen der Mensch sich mit jenen Wesen oder Mächten, mit dem Willen seiner Götter, seines Gottes, der moralischen Weltordnung zu setzen vermag, um so entschiedener wird das Gefühl der Abhängigkeit sich in dasjenige der Freiheit verwandeln, bis es endlich auf der höchsten Stufe — idealiter — zu jener herrlichen Freiheit der Kinder Gottes wird, von welcher das Neue Testament redet. Urgrund, Richtschnur und Ziel unseres Lebens ist durch diesen Glauben, dies Abhängigkeitsgefühl, dies Einklangbedürfnis bestimmt, — und damit dasjenige, was man heute gern mit Tolstoi den Sinn des Lebens nennt.

Wir forschen und fragen weiter nach dem Ursprung der Religion. Wie kam der Mensch denn zu jenem Glauben, jenem Abhängigkeitsgefühl, jenem Einklangbedürfnis, das die Entwicklung seines Geschlechtes so übermächtig beherrscht?

Bevor wir eine Antwort auf diese Frage zu geben suchen, müssen wir über gewisse allgemeine Voraussetzungen ins Klare gekommen sein, resp. uns über dieselben verständigt haben. Denn „voraussetzungslos“

das Problem erörtern zu wollen, würde einen Verzicht auf die Ergebnisse vorausgegangener Geistesarbeit in sich schließen.

Ich halte es für ein feststehendes Resultat der modernen naturwissenschaftlichen Forschung, oder richtiger der naturwissenschaftlichen Spekulation, daß das Menschengeschlecht auf dem Wege einer unabsehbar langen Entwicklung sich aus ursprünglich niederen, einfachen Organismen zu immer höheren und komplizierteren, und endlich zum höchsten Typus, welchen wir kennen, emporgerungen hat. Ich bekenne mich damit als Anhänger der sogenannten Deszendenztheorie. Wir haben die Wahl zwischen zwei Annahmen, zwei Voraussetzungen. Entweder ist unser komplizierter Organismus plötzlich in seiner ganzen Kompliziertheit entstanden, resp. geschaffen worden. Oder derselbe hat sich aus einfacheren Organismen allmählich entwickelt. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Welche von beiden Möglichkeiten die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, scheint mir nicht zweifelhaft. Über die Wege jener Entwicklung wird die Wissenschaft freilich wohl immer nur zu einem annähernden, nie zu einem ganz abschließenden Resultat gelangen, allein das ist für unsere Erörterungen auch nicht von wesentlicher Bedeutung. Wohl aber ist es wesentlich, ob wir an jene Entwicklung glauben oder nicht.

Man hat bei der theoretischen Konstruktion des Ursprungs der Sprache, der Religion, der Mythologie oft genug den Fehler begangen, daß man den Urmenschen gewissermaßen plötzlich mitten in die Natur, mitten in die ganze Fülle ihrer großen, furchtbaren oder wohlthätigen Erscheinungen hineinsetzte und diese nun auf ihn wirken ließ. Da staunte er denn über die Erscheinung der Sonne, der Morgenröte, des gestirnten Himmels, entsetzte sich vor Donner, Blitz und Sturm, und machte infolge solcher und anderer Eindrücke eine geistige Revolution durch, die endlich zur Entstehung der Sprache und der Religion führte. Allein wir dürfen nie vergessen, daß die Urmenschen, ehe sie Menschen wurden, als sie noch sozusagen Untermenschen waren, schon durch unabsehbare Zeiträume mitten in der Natur standen, in ihr lebten und starben, daß ihnen also alle ihre Erscheinungen, wie auch eine Fülle sozialer Instinkte, schon durch endlose Generationen so wohlbekannt und vertraut waren, wie auch den anderen höheren Wirbeltieren. Es muß neben dem, was sie mit den anderen Wirbeltieren gemein hatten, aber noch ein Mehr an Entwicklungsfähigkeit in ihnen gelebt oder geschlummert

haben, das man groß, ja wunderbar nennen möchte, wenn man die aus ihm erfolgende Entwicklung des Menschengeschlechtes betrachtet. Dies Mehr war der geheimnisvolle Kern in seinem Wesen, der den Untermenschen zum Menschen werden ließ, — der göttliche Funke, der nachmals in herrlichen Flammen aufstodern sollte.

Diese auf dem Standpunkte der Deszendenztheorie selbstverständlichen Voraussetzungen sind nicht bedeutungslos für unsere weitere Untersuchung.

Welches sind nun die Anfänge religiöser Bildungen? Auf welche Wurzeln der Religion führt uns die Betrachtung der ältesten und ursprünglichsten ihrer Formen?

Wenn wir etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, oder auch noch später, an diejenigen, welche sich mit den Religionen des Altertums oder der Naturvölker als Forscher, ohne konfessionelle Voreingenommenheit, beschäftigten, diese Frage gerichtet hätten, dann würde die Antwort fast allgemein gelautet haben: Naturverehrung ist der Anfang, der Ursprung der Religion! Man war es eben allgemein gewohnt, alle die sogenannten natürlichen Religionen — im Gegensatz zu den offenbarten — von einer Verehrung der Naturerscheinungen und gewisser Naturobjekte ausgehen zu lassen. Das galt für so selbstverständlich und schien so deutlich aus dem Charakter jener Religionen hervorzuleuchten, daß die meisten sich gar nicht einmal die Mühe gaben, dies erst noch besonders zu beweisen.

Heutzutage, wo die Theorie vom Seelenkult als Wurzel der Religion sich stark in den Vordergrund gedrängt hat, würde die Antwort wohl wesentlich anders ausfallen. Nicht wenige Forscher wollen alle Religion aus diesem letzteren Prinzip ableiten. Andere halten an der Naturverehrung als Ursprung der Religion fest und gestehen dem Seelenkult nur eine untergeordnete, nebenjächliche, nicht spezifisch religiöse Bedeutung zu. Wieder andere, zu denen auch ich gehöre, sehen in der Naturverehrung und in dem Seelenkult selbständige Wurzeln der Religion, die sich nur in mannigfacher Weise miteinander verbinden und verschlingen.

Wir fassen zunächst die Naturverehrung ins Auge.

Es ist nicht zu verwundern, daß man dies Prinzip lange Zeit fast

ausschließlich als die Quelle der sogenannten natürlichen Religionen angesehen hat, denn in der Tat drängt sich uns bei Betrachtung der Religionen des Altertums wie der Naturvölker in breiter Massenhaftigkeit gerade die Verehrung der Natur und ihrer Erscheinungen entgegen. Der Himmel und seine Lichterscheinungen, Sonne, Mond und Sterne, das Luftreich mit Gewitter, Donner und Blitz, Stürmen und Winden, die Erde mit dem, was sie hegt und trägt, Tiere und Pflanzen, Feuer und Wasser, Quellen und Flüsse, Meer und Berge, Felsen und Steine — sie begegnen uns bei unzähligen Völkern des Altertums wie auch der Gegenwart als Gegenstände religiöser Verehrung, wie auch als handelnde Personen mythischer Erzählungen.

Die Naturerscheinung wird als etwas Lebendiges, etwas Wirkendes, als eine Macht empfunden und aufgefaßt, als wohlthätig und freundlich oder furchtbar, oder auch beides zugleich. Es liegt nicht der geringste Grund dafür vor, hier etwas anderes zu sehen, als einen ganz elementaren psychischen Prozeß. Die Annahme der radikalen Vertreter der Seelenkulttheorie, der Mensch habe sich die Naturobjekte erst dann als beseelt vorstellen können, nachdem er die Seelen abgesetzener Menschen in dieselben hinein versetzt, — auch Himmel, Sonne, Mond, Erde, Feuer usw. seien erst dadurch zu Objekten der religiösen Verehrung geworden, daß man sich die Seelen verstorbener Menschen in denselben eingeförpert wohnend dachte, leidet an der höchsten inneren Unwahrscheinlichkeit. Dieses künstlich konstruierten Umweges bedurfte es nicht. In den Anfangsstadien seiner Entwicklung sieht der Mensch die ihn umgebende Natur gleichsam mit den Augen eines Kindes an. Alles erscheint ihm belebt, wie er selbst belebt ist, — nicht nur Tiere und Pflanzen, sondern auch Sonne und Mond, Winde und Wolken, Bäche und Berge. Er legt ihnen Empfindungen bei, die den seinigen ähnlich, er redet mit ihnen, er erzählt von ihnen. Das ist ein ganz elementarer Trieb, der unbewußt wohl schon in dem Untermenschen wirksam war, mit seinen Wurzeln in jene Vormenschenzeit zurückreichen dürfte, — ein Trieb, der den Glauben an abgesetzene Geister durchaus nicht voraussetzt. Wir finden ihn in lebhafter Wirksamkeit bei dem Kinde, das mit Stöcken, Klößchen oder Steinen wie mit lebenden Dingen spielt, auch wenn es noch gar keine Ahnung davon hat, daß es etwas wie Tod, Seelen und Geister gibt. Es belebt, es personifiziert die Dinge instinktiv,

unwillkürlich. Ebenso gewiß schon der Urmensch. Dieser Trieb hat etwa mit dem poetischen Triebe Verwandtes, und Tylor hat recht, wenn er sagt, „daß, was für uns Dichtung ist, dem ältesten Menschen Naturanschauung war“. Er ist aber auch mit dem sprachbildenden Triebe verwandt, denn die Analyse der Sprache zeigt uns gleichfalls, daß der Mensch sich die umgehende Natur lebendig, handelnd, wirkend vorstellte. Man verkehrt die Sache aber ganz und gar, wenn man darum — so wie Max Müller — den Ursprung der Religion aus der Sprache ableiten will. Sie wurzeln vielmehr beide in ihren Anfängen in der gleichen elementaren Anschauung einer allerwärts belebten Natur. Die Sprache wird nur das Bewußtwerden dieser Anschauung gefördert und gestützt, nicht aber diese Anschauung oder gar die Religion erzeugt haben. Ebenso wenig vermag ich in der ästhetischen Empfindung gegenüber gewissen Naturerscheinungen Grundlage und Wurzel der Religion zu erkennen, wie das Novalis, Fries und andere Denker wollten. Wohl mag die Freude am Schönen in der Natur, ein elementarer ästhetischer Trieb viel dazu beigetragen haben, die religiöse Empfindung schon des Urmenschen in eine höhere Sphäre zu heben, sie zu weihen, zu veredeln. Doch das Grundlegende, die Belebtheit der Naturerscheinungen und das Gefühl der Abhängigkeit von denselben, ist tiefer begründet und hätte durch keine Empfindung des Schönen oder Erhabenen erzeugt werden können. Eher könnte da wohl der Satz der Alten Beachtung verdienen: timor fecit deos, die Furcht hat die Götter erzeugt, — ein Satz, den Happel dahin modifiziert, daß er „Schauer“ für Furcht setzt und in dem Schauer vor dem Unbekannten, Unsichtbaren, Mächtigen, Unnahbaren die Quelle aller Religionen sehen will. Zweifellos spielt diese Empfindung bei dem für die Religion so grundlegend wichtigen und charakteristischen Abhängigkeitsgefühl eine wesentliche Rolle. Daß aber die ganze Natur dem Menschen belebt erschien, war nicht die Wirkung der Furcht, — weit eher — wenigstens teilweise — deren Ursache. Das entwuchs ganz anderen Seelenkräften.

Diese elementare Naturanschauung wurde mächtig unterstützt durch ein anderes, ebenfalls elementares psychisches Phänomen, nämlich den Trieb, für jede Erscheinung und Begebenheit nach einer Ursache oder einem Urheber zu suchen — das Kausalitätsbedürfnis —, in

welchem der Ethnologe Oscar Peschel geradezu die Wurzel der Religion sieht, in Verbindung allerdings mit dem bei kindlichen Völkern sich findenden „Unvermögen, die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmungen anders als belebt zu denken“<sup>1)</sup>, — also ebendenselben psychischen Phänomen, von dem wir ausgegangen sind.

Leben, Leben und immer wieder Leben! Das war es, was der Mensch um sich herum in der Natur sah oder zu sehen glaubte. Leben, wie er es selbst in sich trug, in sich wirken fühlte. Er sah es vor allem im Reich der Tiere, im Reich der Pflanzen, — und er fühlte sich diesen zugehörig, wesensverwandt, ursprungsverwandt. Da liegt die Wurzel des heute so viel genannten „Totemismus“.<sup>2)</sup> Er sah es aber auch im eilenden, rauschenden Fluß, in der murmelnden Quelle, im knisternden, gefräßig verzehrenden Feuer, im heulenden Sturm, im gewaltigen Drama des Gewitters, im Lawinen herabfallenden Berge, in der ruhig wandelnden, freundlich wärmenden Sonne, im wechselnden Mond, im Heer der Sterne. Leben, überall Leben! Lebende Wesen und Mächte aller Art, der Mensch sah sich mitten in sie hineingestellt, Er fühlte sich ihnen verwandt und doch auch wieder fremd. Anders als er selbst war vieles, seltsam, rätselhaft, geheimnisvoll. Manches war wohlthätig, freundlich, vieles gefährlich, Schrecken und Furcht, Angst und Qual erregend. Abwehr war oft unmöglich, — ebenso unmöglich für den Menschen, den etwa ausbleibenden Segen der Natur zu ersetzen. Das Gefühl der Abhängigkeit, der Ohnmacht beherrschte den Menschen gegenüber den fremden, den furchtbaren wie den heilvollen Mächten, — ja es lebte dies schon seit uralter her in ihm, schon in der Zeit des Untermenschentums. Es galt, sich mit diesen Wesen und Mächten in Einklang zu setzen, sie freundlich zu stimmen, sie zu begrüßen, ihnen zu schmeicheln, sie zu loben und zu preisen, sie zu bitten und anzuflehen, sie demütig zu verehren.

Das ist die Naturverehrung, — die eine große Wurzel der Religion.

Neben ihr aber lebt eine andere — ganz selbständig, von jener nicht ableitbar —, der Seelenkult. Ihre Bedeutung ist zwar auch

<sup>1)</sup> Vgl. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl., p. 256.

<sup>2)</sup> Totemismus ist der Glaube primitiver Völkerstämme an ihre Abstammung von gewissen Tierarten und entsprechende Ehrung der letzteren.

früher nicht geradezu übersehen, aber doch erst in neuerer Zeit ganz erkannt und energisch hervorgehoben, ja sogar überschätzt worden. Männer wie Herbert Spencer und Julius Lippert sehen in dem Seelenkult die Wurzel aller Religion. „The rudimentary form of all religion is the propitiation of dead ancestors“, — sagt Spencer.

Auf jeden Fall ist die Verehrung der Seelen, der Manen, der abgetrennten Geister der Vorfahren eine der primitivsten Formen der Religion. Sie ist weit verbreitet und findet sich vielfach gerade bei den kulturell niedrigst stehenden Völkern, bei denen sie die ganz vorwiegende, wenn auch keineswegs die einzige Form der Religion bildet. Dazu gehört namentlich eine größere Anzahl von Völkern in Mittel- und Südafrika. Aber auch von den Bewohnern der Südseeinseln und Neuseelands läßt sich wesentlich dasselbe behaupten, — und in Asien spielt bekanntlich noch bei dem relativ hoch entwickelten Volke der Chinesen der Seelenkult und die Ahnenverehrung eine eminent hervortretende Rolle.

Von den niedersten Stufen des Seelenkults, wo derselbe nur wie eine Art Gespensterglaube erscheint, könnte man geneigt sein zu behaupten, derselbe wäre am Ende gar nicht wirklich als eine Religion zu betrachten. Indessen können wir dies doch nicht zugeben. Es ist eine Form der Religion, wenn auch eine überaus rohe. Wir finden die charakteristischen Elemente der Religion beisammen: den Glauben an Geistwesen jenseits der Sphäre des Menschen, das oft bis zur äußersten Furcht gesteigerte Gefühl der Abhängigkeit von denselben und das Bedürfnis, sich mit ihnen in Einklang zu setzen, woraus eben der „Kult“ entsteht.

Bei den niedrigst stehenden Völkern werden die Seelen in der Regel als böse, übelwollende Geister oder Dämonen angesehen, die oft selbst ihren früheren Verwandten und Freunden zu schaden geneigt sind und die man daher auf mancherlei Art zu versöhnen suchen muß. Ihre böswillige Natur erklärt sich aus dem Unmut der Abgetrennten über die Trennung vom Leibe, die Verbannung aus der Welt der Lebendigen. Für besonders gefährlich gelten die Seelen derjenigen Menschen, die eines unzeitigen oder gewaltsamen Todes gestorben, oder nicht in gebührender Weise bestattet sind.

Doch wir sehen diesen uns abstoßenden Geisterglauben sich auch höher heben, sich veredeln und endlich ganz dasjenige werden, was wir

Gottglauben nennen. Schon bei recht primitiven Völkern erscheint vielfach der Glaube, daß die Seelen der Eltern, der Vorfahren ihren Nachkommen freundlich gesinnt, denselben als schützende Geister zur Seite stehen, ihnen im Kampf helfen u. dgl. m., wenigstens wenn man ihnen die gebührenden Spenden darzubringen nicht versäumt. Man verehrt sie, man bittet sie um Schutz und Hilfe, man betet zu ihnen. Das gilt namentlich vom männlichen Haupte der Familie, vor allem aber von abgesehenen Stammeshäuptlingen, die oft geradezu als Götter verehrt werden. So in Afrika, so auch auf den polynesischen Inseln, wo alte Häuptlinge nach ihrem Tode zu Gottheiten werden, die das Wachstum der Yam- und Frucht bäume leiten. Man errichtet ihnen Heiligtümer, man bringt ihnen Gebete und Opfer dar. Ähnlich auch anderwärts. Die Mongolen verehren die Seelen der Familie des Dschingis Chan als gute Gottheiten und den Dschingis Chan selbst als deren Haupt. In China werden den verstorbenen Kaisern Tempel errichtet und Kongfutse, der einst Minister, Philosoph und Moralist war, empfängt Opfer aus kaiserlicher Hand.

Wie die Naturverehrung auf der großen Tatsache des Lebens, so ruht Seelenglaube und Seelenkult auf der großen, ewigalten, und doch immer aufs neue den Menschen schreckenden und erschütternden Tatsache des Todes. Leben sah der Mensch ringsum in der Natur, aber auch Tod und immer wieder Tod! Und diese beiden großen, beständig miteinander ringenden, scheinbar unversönlich feindlichen Mächte wurden beide zu Wurzeln der Religion, — der Naturverehrung hier und des Seelenkultes da. Das schreckende Rätsel des Todes, vor dem auch das Tier zurückschaudert, drängte die Phantasie des Menschen in eine andere Richtung als das freundlichere Rätsel des Lebens, — trieb den Spieltrieb des Geistes in andere Bahnen.

Der Tote, der noch gestern als ein Lebendiger umherging, sprach und handelte, liegt jetzt kalt und regungslos da, sieht, hört, fühlt, atmet nicht mehr, Bewußtsein und Willensregungen sind dahin. Es ist offenbar ein Teil seines Selbst von ihm gewichen, der wichtigste Teil, der Träger des Lebens, des Bewußtseins, der Willensregungen. Als solcher Träger des Lebens erscheint dem Naturmenschen vornehmlich der warme Hauch, der Atem, der sinnlichste Teil dessen, was entschunden ist, — der Atem, mit dessen aussetzen das Leben abreißt. Aus dem Begriff

des Atems, des Lebenshauches, der sichtlich irgend wohin entflohen ist, entwickelt sich daher ganz naturgemäß der Begriff der Seele, welche vielfach auch in höher kultivierten Sprachen noch mit demselben Worte, das Atem bedeutet, bezeichnet wird. Als ein Hauch, oder auch ein Wölkchen, eine Art Rauch oder Dampf, wird die Seele gefaßt, — letzteres vermutlich in Anlehnung an die bei kälterer Luft sichtbare Erscheinung des Atems. Auch als Schatten denkt man sie sich, — immer als ein dünnes, körperloses Gebilde, das den Augen erscheinend dem Verstorbenen gleicht, ohne ihm doch wirklich gleich zu sein. Traumerscheinungen und Visionen, die auch bei primitiven Völkern nichts Seltenes sind, unterstützen und stärken den Glauben an die Seele und ihr selbständiges Fortleben. Da aber auch ein lebender Mensch dem anderen im Traume erscheinen kann, entwickelt sich zugleich der Glaube, daß die Seele oder ein Teil der Seele auch den Körper des lebenden Menschen zeitweilig verlassen und frei umherstreifen könne.

Die aus der Welt der Lebendigen geschiedene Seele denkt man sich zunächst meist betrübt und unmutig. Man denkt sie sich zugleich von dem Leichnam noch eine Zeitlang in gewisser Weise abhängig. Sie weilt in seiner Nähe, kehrt öfters zu ihm zurück. Um die Seele zu versöhnen, zu beruhigen, wird der Leichnam sorgsam geborgen, wird Speise und Trank in seiner Nähe hingestellt oder ausgegossen, damit sich die Seele daran labe. Das warme feuchte Blut, mit dessen Herausströmen das Leben, die Seele entweicht, gilt in besonderer Weise als Lebenssaft und den Seelen besonders erwünscht. Die befriedigten, getränkten und gespeisten Seelen denkt man sich versöhnt und freundlich. Man betet zu ihnen, man bittet sie um Schutz. Hier haben wir Opfer und Gebet, die wichtigsten Elemente des Kultus.

Doch an den Leichnam bleiben die Seelen nicht dauernd gebunden. Sie streifen umher, sie begleiten schützend die Kinder ihres Stammes, sie fahren in Wind und Sturm daher, haufen im Erdenchoß, in Quellen, Flüssen und Seen, in Bergen und Felshöhlen, oder schwingen sich gar zu den Gestirnen auf und mischen sich in ihre Schar. Sie wählen sich Bäume und Pflanzen, oder auch Tiere zum Aufenthalt, aber auch Steine oder sonst irgend welche leblose Gegenstände.

Man denkt sich also die abgesehenen Seelen über alle Reiche der Natur hin verbreitet, in den verschiedensten Naturerscheinungen

wohnend, in ihnen vielfach wirkend, z. B. Fruchtbarkeit und Gedeihen schaffend. So können aus den abgeschiedenen Seelen der Vorfahren in der Natur wirkende Kräfte, waltende Geister und Götter werden und es liegt auf der Hand, daß diese Seelen sich mit den Seelen der von vornherein als belebt gefaßten Naturerscheinungen vermischen mußten, so daß sich eine feste Grenze zwischen beiden gar nicht ziehen läßt. Es folgt daraus nicht, daß die Naturverehrung aus dem Seelenglauben abzuleiten ist, wohl aber dürfte sie durch denselben wesentlich beeinflusst worden sein. Lebendige Mächte, von denen er sich abhängig fühlt, waren die Naturerscheinungen für den Menschen von vornherein und unmittelbar. Aber es waren geistleibliche Mächte, nicht geistige Wesen, die wir als die charakteristischen Verehrungsobjekte in allen Religionen kennen. Durch den Seelen- und Geisterglauben wurde das Seelische und Geistige als etwas Selbständiges, vom Körper mehr oder minder Unabhängiges erfaßt, und nun mochte auch Seele und Geist der Naturerscheinungen sich von diesen mehr und mehr frei und unabhängig machen, mochte zum geistigen Wesen werden, das die Naturerscheinung lenkt und regiert, zum Naturdämon, zum Naturgott. So hat die Vorstellung von den Seelen die Vorstellung von den Urhebern und Lenkern der verschiedenen Naturerscheinungen entscheidend beeinflusst und sich angeähnlicht. Wir erkennen zwei große, gleichberechtigte Wurzeln der Religion: die lebendige Anschauung eines allumfassenden Lebens, die Naturanschauung, aus welcher die Naturverehrung folgt; und die Erkenntnis, daß alles sichtbare Leben aus zwei Teilen besteht, einem leiblichen und einem geistigen, die sich trennen können und im Tode sich sichtlich trennen, wo dann der geistige Teil selbständig weiterlebt: das ist der Seelenglaube. Das eine ist ebenso fundamental und ebenso alt wie das andere.

Diese beiden Wurzeln der Religion verschlingen und verschmelzen sich vielfach miteinander, wir können sie aber trotzdem auch heute noch in ihren Anfängen und Endpunkten deutlich auseinanderhalten. Bei allen Völkern werden die Seelen der Väter, der näheren oder entfernteren Vorfahren deutlich als eine besondere Klasse von den Geistern, Dämonen und Göttern der Naturerscheinungen unterschieden, wenn auch mannigfache Übergänge nicht fehlen. Und andererseits kenne ich kein Volk, das z. B. die Sonne oder den Donner darum für belebt, für

mächtig, wirksam und verehrungswürdig hielte, weil in diesen Naturerscheinungen die Seele eines abgeschiedenen Menschen wohnt. Naturverehrung und Seelenkult sind gleichberechtigte große Wurzeln der Religion, vergleichbar zwei vielfach miteinander verschlungenen und verwachsenen Wurzeln ein und desselben Baumes, die sich doch noch immer deutlich voneinander unterscheiden lassen.

Neben diesen kann weder der Totemismus noch der sogenannte Fetischismus eine selbständige Bedeutung beanspruchen. Gehört der Totemismus als ein uraltes Stück zur primitivsten Naturverehrung, so ist der Fetischismus nichts als eine besondere Form des Seelen- und Geisterglaubens. Er besteht ja in nichts anderem als in dem Glauben, daß alle möglichen Dinge und Gegenstände von mehr oder minder mächtigen Geistern zum Wohnsitz erwählt, von ihnen bewohnt, besessen sein können und eben dadurch zu Objekten der Verehrung werden.

Sind nun aber Naturverehrung und Seelenkult die einzigen Wurzeln der Religion? Diese Frage wird von den meisten Forschern der Gegenwart unbedingt bejaht werden, und zwar in der Weise, daß die einen beide Wurzeln als durchaus selbständige anerkennen, während die anderen entweder nur die eine oder die andere als alleinige Wurzel der Religion gelten lassen wollen. Im Gegensatz dazu bin ich der Meinung, daß die Frage unbedingt verneint werden muß.

Wenn wir die Religionen der primitiven und primitivsten Völker näher betrachten, tritt uns eine merkwürdige Tatsache entgegen, die sich mit den herrschenden Theorien vom Ursprunge der Religion aus dem Seelenkult oder der Naturverehrung allein schlechterdings nicht in Einklang bringen läßt. Es ist dies der gerade unter ihnen weit verbreitete, wenn nicht allgemeine, Glaube an ein höchstes gutes Wesen, das meist schöpferisch gedacht wird, das selbst gut ist und auch von den Menschen fordert, daß sie gut, gerecht, moralisch, in mancher Beziehung selbstlos und aufopfernd handeln. Es wacht über den Handlungen der Menschen und wird oft, wenn auch nicht immer, das Böse bestrafend, das Gute belohnend gedacht. Dies höchste Wesen erscheint unter verschiedenen Eigennamen, wird aber auch oft allgemein der Vater, der Alte des Himmels, der Macher des AUs, der

Schöpfer, der Gute, der große Freund, der große Geist oder dem ähnlich benannt. Es war da, ehe die Welt und die Menschen da waren, ehe der Tod da war, und schon darum kann es nicht die Seele eines abgetödteten Menschen sein, so wenig wie irgendeine Naturerscheinung, wenn dies höchste Wesen auch nicht selten mit dem Himmel in Beziehung gebracht, in ihm wohnend und von dort aus wachend und herrschend gedacht wird. Der Tod kam nach den Sagen vieler primitiver Völker erst durch irgendein Versehen, ein Unrecht in die Welt. Das höchste Wesen aber ist nie gestorben und kann nie sterben, es ist über den Tod erhaben. Über seine Natur, ob es ursprünglich geistlicher oder geistiger Art ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Diese Unterscheidung war für die primitiven Menschen, welche zuerst diese Gestalt konzipierten, wohl auch nicht von wesentlicher Bedeutung und wurde vielleicht gar nicht klar erfaßt.

Dieses stets gütig und wohlwollend gedachte höchste Wesen wird bei den primitiven Völkern meist nicht durch Opfer und Spenden, Gebete und Lieder geehrt. Man ehrt es, indem man seinen Willen tut, in dem man gut und recht handelt und denkt, jenem Wesen ähnlich. Wo ihm Opfer dargebracht werden, da wird dies wohl mit Recht als eine Übertragung vom Seelenkult her angesehen. Gerade dieser Umstand, daß das höchste Wesen keinen eigentlichen Kult hat, während ganze Scharen von gierigen, hungrigen und durstigen Geistern daneben die verschiedensten Darbringungen erhalten, deutet darauf hin, daß wir es hier mit einer total und fundamental verschiedene religiösen Konzeption zu tun haben. Man hat aber nur ganz unrichtigerweise aus diesem Umstande den Schluß gezogen, daß dieses höchste Wesen wenig oder gar nichts bedeute, gegenüber den oft übelwollenden Seelen und Geistern. Man hat wohl geglaubt, ein solches Wesen, welches jenen Völkern selbst so wenig bedeute, daß man ihm nicht einmal opfere, sei wohl auch nicht wert, von der Forschung viel beachtet zu werden. Mehr noch standen seiner richtigen Wertung und Anerkennung aber die herrschenden wissenschaftlichen Vorurteile im Wege. So erklärt sich der bemerkenswerte Umstand, daß nicht nur der einseitigdoctrinäre Herbert Spencer den Glauben an ein höchstes Wesen bei den niederen Rassen geradezu unberücksichtigt läßt, obgleich er vielfach Werke benützt, die deutliche Zeugnisse dafür bieten; sondern daß auch der so

gerechte und umsichtige Edward B. Tylor ihm nur einige zwanzig Seiten seines umfangreichen Werkes über die „Anfänge der Kultur“ widmet.

Und doch ist gerade dieser Glaube eine Tatsache von der höchsten religionsgeschichtlichen Bedeutung, und dies um so mehr, als er sich gerade bei den kulturell am niedrigsten stehenden Völkern und Rassen relativ rein, deutlich und kräftig vorfindet. Diesen Glauben aus dem Seelenkult und der aus ihm hervorgewachsenen Ahnenverehrung ableiten zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen. Er findet sich bei Völkern, die noch gar keine Ahnenverehrung, keinen Heroendienst entwickelt haben, wie z. B. den Australiern, den Andamanesen, den Feuerländern und Buschmännern, — Völkern, die den Seelenkult nur in der primitivsten Form kennen, die nur den Seelen un längst verstorbener Menschen opfern und die Gestalten hervorragender Personen früherer Zeiten überhaupt nicht im Gedächtnis behalten haben. Wenn einige Völker dennoch dies Wesen als den Vater des ersten Menschen und also ihren eigenen Urbater bezeichnen, so bemerkt Réville ganz richtig, daß da eben das höchste Wesen zum Vorfahren, zum Urbater gemacht ist, nicht aber der Vorfahre zum höchsten Wesen. Es ist ähnlich wie auch Adam in der Genealogie Luk. 3, 38 als Sohn Gottes erscheint, weil er von ihm unmittelbar geschaffen ist. Aber auch als der oberste Gipfel eines polytheistischen Pantheons läßt sich dies höchste Wesen nicht fassen, wie Tylor annimmt, weil es sich gerade sehr klar und deutlich bei Völkern findet, die gar kein solches Pantheon noch entwickelt haben. Es ist auch nicht die Spiegelung irdischen Königtums, wie andere Forscher glauben, weil es sich bei Völkern findet, die noch kein Königtum kennen, keine höheren Sozialformen entwickelt haben. Erst auf höheren Kulturstufen tritt das höchste Wesen an die Spitze des polytheistischen Pantheons und wird als der König der Welt gedacht.

Es handelt sich hier um eine höchst einfache, aber zugleich freilich eminent wichtige Bildung, — um den primitiven Gedanken: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der alles gemacht hat; es muß Einer da sein, der da will, daß ich so und so handle, dies und das unterlasse usw. Dieser Eine braucht nicht notwendig im Himmel zu wohnen. Die Feuerländer dachten ihn sich als großen schwarzen Mann, der im Walde und in den Bergen haust, jedes Wort und jede Tat

der Menschen sieht und weiß und das Wetter darnach einrichtet. Aber es lag doch auch nahe, das höchste Wesen in die lichte Himmelsferne hinauf zu versetzen, ihn zum Alten des Himmels, zum Vater im Himmel zu machen. Und man wird diese höchst einfache Konzeption, die keine irgend höher entwickelte Kultur voraussetzt, wohl zu den Elementargedanken des Menschengeschlechts rechnen müssen, da sie ebenso wie andere Elementargedanken durch ein großes Material aus allen Teilen der Erde bezeugt ist.

Wenn man diesen Zeugnissen von dem Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den primitiven Völkern jetzt damit zu begegnen und sie dadurch zu entkräften sucht, daß man europäische oder islamitische Beeinflussung annimmt, so erweist sich auch dies Bemühen bald als ein vergebliches. Wir finden jenen Glauben bei Völkern, die noch gar keine oder doch keine intimere Berührung mit Europäern oder Mohamedanern gehabt, die sich vor solcher Berührung ängstlich hüten, ja sie verabscheuen. Wir sehen, wie dieser Glaube gerade im bewußten Gegensatz zu den Predigten der christlichen Missionäre aufrecht erhalten und bewahrt wird, auch pflegt in demselben nichts zu liegen, was ihn als geistiges Lehngut erkennen läßt.

Die Australier z. B., die man einst für religionslos erklären konnte, haben nicht nur Seelenkult und Naturverehrung, sondern auch den Glauben an ein höchstes gutes Wesen, den sie in ihren primitiven Mythen der heranwachsenden Jugend energisch einprägen, während sie von den christlichen Missionären nichts wissen wollen, ihre Lehre und ihren Einfluß perhorreszieren. Als Gebote dieses höchsten guten Wesens werden den jungen Leuten einige einfache Moralsätze eingeschärft: den Alten zu gehorchen, mit den Freunden (d. h. Stammesgenossen) friedlich zu leben, alles mit ihnen zu teilen u. dgl. m. Auch bei den afrikanischen Völkern findet sich der Glaube an „Gott“, an ein höchstes gutes Wesen allgemein verbreitet,<sup>1)</sup> doch ist derselbe viel-

<sup>1)</sup> Livingstone sagt, von den afrikanischen Völkern redend, es liege keine Notwendigkeit vor, selbst den allerniedrigst stehenden unter denselben von der Existenz Gottes zu erzählen oder von einem zukünftigen Leben, da diese Tatsachen allgemein zugegeben werden. Ganz ebenso lautet das Urteil des berühmten Reisenden Mungo Park, der Afrika im Jahre 1805 besuchte und die Eingeborenen gründlich kennen lernte. Waig konstatiert in seiner Anthropologie der Naturvölker bezüglich der

fach durch den üppig wuchernden Geisterglauben stark in den Hintergrund gedrängt und wird das höchste Wesen von manchen derselben nur wenig beachtet, eben weil es durchaus gut und freundlich sei und niemand Schaden tue, wie die Geister. Bei den Giljaken in Ostasien heißt das höchste Wesen „der Gute“, wird deutlich von der Geisterschar unterschieden, aber nicht angebetet. Bei den Chinesen, Annamiten und anderen Völkern verschmilzt die Vorstellung von ihm mit der Vorstellung vom Himmel, also einer Naturerscheinung, während es bei vielen Indianerstämmen der große Geist genannt wird und also eine Assimilation an die Seelen- oder Geistvorstellung erfahren hat, die ihm nicht vom Hause aus charakteristisch ist. Näheres findet man über diesen Glauben an ein höchstes Wesen bei primitiven Völkern in der trefflichen zweiten Hälfte von Andrew Langs Buch „Making of Religion“.

Der Glaube an ein höchstes gutes Wesen bildet neben Naturverehrung und Seelenkult eine dritte mächtige Wurzel der Religion. Der Kern derselben ist unlöslich mit der Moral, der Idee des Guten verbunden. Mag das höchste Wesen mehr kräftig, energisch, aktiv oder mehr blaß und passiv erscheinen, stets ist es durchaus gut gedacht, liebt, wünscht und will das Gute. Weder die Naturerscheinungen noch auch die abgeschiedenen Seelen haben zur Moral von Hause aus irgend welche Beziehung, das höchste gute Wesen aber wäre ohne diese Beziehung nichts, sie ist ihm absolut wesentlich, sie ist es, das höchste gute Wesen spezifisch von jenen unterscheidet. Güte, Wohlwollen, Freundlichkeit, Selbstverleugnung, Liebe bilden das Wesen dieses Wesens, sein Sein und sein Wollen. Welche Variationen sich sonst auch finden mögen, dieser Kern seiner Natur ist überall als solcher erkennbar. Von ihm müssen wir daher ausgehen. Wir finden gerade bei den allerprimitivsten Völkern, wie Australiern, Andamanesen, Feuerländern u. a. den festen Glauben, daß die Gebote der Moral den Willen dieses

großen Negerrasse das ihn überraschende Resultat, daß sich bei den Stämmen, wo am wenigsten fremder Einfluß angenommen werden kann, ein Glaube findet, der nicht Monotheismus genannt werden könne, aber doch sich in dieser Richtung beuge: der Glaube, resp. auch die Verehrung eines höchsten Wesens als des Schöpfers, dem jedoch — im Unterschiede von den vielen Geistern — keine Opfer dargebracht werden.

höchsten Wesens darstellen, seine Gebote und Forderungen sind. Bei anderen Völkern ist dieser Glaube durch den überwuchernden Geisterkult oder auch die Naturverehrung beeinträchtigt, zurückgedrängt und abgeblaßt. Doch bezeugt die Tatsache der überall verbreiteten Gottesurteile, daß an eine höhere Macht geglaubt wird, welche die Guten und Unschuldigen beschützt, die Bösen der Strafe überliefert. Endlich wird das höchste Wesen meist auch als Schöpfer der Welt und der Menschen gedacht.

Wie kam der Mensch, der Urmensch schon, zu solchem Glauben?

Aus dem Tierreich waren die Untermenschen emporgestiegen. Tief und fest aber ruhen im Tierreich schon die Wurzeln der Ethik, als Instinkt der Liebe, der gegenseitigen Hilfe, der Unterordnung unter gemeinsame Zwecke, als Instinkt der Selbstverleugnung, der Selbstaufopferung des Individuums im Interesse der Gattung. Der übermächtige Fortpflanzungstrieb läßt das Individuum im gegebenen Falle unweigerlich in den Tod gehen. Es stirbt, um sein Geschlecht zu erhalten, wenn auch dessen nicht bewußt. Der Instinkt der Mutterliebe läßt das Muttertier sich für seine Jungen opfern. Der Vogel fliegt in sein brennendes Nest, um noch sterbend mit seinen Flügeln die sterbenden Jungen zu decken. Die angegriffenen Ameisen retten nicht sich, sondern die junge Brut ihres Stammes, die sie nicht einmal selbst gezeugt und geboren haben. Die Mitglieder tierischer Gemeinschaften verteidigen todesmutig, selbstaufopfernd ihre Herde, ihren Stamm, ihren Staat, ihre gemeinsame Wohnstätte. Wir sehen oft den gemeinsamen Besitz friedlich und gerecht untereinander verteilen. Selbst eine geregelte Verteilung des Geschlechtslebens findet sich bei gewissen Tieren, und viele müssen im Interesse der Gattung auf die sexuellen Freuden verzichten. Neben dem roh-egoistischen Triebe der Selbsterhaltung, selbst auf Kosten anderer, steht dieser mächtige Trieb der Selbstaufopferung im Interesse der Gattung, der altruistische Trieb, als eine ebenso sichere Tatsache unerschütterlich fest, schon für das Tierreich. Wo dieser Trieb herkommt, das haben wir hier im Augenblick nicht zu untersuchen. Doch daß er da ist und mächtig waltet, steht zweifellos fest.

Wenn nun jene Untermenschen, aus tierischer Dumpsheit zum Denken erwachend, Menschen werdend, diesen Trieb an sich und anderen wahrnahmen, wenn sie dessen inne wurden, wie sehr derselbe dem Interesse des Individuums widerstreitet, und wenn sie dennoch mit der ganzen

Macht und Unfehlbarkeit eines noch tierischen Instinktes in ihrem Innern wirken fühlten, da mochten sie sich wohl wundern, da mochten sie fragen: Warum tun wir so? warum müssen wir so tun? Und die einfache Antwort, die sie sich gaben und geben mußten, da kein äußerer Zwang sich entdecken ließ, war diese: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der da will, daß wir so handeln! Er ist nicht zu sehen, doch es muß ein Großer, ein Mächtiger sein, der Größte und Höchste wohl, da alle seinem Willen folgen müssen, auch ohne ihn zu sehen oder zu hören. Und wenn sie, die Welt und sich selber betrachtend, den ebenso einfachen Gedanken faßten: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der das alles gemacht hat! Die Sonne mit ihrer wohlthuenden Wärme, den Wald mit seinen Früchten und Tieren usw., — auch dieser darum der Größte, der Mächtigste, der Höchste, und gut und freundlich, weil er so viel Gutes für uns gemacht hat, — da lag der Gedanke nahe: der Eine, der dies alles gemacht hat, der Höchste, der Gute, der ist es auch, nach dessen Willen wir so und so handeln müssen: den Alten gehorchen, mit den Freunden teilen, sie nicht verletzen, die Unserigen tapfer verteidigen usw. Das war das höchste gute Wesen, der Urquell des guten, selbstverleugnenden Handelns, der Wächter über das Tun der Menschen. Als unsere Ahnen, vielleicht in langsam vorschreitender Entwicklung, vielleicht plötzlich erleuchtet durch Geistesblitze höher beanlagter, vorgeschrittener Individuen, diesen Gedanken des einen, höchsten, guten, das Gute wollenden und fordernden Wesens faßten, das war die große Geburtsstunde der Menschheit als Menschheit, die eigentliche Geburtsstunde der Religion, und mit Eins auch die der Moral, im menschlichen Verstande des Wortes. Denn was ist die Moral, zum Unterschied von Sitte und Recht, anders als diejenige Summe von Lebensnormen, welche als Forderung eines höheren, übermenschlichen Willens gelten? Wenn heutzutage so oft behauptet wird, die Religion sei in ihren Anfängen ganz unabhängig von der Moral und keineswegs mit ihr untrennbar eng verbunden, so ist das wahr und falsch zugleich. Wahr, — denn Naturverehrung und Seelenkult haben in der That ursprünglich gar keine Beziehung zur Moral und gewinnen solche allenfalls erst später auf sekundärem Wege. Falsch, — denn der Glaube an ein

höchstes gutes Wesen ist mit der Moral, dem Phänomen des Altruismus, von Haus aus engstens verbunden, ja aus ihr und mit ihr erwachsen und gar nicht von ihr zu trennen.

Naturverehrung und Seelenkult ruhen auf den großen Tatsachen von Leben und Tod in Natur und Menschengeschlecht, und ziehen aus denselben fort und fort ihre Nahrung. Ein ganz anderes Gebiet ist es, in welchem die dritte, die wichtigste und vornehmste Wurzel der Religion, der Glaube an ein höchstes, gutes, über der Moral wachendes Wesen, ihren Ursprung nimmt. Es war der Blick in das eigene Innere, in die Tiefen des eigenen Wesens, welcher den Menschen zu diesem Glauben gelangen ließ. Hier gewahrte er neben dem egoistischen den altruistischen Trieb, mit jenem streitend, als einen fremden Willen. Das Bedürfnis, diesen Trieb zu begreifen, ließ den Glauben an ein höchstes gutes Wesen erwachsen. Noch erstreckte sich der altruistische Trieb keineswegs auf alle Menschen, geschweige denn auf alle lebenden Wesen, sondern nur auf die Glieder der Familie, des Geschlechts und Stammes, die „Freunde“. Es war wirklich nur Nächsten-Liebe, aber es war doch schon Liebe, die die eigenen Interessen, ja das eigene Leben den anderen zum Opfer zu bringen fähig war. Der egoistische Trieb war den Menschen unmittelbar verständlich und bedurfte keiner Erklärung, der altruistische dagegen war etwas Seltsames, Wunderbares. Es war nicht der eigene Wille, es mußte der Wille eines höheren, mächtigen Wesens sein, das ihn als Gebot und Gesetz in das Herz des Menschen gepflanzt hatte, oder, wie man nun auch bald annehmen mochte, den Vätern, den Älten verkündigt und eingeschärft hatte. So ist die Moral, die schon im Tierreich wurzelt, der Altruismus, die Nächstenliebe, die schon der Untermensch kannte, der Boden, aus welchem der Glaube an ein höchstes moralisches Wesen, diese mächtige Wurzel der Religion, aufsproßte. Wenn Kant die Religion definierte als die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote, so hat er damit sehr klar und bestimmt den Finger auf diese wichtigste Wurzel der Religion gelegt, ohne daß damit gesagt wäre, daß diejenigen unrecht haben, welche die Wurzel der Religion in der Naturanschauung und Naturverehrung oder im Seelenglauben und Seelenkult suchen. Alle drei sind mächtige, große Wurzeln der Religion, selbständigen Ursprungs, doch sich vielfach verschlingend und zusammenwachsend.

Jene Wahrnehmung der beiden, oft feindlich miteinander streitenden Triebe im Inneren des Menschen, des egoistischen und altruistischen, ist sich gleich geblieben durch die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit, bis auf den heutigen Tag, und bildet fort und fort die Quelle derselben Gedanken, desselben Glaubens. Möchte die Nächstenliebe der Urzeit sich zur allgemeinen Menschenliebe erweitern, zur Liebe sogar gegen alle lebenden Wesen, sie blieb im Grunde dieselbe, nur höher entwickelt. Der Apostel Paulus gibt dem Problem in seiner Weise klaren Ausdruck, wenn er Römer 7, 22. 23 sagt: „Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ Und merkwürdig genug zieht Paulus mit weitschauendem Blick im folgenden Kapitel des Römerbriefes (8, 19—23) auch die Kreatur, d. h. die Tierwelt, in die zu Gott aufstrebende Weltentwicklung mit hinein, wenn er sagt, daß das ängstliche Harren der Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes wartet, — daß alle Kreatur sich mit uns sehnet und ängstet immerdar, daß aber auch sie frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. — Was der Apostel das Gesetz Gottes nennt, nach dem inwendigen Menschen, das nannte und nennt schon der primitive Mensch das Gebot des höchsten Wesens, — und im tiefsten Grunde ist es dasselbe. Wenn aber der Gegensatz des Egoistischen und Altruistischen schon im Tierreich wirkt und waltet, so unterscheidet sich doch der Mensch vom Tiere und erhob sich über dasselbe dadurch, daß ihm dieser Gegensatz zum vollen Bewußtsein kam und daß er den altruistischen Trieb als den Willen einer außer ihm stehenden, höheren Macht, eines höchsten Wesens erkannte und glaubte. Und es war das der Anfang einer gewaltigen Entwicklung.

Aus den großen Phänomenen Leben, Tod und Liebe oder Altruismus erwachsen, sehen wir die drei Wurzeln der Religion, Naturverehrung, Seelenkult und Glaube an ein höchstes gutes Wesen, überall auf der Erde nebeneinander und miteinander sich entwickeln und wirken, sehen sie sich in mannigfaltigster Weise verbinden, sich verschlingen, assimilieren, verwachsen und auf solchem Wege die verschiedenartigsten Religionsgebilde, seltsame, wunderliche und

schreckende, aber auch große, schöne, ja herrlich schöne, entstehen lassen. Geschichte und Gegenwart zeugen davon. Offene Augen müssen es sehen.

In allen Religionen der Welt, wie verschieden sie auch aussehen mögen, lassen sich doch immer wieder bei näherer Betrachtung diese drei Wurzeln der Religion herauserkennen und nachweisen. Ihre Verschiedenheit beruht zum größten Teil auf der verschieden starken und verschieden gearteten Entwicklung jener drei Wurzeln, auf der verschiedenen Art, wie sich dieselben miteinander verbinden, verwachsen, gegenseitig ausgleichen, oder aber eine die andere bekämpfen und unterdrücken. Das Vorkommen der einen oder der anderen Wurzel gibt den einzelnen Religionen vornehmlich ihr charakteristisches Gepräge. So waltet z. B. in den altarischen Religionen die Naturverehrung, kraftvoll entwickelt, unzweifelhaft vor, ohne daß darum der Glaube an ein höchstes gutes Wesen oder Seelenkult und Seelengötter den Ariern unbekannt wären. In den Religionen der mittel- und südafrikanischen wie auch der polynesischen Völker macht sich deutlich der Seelenkult als die am kräftigsten entwickelte Wurzel der Religion bemerkbar, ohne daß ihnen darum Naturverehrung und der Glaube an ein höchstes gutes Wesen fehlten. Wieder andere Religionen — und es sind die vornehmsten — zeigen uns eine überwältigende Entwicklung des Glaubens an ein höchstes gutes Wesen, unter Zurückdrängung der anderen Wurzeln usw.

Wie Naturverehrung und Seelenkult sich miteinander verbinden und verschmelzen können, ja müssen, haben wir früher gesehen. Aber auch der Glaube an ein höchstes gutes Wesen kann ähnliches erfahren. Er kann sich der Vorstellung von Seelen und Geistern ohne Körper anähnlichen, dann wird das höchste Wesen zum großen Geiste, und diese Entwicklung ist sogar die Regel, — sie ist um so natürlicher, als das höchste Wesen ja so groß und mächtig gedacht, doch den Blicken der Menschen nicht sichtbar ist. Die Vorstellung von dem höchsten guten Wesen kann aber auch in dem Himmel, der höchsten erhabenen Stätte, die dem menschlichen Auge sich darbietet, der herrlichsten Naturerscheinung, in Zusammenhang gebracht werden und dadurch mit noch einer anderen Wurzel der Religion, der Naturverehrung, verwachsen. Denkt man sich dann das höchste gute schöpferische Wesen als großen Geist, als Vater der Welt und des Menschengeschlechtes, im Himmel wohnend oder gar geradezu „Himmel“ genannt, mit

ihm quasi identifiziert, dann sind in dieser einen Vorstellung alle drei Wurzeln der Religion zusammengewachsen und es läßt sich begreifen, daß dieselbe eben darum besonders stark und siegreich sein muß. Diese Entwicklung beobachten wir in der Tat an vielen Punkten der Erde. — Es können aber auch umgekehrt die Gebilde der anderen beiden Religionswurzeln von dem moralischen Moment, das ihnen ursprünglich fremd ist, affiziert werden und sich damit der Natur des höchsten guten Wesens anähnlichen. So wird mehrfach der Sonnengott auch zu einem Überwacher des menschlichen Tuns in moralischer Beziehung. So konnten der alte Feuer- und Lichtgott Apollon, der alte, mit Wodan und Civa ursprünglich identische, Seelenheerführer Dionysos, ethisch vertieft, zu Sühnegöttern des griechischen Volkes werden, neben dem erhabenen Vater Zeus. So konnte Agni zum priesterlich-heiligen Gotte werden, ja es konnten Vishnu und Civa, ein Sonnengott und ein Seelengott, trotz so mancher entgegenstehender Züge, bei ihren speziellen Verehrern geradezu in die Stelle des höchsten guten Wesens einrücken.

Die Dreifältigkeit der Religionswurzeln dürfte tief im Wesen des Menschen begründet sein. Dieses Wesen ist längst als ein dreifach zusammengesetztes erkannt, als sinnliches, geistiges und sittliches. Sehen wir daraufhin die drei Wurzeln der Religion an, so entspricht offenbar die Naturverehrung dem sinnlichen, der Seelen- und Geisterkult dem geistigen, der Glaube an ein höchstes gutes, das Gute forderndes Wesen dem sittlichen Teile der Menschennatur. Alle drei vereint entsprechen der Gesamtheit des menschlichen Wesens und befriedigen dasselbe in seinem Streben über sich selbst hinaus. In dem Universalen dieser Vereinigung liegt seine Macht und Bedeutung für das Menschengeschlecht begründet.

Die Dreifältigkeit der Religionswurzeln ist aber augenscheinlich auch der Grund oder doch ein wesentlicher Grund dafür, daß manche und insbesondere die arischen Völker ein Streben zeigen, Gottheiten zu dritt zu vereinigen, sich eine Götterdreiheit, ja Dreieinigkeit zu konstruieren, oder auch mehrere solche. Oft entsprechen die drei ganz den drei großen Wurzeln der Religion, wie sich das z. B. für die Dreiheit Brahma-Vishnu-Civa deutlich zeigen läßt. Bisweilen aber bewegt sich das offenbar tiefbegründete Streben nach einer Dreiheit oder Dreifach-

heit auch in anderen Richtungen. Ein näheres Eingehen auf diese Frage ist hier am Ort nicht möglich. Ebensovienig vermag ich die Frage zu verfolgen, wie sich die drei Wurzeln der Religion noch fort und fort nebeneinander in unserem Bewußtsein, im Bewußtsein der Individuen wie der Völker, geltend machen. Eine höchst merkwürdige Äußerung Goethes darf ich aber in diesem Zusammenhange doch wohl nicht übergehen. Er bekennt sich in derselben gewissermaßen zu drei Religionen gleichzeitig. Die Stelle findet sich in einem Briefe an Jacobi vom 6. Januar 1813 und lautet:

„Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher und eines so entschieden wie das andere. Bedarf es eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß nur die Drangane aller Wesen zusammen es erfassen mögen.“

Man hat Goethe wegen dieses Ausspruches wohl der Unklarheit in religiösen Dingen und einer seltsamen Inkonsequenz beschuldigt, in dessen ist hier doch wohl eine wesentlich andere Beurteilung am Platze. Die herrliche Naivität Goethes, die mit seiner Größe so untrennbar verbunden ist, tritt klar an den Tag. In seinem reichen Innenleben — dem reichsten, das wir kennen — sieht und fühlt er ruhig beobachtend ein Dreifaches an Religion, an religiösem Bedürfnis, und gibt dem offen in seiner Weise geistreichen Ausdruck. Als Künstler und Dichter, mit der mehr sinnlichen Seite seines Wesens, sieht er überall in der Natur lebendige Wesenheiten, die er mit Ehrfurcht betrachtet. Als Forscher und Denker, rein geistig also, bedarf er des sublimierten Seelenbegriffes, der pantheistischen Weltseele, des *ἐν καὶ πᾶν*. Als sittlicher Mensch aber braucht auch er einen sittlichen Gott, ein höchstes gutes, die Moral, die altruistische Liebe darstellendes, wirkendes und regelndes Wesen. Erst so ist seinem ganzen menschlichen Mikrokosmos genug getan. Er kann nicht eines um des anderen willen unterdrücken, er verlangt „eines so entschieden wie das andere.“ Er ist sinnlich, geistig und sittlich zugleich, und will es sein, in harmonischer Vereinigung. Wenn Goethe sich mit Jacobi über „Gott“ nicht verständigen kann, so beruht das größtenteils darauf, daß der eine nur von der

einen, der andere von der anderen oder den anderen Wurzeln der Religion redet.

So erscheint uns auch Goethe in gewisser Weise als ein Zeuge für die dreifache Wurzel der Religion.

Ob eine von den drei Wurzeln der Religion älter, eine jünger als die anderen ist, halte ich für eine kaum zu beantwortende Frage. Tatsache ist, daß sie sich alle drei schon bei den primitivsten Völkern vorfinden und daß sie alle drei mannigfach verschlungen fortleben und fortwirken bis in die Gegenwart. Und mit dieser Tatsache werden wir uns wohl begnügen müssen.

Wie hat sich nun aber der Aufstieg der Menschheit von niederen zu höheren Religionsformen vollzogen?

Das ist eine lange und vielverzweigte Geschichte, die wir hier kaum flüchtig skizzieren können. Das Wesentliche derselben aber läßt sich dahin zusammenfassen, daß trotz mancher Schwankungen und Abweichungen im Laufe der Jahrtausende doch mehr und mehr der Glaube an ein höchstes gutes Wesen als die kraftvollste und edelste Wurzel der Religion hervorgetreten und sieghaft über die anderen hinausgewachsen ist. Diese Aufwärtsbewegung findet aber nicht gleichmäßig oder auch nur ähnlich allerorten statt, vielmehr treten dabei einzelne bestimmte Völker — insbesondere eines — und bestimmte Persönlichkeiten mächtig hervor, und die Kraft ihrer Gedanken und inneren Erfahrungen reißt andere mit sich und erfüllt sie mit den gleichen Überzeugungen.

Einen kräftigen Schritt in dieser Richtung taten die alten Perser mit ihrer Zarathustra-Religion. Hatte auch der arischen Urzeit schon der Glaube an ein höchstes gutes Wesen nicht gefehlt, so trat derselbe doch hinter der vielseitig ausgeprägten Naturverehrung entschieden zurück. In der Gestalt des Ahuramazda aber wurde dieser Glaube durch den großen persischen Reformator zu einer früher nicht geahnten Höhe emporgehoben. Ahuramazda, der große, rein geistige, gute, durch und durch moralisch gerichtete, schöpferische Gott überragt alle anderen Götter so sehr, daß sie neben ihm sich klein ausnehmen. Der von ihm siegreich geführte Kampf des Guten gegen das Böse nimmt hier alles

Interesse in Anspruch. Naturgötter und Seelengötter erscheinen neben Ahura an Zahl und Bedeutung sehr reduziert, — allein sie sind doch da und manche von ihnen werden fort und fort hoch verehrt.

Ganz anders, sehr interessant, aber auch sehr kompliziert, ist die Entwicklung der Dinge in Indien, — zu kompliziert, als daß ich hier eine wirkliche Darlegung und Würdigung unternehmen könnte. Sie soll an anderem Orte erfolgen. In Varuna und seinen Brüdern lebt das höchste gute Wesen der indopersischen Einheitsperiode bei den älteren Bedachtern fort. Eine spätere Zeit bringt mannigfache neue Ansätze und Sprossen derselben Religionswurzel, welche alle zuletzt in dem unpersönlichen Atman-Brahman der Upanishad-Zeit auslaufen. Pantheistische Identifikation schützt hier die anderen Götter vor Vernichtung, und der pantheistische Zug bleibt dem indischen Denken, zum mindesten dem brahmanisch-indischen, durch alle Zeiten hindurch charakteristisch. Den hohen philosophischen Wert des All-Eins-Gedankens der Upanishaden kann ich hier am Orte nicht würdigen. Seine religionschöpferische Kraft war weniger bedeutend. Der Buddhismus ließ ihn fallen. Im Buddhismus ist nur der Glaube an eine ewige, unwandelbare moralische Weltordnung übrig geblieben, der abstrakte Kern des Glaubens an ein höchstes gutes Wesen. Die anderen Religionswurzeln sind völlig eliminiert, — aber sie rächen sich bald und bringen sich neu zur Geltung, und um so nachhaltiger, je mehr außerindische Völker der Buddhismus auf seinem Siegeszuge gewinnt. Es dauert nicht lange, so dringen unter verschiedenen Vorwänden Naturgötter aller Art in die Religion des Buddha ein, während die Verehrung des abgeschiedenen Religionsstifters und seiner Apostel einen ausgebildeten Ahnenkult zeitigt. Die Idee eines höchsten guten Wesens konnte hier nicht mehr aufkommen, da sie neben der moralischen Weltordnung unnütz erschien. In der brahmanischen Welt aber wurde das Brahman wieder persönlich gestaltet, als höchstes gutes schöpferisches Wesen, und neben diesen Gott wurde der alte Sonnengott Vishnu, also ein Naturgott, desgleichen der alte Seelengott Civa gesetzt. Das System der drei Götter Brahma-Vishnu-Civa zeigt uns so wieder Sprossen aller drei Religionswurzeln nebeneinander. Einen totalen Sieg einer derselben gibt es hier nicht, doch zeigen die Ideen der Reformatoren von Nanak und Kabir bis auf Reschub Tschander Sen die überwiegende Bedeutung der Idee des

höchsten guten Wesens, freilich nicht ohne Beeinflussung von Seiten des Islams und des Christentums.

Bei den Griechen war die Gestalt des höchsten guten Wesens — Zeus — in Poesie und Mythos stark vermenschlicht und dem Bilde der eigentlichen Naturgötter assimiliert. Im Kultus aber lebte dieselbe reiner und echter fort, und ernste Denker erhoben sie zu würdiger, ja bewunderungswürdiger Höhe. Doch wie groß und schön, wie begeistert auch griechische Philosophen und Dichter von Zeus, der allumfassenden Gottheit, zu reden und zu singen wußten, diese Gedanken blieben auf engere Kreise beschränkt, während im Volk die Vielgötterei in Naturverehrung und Heroenkult ruhig weiterlebte. Sie waren pantheistisch gefärbt, — und auch dasjenige, was man bei den Ägyptern „Monotheismus“ genannt hat, trägt den Stempel pantheistisch gerichteter priesterlicher Spekulation.

Wirklicher „Monotheismus“ war dies alles nicht, obwohl man das Wort öfters auch zur Bezeichnung der erwähnten indischen und griechischen Ideen gebraucht hat. Monotheismus heißt die Verehrung nur eines Gottes, von dem griechischen Worte *mónos* „nur einer, ein einziger, einer allein“. Das Wort trägt also etwas streng Ausschließendes, Exklusives an sich, nicht etwas Allumfassendes. Zu solchem wirklichen, streng ausschließenden Monotheismus ist aber nur ein Volk selbständig gelangt, — das Volk Israel, die Juden. Das gibt ihnen ihre ganz besondere Stellung, ihre durch nichts zu verweisende Eigenart und eigenartige Bedeutung in der Religionsgeschichte der Menschheit.

Auch die Semiten sind von Hause aus Polytheisten, wie alle Völker. Auch in der ursemitischen Zeit gab es Naturverehrung und Seelenkult, — daneben aber auch schon den Glauben an ein höchstes gutes Wesen. Im Hintergrunde aller göttlichen Mächte stand der höchste Gott, El oder Il genannt. Es ist die höchste Weltentmacht, steht aber dem Menschen fern und ist ihm unnahbar. Er wird anerkannt, aber wenig verehrt und verflüchtigt sich vielfach völlig,<sup>1)</sup> — ganz ähnlich, wie das auch bei vielen anderen Völkern für das höchste Wesen charakteristisch ist. Die besondere Tat der Juden besteht nun darin,

<sup>1)</sup> Vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. I, p. 210. — Noch der sterbende Christus ruft mit diesem Namen, der bei den Juden neue und vertiefte Bedeutung gewonnen hatte, Gott an (Eli, Eli, lama asabthani!).

daß sie dies höchste Wesen zu ihrem Nationalgott machen, oder, wie einige Forscher meinen,<sup>1)</sup> mit ihrem Nationalgott Jahwe identifizieren und nun Jahwe als das höchste, gute, schöpferische Wesen, als den einzigen allmächtigen und allgütigen Gott verehren, daß sie mit wachsender Strenge und Ausschließlichkeit die Verehrung jedes anderen Gottes außer diesem perhorreszieren und endlich sogar die Existenz anderer Götter leugnen. Es ist nicht undenkbar, daß „Jahwe“ oder eine entsprechende ältere Form dieses Namens schon in der ursemitischen Zeit ein Beinamen des höchsten Wesens (El, Il) war. Wenn die von Delitzsch so energisch in Diskussion gebrachte keilschriftliche Form Saahve-ilu wirklich richtig gelesen ist und wirklich „Saahve ist Il“, „Saahve ist Gott“, bedeuten sollte, dann würde das für diese Vermutung sprechen und dann könnte man direkt sagen, die Israeliten hätten einfach und ohne Umweg das höchste Wesen der ursemitischen Zeit zu ihrem Gotte gemacht. Da indessen diese Sache für ganz unsicher gilt, dürfen wir darauf nichts bauen. Im wesentlichen kommt ja auch das, was die leitenden Geister Israel getan und was sie durchgeführt, auf das gleiche hinaus. Sie haben wirklich das höchste Wesen zu ihrem Stammes- und Nationalgott erwählt, auch wenn dies erst — was wir vorläufig dahingestellt sein lassen — durch Identifikation desselben mit ihrem eigentlichen Stammgott Jahwe geschehen sein sollte. Sie haben mit gewaltiger Energie, in jahrhundertlangem Kampfe die Verehrung der Naturgötter, die auch in Israel fraglos seit uralter Zeit geübt und nicht erst von anderen Völkern übernommen wurde, unterdrückt und wirklich ausgerottet. Desgleichen den Seelenkult, der so gründlich beseitigt wurde, daß man in unseren Tagen ernstlich die Frage diskutieren konnte, ob die alttestamentlichen Juden überhaupt an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubten. Jedenfalls konnte man ein orthodoxer Jude und sogar Priester sein ohne solchen Glauben. Die Sadduzäer, welche zu Christi Zeit in der jüdischen Priesterschaft eine führende Rolle spielten, hatten die Lehre, „es sei keine Auferstehung, noch Engel, noch Geist“, während die Pharisäer beides bekannten (vgl. Apostelgesch. 23, 8). Ein Sadduzäer, mit dieser total negativen Stellung gegenüber dem Seelenglauben, konnte sogar Hoherpriester sein. Es galt also dieser

<sup>1)</sup> Vgl. Eduard Meyer a. a. O., Bd. I, p. 376.

Glaube als etwas Indifferentes, für die korrekte religiöse Stellung keineswegs Notwendiges. Ich möchte meinen, daß diese uns über- raschende Tatsache sich am besten gerade aus der schroff feindseligen Stellung erklärt, welche die großen Verkünder und Träger des Jahwe- Glaubens und der ausschließlichen Jahwe-Verehrung gegenüber dem Seelenkult ebenso wie gegenüber dem Naturkult einnahmen. Selbst den Glauben an das Fortleben der Seele gaben sie dran, wenn nur der Seelenkult verschwand.

Als solche Träger und Verkünder des reinen Jahwe-Glaubens und der ausschließlichen Jahwe-Verehrung hat man längst die Propheten erkannt. Sie und ihre Gesinnungsgenossen hatten keine leichte Aufgabe, denn es galt hier, zwei mächtige Wurzeln der Religion, die in allen Völkern seit uralter Zeit leben, zugunsten der dritten völlig auszumerzen. Das Ziel konnte nur in jahrhundertlangen Kämpfen erreicht werden, unter immer erneutem Widerstreben, immer erneuten Rückfällen der Masse des Volkes, die sich nicht so rasch jene hohen Gedanken aneignen konnte. Doch es wurde erreicht, dank der einmütigen, zielbewußten, energischen Arbeit der geistigen Führer des Volkes, die sich in unmittelbarer Beziehung zu dem von ihnen bekannten großen Gotte fühlten. Es wurde erreicht und damit zum erstenmal ein wirklicher Monotheismus, die Verehrung nur eines Gottes, — des höchsten guten schöpferischen Wesens, zu dem sich Israel als zu seinem Gott bekannte und der als allmächtiger, überall waltender, ewiger, heiliger Gott erkannt wurde, — unter völligem Ausschluß jedes anderen Gottes, jedes anderen Kultes. Zu solcher Ausschließlichkeit hin haben außer den Juden nur noch die Perser selbständig einen Schritt getan mit ihrer Zarathustra-Religion. Doch sie gingen nicht konsequent bis zum Ziele, falls sie daselbe jemals ganz erfaßten. Von dem reichen Erbe altarischer Natur- verehrung blieb ihnen zu viel, was sie nicht opfern wollten. Für die jüdischen Propheten aber gab es kein Opfer das dem hohen Ziele der reinen Jahwe-Verehrung gegenüber überhaupt als ein Opfer gelten konnte. Ganz erfüllt von dem einen, großen Gedanken pflanzten sie ihn fort von Geschlecht zu Geschlecht, bis er endlich für immer den vollen entscheidenden Sieg erlangte und immer herrlicher strahlend auch über Israels Grenzen hinaus die Herzen der Völker packte und erleuchtete.

Wenn die alttestamentlichen Schriften auf dem Standpunkt stehen,

daß Israel von Anfang an die reine Jahwe-Verehrung besaßen und nur durch den Einfluß anderer Völker zur Verehrung anderer, falscher Götter verleitet wurde, so ist das irrig insofern, als auch Israel wie alle Völker von Anfang an Naturverehrung und Seelenkult gekannt hat, — es ist aber doch auch wiederum wahr, insofern auch Israel die Verehrung eines höchsten, guten, wohl schon früh auch schöpferisch gedachten Wesens aus der grauesten Urzeit mitbrachte und insofern die Jahwe-Religion nichts anderes war als die Fortsetzung, die konsequente Durchführung und höchste Erhebung jener uralten Verehrung. In der Jahwe-Verehrung hatte sich die eine, die vornehmste und edelste Wurzel der Religion zur Alleinherrschaft, zur Religion schlechtthin ausgewachsen. Das ist eine durchaus singuläre Entwicklung, — das gleiche hat sich nirgends wieder ereignet, vielmehr geht aller wirkliche und konsequente Monotheismus auf den so errungenen jüdischen Monotheismus zurück.

Es ist merkwürdig, welche Unklarheit bei uns im Gebrauch des Wortes „Monotheismus“ herrscht. Einiges derart habe ich schon früher angedeutet. Ein besonders krasses Beispiel trat in dem bekannten Delitzsch'schen Vortrag über „Babel und Bibel“, und zum Teil auch in der daran sich schließenden breiten Diskussion zutage. Nehmen wir an, was ja keineswegs erwiesen und nach Kennerurteil nicht einmal wahrscheinlich ist, daß der keilinschriftlich vorliegende Name Jaahve-ilu wirklich sichergestellt und richtig gedeutet wäre durch „Jaahve ist Gott“ oder selbst „höchster Gott“, — wie konnte man von „Monotheismus“ reden bei einem Volke, das neben diesem Gotte zweifellos unzählige andere Götter verehrte und nie daran dachte, sich auf die Verehrung eines einzigen Gottes zu beschränken? Es ist in diesem Falle, wie auch sonst nicht selten, der Monotheismus mit dem Glauben an ein höchstes gutes Wesen einfach verwechselt worden. Es ist dies nur insofern halbwegs entschuldigbar, als aus letzterem Glauben tatsächlich der Monotheismus erwachsen ist, aber doch erst durch energischen Ausschluß aller anderen Götterverehrung. Der Glaube an ein höchstes gutes Wesen ist mehr oder minder klar und kräftig, allen Völkern eigen, ein wirklicher Monotheismus aber lebte zuerst allein im Volke der Juden, denn von allen Völkern haben sie zuerst den großen Entschluß gefaßt, nur einem Gotte zu dienen, nur das höchste gute schöpferische Wesen

allein als ihren Gott zu verehren und keinen anderen Gott zu haben neben ihm, dem Allmächtigen, der alles regiert, — den sie sich nun in ganz anderer Weise aktiv denken mußten als andere Völker, bei denen das höchste gute Wesen neben unzähligen andern Göttern steht, durch die es oft genug verdeckt, verdunkelt und ganz in den Hintergrund gedrängt wird. „Dieser und dieser allein ist Gott und soll unser Gott sein! Dieser und dieser allein ist der Schöpfer, Lenker, Regierer der ganzen Welt, der allmächtige, ewige, heilige Gott!“ — Das war die Erkenntnis, das die Erleuchtung die das Volk Israel groß gemacht und ihm seine weltgeschichtliche Bedeutung verliehen hat.

Über den Anfang der Verehrung Jahwes unter diesem Namen, als Gott des jüdischen Volkes, bietet die Bibel zwei scheinbar etwas widersprechende Nachrichten. Nach 1. Mose 4, 26 hätte die Jahwe-Verehrung schon lange vor Abraham begonnen, denn dort heißt es: „Auch dem Seth wurde ein Sohn geboren, den nannte er Enos. Damals fing man an den Namen Jahwes anzurufen.“ — Dagegen sagt eine andere Stelle ausdrücklich, daß dieser Name auch den Ervätern noch unbekannt war, oder doch zum mindesten, daß Gott sich ihnen unter diesen Namen nicht offenbarte. Es ist 2. Mose 6, 2. 3: „Da redete Gott mit Mose und sprach zu ihm: Ich bin Jahwe. Ich bin einst als El Schaddaj (d. i. Gott der Allmächtige) Abraham, Isaak und Jakob erschienen; aber unter meinem Namen Jahwe habe ich mich ihnen nicht offenbart.“ — Es scheint, daß erst durch Mose der Name „Jahwe“ endgültig und für immer als die eigentliche Bezeichnung ihres Gottes bei den Juden festgesetzt wurde,<sup>1)</sup> allein es ist sehr wohl möglich, ja vielleicht sogar wahrscheinlich, daß dieser Name auch sehr viel früher

<sup>1)</sup> Vgl. 2 Mose 3, 13—15: 13. Und Mose sprach zu Gott: Wenn ich nun aber zu den Israeliten komme und ihnen sage: der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt und sie mich fragen: wie heißt er? was soll ich ihnen antworten? 14. Da erwiderte Gott Mose: Der „Ich bin, der ich bin“; dann sprach er: So sollst du zu den Israeliten sagen: Der „Ich bin“ hat mich zu euch gesandt! 15. Hierauf sprach Gott weiter zu Mose: So sollst du zu den Israeliten sagen: Jahwe (d. h. „Er ist“), der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs hat mich zu euch gesandt; dies ist mein Name auf ewige Zeiten und dies meine Benennung auf Geschlecht zu Geschlecht. — Die Übersetzung ist hier wie in den oben im Text angeführten Bibelstellen diejenige von E. Kauffisch, eine anerkannt vortreffliche.

schon als Beinamen des Gottes, resp. des höchsten guten Wesens vorkam, und so gefaßt liegt auch in der erstangeführten Stelle kein wirklicher Widerspruch zu der folgenden vor. Denn daß der Name eines Gottes später zum Hauptnamen desselben erhoben wird, ist ein in der Religionsgeschichte bekanntlich sehr oft sich ereignender Vorgang.

„Jahwe“ heißt „Er ist“, — das ist, wie mich David Heinrich Müller belehrt, die genaueste Übersetzung dieses Namens. Es darf gewiß als höchst merkwürdig bezeichnet werden, daß genau so auch eine der tiefstinnigsten Upanishaden der Inder das höchste Wesen benennt. Die Kathaka-Upanishad sagt, vom Atman-Brahman redend (2, 6, 12, 13): „Nicht mit dem Wort, nicht mit dem Denken, nicht mit dem Auge kann man ihn erreichen. Wie kann dies anders erfaßt werden, als indem man sagt: „Er ist!“ „Er ist“ — so soll man ihn erfassen! — „Er ist“, — wer ihn so erfaßt hat, dem wird sein wahres Wesen klar.“ — Diese merkwürdige Stelle zeigt uns, wie das indische Denken in einem Augenblicke höchster Steigerung, im leidenschaftlichen Ringen nach der Erkenntnis, dem höchsten Wesen genau dieselbe Bezeichnung gibt, die die Juden ihrem Gott gegeben: „Er ist!“ „Jahwe!“ — Der große Unterschied liegt nur darin, daß die zitierten Verse der Upanishad keine erhebliche praktische Folge für die Religion der Inder gehabt haben. „Er ist“ wurde niemals ein wirklich gebrauchter Name des höchsten Wesens bei den Indern, — die Juden aber nannten und nennen so ihren Gott bis zum heutigen Tage.

Dieser Name sagt uns deutlich genug, daß jene modernen Theorien, nach welchen Jahwe ursprünglich ein kleiner Stammesgott, wie es viele gab, ein Kriegsgott oder Gewittergott gewesen sein soll, nichts sind als Vermutungen, denen alle Wahrscheinlichkeit mangelt. Diesen Namen konnte naturgemäß, wie in Indien, auch in Palästina nur das höchste Wesen erhalten, — dasselbe höchste Wesen, das die ursemitische Zeit El oder Il benannte. Dies höchste Wesen erkor sich das Volk Israel zu seinem Gott, — dem einzigen, den es verehren wollte, dem einzigen endlich, dessen Existenz es gelten ließ. Das höchste Wesen wurde so zum Gotte Israels gemacht, nicht aber wurde ein kleiner jüdischer Nationalgott, wie man wohl meint, in übermäßiger Selbstschätzung von den Juden zum höchsten Wesen hinaufgeschraubt. Wenn dieser Gott nun sein kämpfendes Volk Israel schützend begleitete und seine Feinde

zerschmetterte, dann nahm er naturgemäß streitbare Züge an, und wenn er als der allmächtige einzige Gott in der ganzen Natur waltete, dann gebot er auch über Gewitter und Sturm. Darum hat man noch keinen Grund, in ihm einen alten Kriegsgott oder Gewittergott zu vermuten und darin die Wurzel seines Wesens zu finden. Bei germanischen Stämmen ist das höchste Wesen geradezu zum Kriegsgott geworden, wie ich in meinem in Vorbereitung begriffenen Buche über „Altarische Religion“ zu zeigen gedenke, — und auch das höchste Wesen der alten Arier offenbart sich im Gewitter, — und solches geschah, obwohl diese Völker noch andere göttliche Helfer im Krieg, und spezielle Gewittergötter daneben besaßen, während Israel nur einen Gott hatte, der ihm naturgemäß auch im Kriege helfen, auch des Gewitters walten mußte. Jahwe, der allmächtige, ewige Gott der Juden, ist seinem Ursprunge nach kein Naturgott, noch weniger ein Seelengott, sondern die machtvollste und imponierendste Entwicklung jener anderen, edelsten Wurzel der Religion, des Glaubens an ein höchstes, gutes, schöpferisches Wesen.

Kein anderes Volk hat den Wert dieses Glaubens so früh, so klar und so tief erkannt. Kein anderes hat sein ganzes Heil auf ihn gesetzt, kein anderes sein Geschick mit ihm für immer unlösbar verknüpft. Mochte die Masse des Volkes noch so oft, noch so weit abirren, seine leitenden Geister führten es doch immer wieder zu diesem Born des Heils und der Rettung zurück. Und gerade in dem langen Elend und Jammer seiner Geschichte wuchs das jüdische Volk mit diesem großen Glauben zusammen und lernte die Wahrheit des Psalmwortes kennen: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“

Auf dem Grunde dieses Glaubens ist das Christentum erwachsen, dieser Glaube hat auch noch im Islam einen mächtigen Sprößling gezeugt, und unabsehbar ist die Zahl der Völker, deren religiöses Leben er beeinflusst und gefördert, befruchtet und veredelt hat.

Es ist heutzutage Mode geworden, den jüdischen Gottglauben möglichst geringschätzig und feindselig zu behandeln, und es hält nicht schwer, aus der Bibel zahlreiche Züge beizubringen, die uns heute erschrecken und abstoßen. Das sind die Flecken und Schatten, die sich dem erhabenen Bilde des großen Gottes mit Notwendigkeit anhängen und anheften mußten, — abgesehen von der allgemein menschlichen

Schwäche und dem relativ doch noch nicht hohen Kulturzustand jener Zeiten schon allein aus dem Grunde, weil er Nationalgott geworden war. Von den Leidenschaften, die das Volk bewegten, wurde unwillkürlich manches auf den Gott übertragen und sein Bild dadurch entstellt. Aber die großen leitenden Geister des Volkes arbeiten doch auch wieder fort und fort mit Erfolg an der Läuterung und Reinigung dieses Bildes. Man stelle nur ehrlich vergleichend das Bild des Gottes der Propheten und Psalmen neben alle anderen vorchristlichen Göttergestalten, und man wird Ehrfurcht gewinnen vor seiner Größe und Heiligkeit. Und man soll und darf es nicht verkennen, daß es schon an sich etwas Großes, eine weltgeschichtliche Tat von der höchsten Bedeutung war, wenn das jüdische Volk zuerst und allein — im Unterschiede von anderen Völkern, die den anderen Religionswurzeln breiten und breitesten Spielraum gaben — die Verehrung des höchsten guten Wesens allein als die rechte Religion erkannte, diese Idee sich immer mehr zu eigen machte, mit ihr wuchs und verwuchs. Wenn das jüdische Volk mit seinem Jahwe-Glauben und durch denselben sich einer ganz singulären und hohen Stellung unter allen Völkern bewußt war und sich darum das auserwählte Volk Gottes nannte, so hatte es trotz allem und allem ein wohlbegründetes Recht dazu. Dieser Glaube ist sein Adelsbrief und sein unvergänglicher Ruhmestitel, und es ist sehr wohl und sehr tief begründet, daß auch heute noch die Worte der alten jüdischen Propheten und Psalmdichter den religiös gesinnten Menschen der höchstehenden Kulturvölker ein kostbarer, unveräußerlicher Schatz sind, in dem sie Trost und Frieden und höchste religiöse Erhebung finden.

Jesus Christus aber bringt die Vollendung des jüdischen Gottesglaubens, seine höchste Erhebung und Läuterung. Das Bild Gottes und der gottgewollten Nächstenliebe lebt in ihm in vollendeter Reinheit, und so verkündet, so offenbart er beide, — obwohl er selbst darauf hinweist, daß in der Gottes- und Nächstenliebe schon das ganze Gesetz „hanget“, und die Propheten. Er schließt sich ebenso gewiß an den großen Gottglauben des Alten Testaments an, wie er andererseits die alttestamentlichen Lehren und Vorschriften in wichtigen Punkten berichtigt, läutert und auf eine höhere Stufe erhebt. Es war schon ein Großes, daß das jüdische Volk nur seinen Gott, das höchste, gute, schöpferische Wesen, den allmächtigen, ewigen, heiligen Gott glauben und verehren wollte,

nur von ihm sich abhängig fühlte, nur mit ihm sich in Einklang setzen wollte. Aber ein Größeres und Größtes noch brachte Christus, denn er hat der Welt diesen Einklang vorgelebt, bis zum letzten Atemzuge, in fleckenloser Reinheit. Er durfte das große Wort sprechen: „Ich und der Vater sind Eins“, — er hat uns in seinem Leiden und Sterben das Höchste, die erbarmende Liebe Gottes, offenbart.

Haben sich auch im Verlaufe seiner Entwicklung mancherlei Flecken und Schatten dem Christentum angeheftet, so glauben und vertrauen wir doch auf die siegende Kraft, die es in sich trägt, — wir glauben und vertrauen auf seine Weiterentwicklung, daß es sich immer wieder neu — und doch das alte —, neu und reiner erheben wird und in leuchtender Reinheit strahlen, zum Heile der Menschheit.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die hier entwickelten Gedanken sind zum größten Teil dem ersten Bande eines in der Ausarbeitung begriffenen größeren Werkes entnommen, meiner „Altari-schen Religion“, welche so bald als möglich im Verlage von J. F. Lehmann erscheinen soll. Der erste Band dieses Werkes behandelt Wesen und Ursprung der Religion, sowie den Glauben an ein höchstes Wesen bei den alten Ariern. Der zweite Band enthält die Naturverehrung der arischen Urzeit, der dritte soll dem Seelenkult und den Seelengöttern jener Zeit gewidmet sein. Was ich hier, meiner Aufgabe gemäß, in möglichster Kürze und Knappheit darzulegen versucht habe, wird man dort ausführlicher behandeln und begründet finden. Dort wird auch der eigentümliche Wert und die hohe Bedeutung des arischen (d. h. indogermanischen) Wesens, der arischen Kultur und Religionsentwicklung, die ich hier am Orte nicht entsprechend schildern konnte, deutlich hervortreten.

Schwäche und dem relativ doch noch nicht hohen Kulturzustand jener Zeiten schon allein aus dem Grunde, weil er Nationa lgott geworden war. Von den Leidenschaften, die das Volk bewegten, wurde unwillkürlich manches auf den Gott übertragen und sein Bild dadurch entstellt. Aber die großen leitenden Geister des Volkes arbeiten doch auch wieder fort und fort mit Erfolg an der Läuterung und Reinigung dieses Bildes. Man stelle nur ehrlich vergleichend das Bild des Gottes der Propheten und Psalmen neben alle anderen vorchristlichen Göttergestalten, und man wird Ehrfurcht gewinnen vor seiner Größe und Heiligkeit. Und man soll und darf es nicht verkennen, daß es schon an sich etwas Großes, eine weltgeschichtliche Tat von der höchsten Bedeutung war, wenn das jüdische Volk zuerst und allein — im Unterschiede von anderen Völkern, die den anderen Religionswurzeln breiten und breitesten Spielraum gaben — die Verehrung des höchsten guten Wesens allein als die rechte Religion erkannte, diese Idee sich immer mehr zu eigen machte, mit ihr wuchs und verwuchs. Wenn das jüdische Volk mit seinem Jahwe-Glauben und durch denselben sich einer ganz singulären und hohen Stellung unter allen Völkern bewußt war und sich darum das auserwählte Volk Gottes nannte, so hatte es trotz allem und allem ein wohl begründetes Recht dazu. Dieser Glaube ist sein Abelsbrief und sein unvergänglicher Ruhmestitel, und es ist sehr wohl und sehr tief begründet, daß auch heute noch die Worte der alten jüdischen Propheten und Psalmendichter den religiös gesinnten Menschen der höchststehenden Kulturvölker ein kostbarer, unveräußerlicher Schatz sind, in dem sie Trost und Frieden und höchste religiöse Erhebung finden.

Jesus Christus aber bringt die Vollendung des jüdischen Gottesglaubens, seine höchste Erhebung und Läuterung. Das Bild Gottes und der gottgewollten Nächstenliebe lebt in ihm in vollendeter Reinheit, und so verkündet, so offenbart er beide, — obwohl er selbst darauf hinweist, daß in der Gottes- und Nächstenliebe schon das ganze Gesetz „hanget“, und die Propheten. Er schließt sich ebenso gewiß an den großen Gottglauben des Alten Testaments an, wie er andererseits die alttestamentlichen Lehren und Vorschriften in wichtigen Punkten berichtigt, läutert und auf eine höhere Stufe erhebt. Es war schon ein Großes, daß das jüdische Volk nur seinen Gott, das höchste, gute, schöpferische Wesen, den allmächtigen, ewigen, heiligen Gott glauben und verehren wollte,

nur von ihm sich abhängig fühlte, nur mit ihm sich in Einklang setzen wollte. Aber ein Größeres und Größtes noch brachte Christus, denn er hat der Welt diesen Einklang vorgelebt, bis zum letzten Atemzuge, in fleckenloser Reinheit. Er durfte das große Wort sprechen: „Ich und der Vater sind Eins“, — er hat uns in seinem Leiden und Sterben das Höchste, die erbarmende Liebe Gottes, offenbart.

Haben sich auch im Verlaufe seiner Entwicklung mancherlei Flecken und Schatten dem Christentum angeheftet, so glauben und vertrauen wir doch auf die siegende Kraft, die es in sich trägt, — wir glauben und vertrauen auf seine Weiterentwicklung, daß es sich immer wieder neu — und doch das alte —, neu und reiner erheben wird und in leuchtender Reinheit strahlen, zum Heile der Menschheit.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die hier entwickelten Gedanken sind zum größten Teil dem ersten Bande eines in der Ausarbeitung begriffenen größeren Werkes entnommen, meiner „Altari-schen Religion“, welche so bald als möglich im Verlage von J. F. Lehmann erscheinen soll. Der erste Band dieses Werkes behandelt Wesen und Ursprung der Religion, sowie den Glauben an ein höchstes Wesen bei den alten Ariern. Der zweite Band enthält die Naturverehrung der arischen Urzeit, der dritte soll dem Seelenkult und den Seelengöttern jener Zeit gewidmet sein. Was ich hier, meiner Aufgabe gemäß, in möglichster Kürze und Knappheit darzulegen versucht habe, wird man dort ausführlicher behandelt und begründet finden. Dort wird auch der eigentümliche Wert und die hohe Bedeutung des arischen (d. h. indogermanischen) Wesens, der arischen Kultur und Religionsentwicklung, die ich hier am Orte nicht entsprechend schildern konnte, deutlich hervortreten.

**Aus baltischer Geistesarbeit.**  
Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

---

X.

**Arthur von Dettingen.**

Ein Brief.

Die Eigenschaften des Wassers in ihrer  
Bedeutung für das Verständnis der  
Natur.

~~~~~  
Bippert & Co. (G. Pöy'sche Buchdr.), Raumburg a. S.  
~~~~~

~~~~~  
**Gustav von Bunge.**

~~~~~  
**Vitalismus und Mechanismus.**



Riga  
Verlag von Jond & Poliewsky  
1909.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

## Einleitung.

Den ersten Band unserer Aufsatzsammlung „Aus baltischer Geisteswelt“ schmückt das Bildnis R. E. von Baers, ein Kopf von wunderbarer Plastik, fast erstarrt in festen Linien, die wie geprägte Runen rastloser Forschertätigkeit das edle Greisenantlitz durchfurchen. Aber aus diesem starren Bilde leuchtet im Schatten tiefer Höhlung unter buschigen Augenbrauen ein prachtvolles Auge, dessen fragend-suchender Blick mit gleicher Kraft nach innen wie nach außen gerichtet scheint.

Diese doppelte Blickrichtung ist es, die auch den beiden Forschern eigen ist, die im vorliegenden Heft zu Worte kommen sollen: dem Physiker Arthur von Dettingen und dem Physiologen Gustav von Bunge.

Nicht ohne Absicht sind diese Repräsentanten einer idealen Naturbetrachtung hier nebeneinandergestellt, ist es doch das Vorrecht der baltisch-deutschen Forschung auf diesem Gebiet gewesen, über dem Mechanismus der Vorgänge in der anorganischen und organischen Welt den ideellen Kern jener Erscheinungen nicht zu übersehen und damit den Beweis zu liefern, daß auch der Naturforscher nicht dazu verurteilt ist, einem bedingungslosen Materialismus zu huldigen.

Die gleichen physikalischen und chemischen Gesetze herrschen in der unbelebten und belebten Welt, aber es wäre ein voreiliger Schluß, wollten wir deshalb behaupten, daß beide Gebiete gleichen Wesens seien. Der Mechanismus hält an dieser Behauptung fest, während der Vitalismus den bescheideneren Standpunkt einnimmt und sich nicht anheischig macht, das Geheimnis der Lebenskraft oder der Aktivität restlos in physikalischen oder chemischen Formeln auszudrücken. Das hat Gustav von Bunge klar und deutlich in dem hier vorliegenden Vortrag

1\*

ausgesprochen, der 1874 in Dorpat gehalten wurde. Der greise Gelehrte R. E. von Baer, der dem Vortrag bewohnte, sprach dem Redner seine Zustimmung aus. Die heutige Naturwissenschaft zählt unter ihren vornehmsten Vertretern Anhänger des Vitalismus, und der verstorbene Philosoph E. von Hartmann prophezeite dieser Richtung, die noch vor einem Menschenalter als Kezerei an der exakten Wissenschaft galt, noch eine weitere Verbreitung. Somit steht Bunge bereits seit den ersten Anfängen seiner Lehrtätigkeit in der vordersten Reihe der Kämpfer gegen einen verflachenden Materialismus.

Auch Arthur von Dettingen hat niemals die Grenzen verkannt, die physisches und psychisches Geschehen trennen, ihm liegt der Gedanke völlig fern, den Gesetzen der mechanischen Energetik auch das Geistesleben des Menschen unterstellen zu wollen, wie das neuerdings von seinem Schüler Professor Ostwald versucht worden ist. Seine spekulative Natur neigt bei der vorwiegend mathematischen Begabung weniger zu anschaulicher, plastischer Darstellung, wie sie die Arbeiten Bunges auszeichnet, die begriffliche Formel steht für ihn im Vordergrund des Interesses. Daher sind seine wissenschaftlichen Arbeiten in erster Linie nur den Fachkreisen bekannt, während seine populären Vorträge durch die lebendigen Beziehungen zu allgemein menschlichen Fragen von hohem idealem Schwung, ja von fast jugendlichem Enthusiasmus beseelt sind, den sich der Gelehrte noch bis heute bewahrt hat.

Mag der Brief Arthur von Dettingens<sup>1)</sup> an einen Freund den Leser mit dem Manne näher bekannt machen, der über ein Menschenalter mitten in dem geistig regen Leben des alten Dorpat stand, der tätigen Anteil an jeder gemeinnützigen kulturellen Bestrebung nahm und dessen Herz auch noch in der Ferne warm und stark mit der Heimat und ihrem Schicksale empfindet.

#### Dr. R. von Engelhardt.

<sup>1)</sup> Arthur von Dettingen wurde als Sohn des livländischen Landrats und Landmarschalls Alexander von Dettingen und seiner Frau Helene (geb. von Knorring) am 16./28. März 1836 in Dorpat geboren, studierte, nachdem er die Schmidtsche Anstalt in Fellin absolviert hatte, 1852—55 Astronomie, von 1855—59 Physik. Nachdem er einige Jahre in Paris und Berlin studiert hatte, habilitierte er sich 1863 in Dorpat als Privatdozent und wurde 1867 ordentlicher Professor der Physik daselbst, in welcher Stellung er bis 1893 verblieb, siedelte dann nach Leipzig über, wo er als Honorarprofessor an der Universität noch heute tätig ist.

### Ein Brief Arthur von Dettingens.

Leipzig, den 8. Oktober 1908.

Verehrter Freund!

Du wünschest zu erfahren, wie ich in jungen Jahren zu einem Interesse für Physik gekommen bin und wie sich alsdann meine Berufsarbeit gestaltet hat. In einer Umgebung aufgewachsen, wo zwar viel Wissenschaftliches zur Sprache kam, kaum jemals aber Naturkunde, wußte ich blizwenig davon, als ich die Universität bezog. Mit einem stark ausgeprägten Sinn für Mathematik und voll Staunens über die beobachtende und rechnende Astronomie wandte ich mich dieser zu. Als ich alle astronomischen Fächer gehört hatte, verstand ich doch von Astronomie so gut wie gar nichts. Mädler war ein empirischer Vielwisser, aber nichts weniger als Lehrer. Die klaren Vorträge von Helming und Minding führten mich indes in die Mathematik ein, und bei Minding's analytischer Mechanik gewahrte ich, daß Physik, die ich für eine nur erklärende Wissenschaft gehalten hatte, in einer tiefgreifenden mathematischen Methode wurzelte. Leider konnte Kämß mir nichts bieten, da er in nutzlosen meteorologischen Rechnungen versank. Ich bin ihm nur dankbar für die Mahnung, „der Physiker solle Mathematik studieren, die Physik falle ihm nachher von selbst zu“. Dieser recht bequemen Auffassung entsprach auch das physikalische Institut, das kein einziges Meßinstrument besaß! Kurz vor dem Schlußexamen verschlang ich mit Entzücken Eisenlohre's „Physik“. Das Kandidatenexamen bestand aus dem ganzen großen Gebiet der höheren

Mathematik nebst kaum nennbaren Spuren von Physik. Ich verließ Dorpat nach fünf Jahren Studium, ohne einen physikalischen Apparat angefaßt zu haben! Nun erst hatte ich Physik aufzusuchen. Ich wandte mich leider nach Paris und dann nach Berlin, in der Hoffnung, hier höhere Standpunkte vertreten zu sehen; das war Täuschung; ich habe da viel Zeit verloren. Unter Anregung von Professor Paalzow schaffte ich mir in Berlin bald ein eigenes kleines Laboratorium an, mit den neuesten elektrischen Apparaten. Bei Rühmkorf in Paris bestellte ich ein großes Induktorium, das erste große, das Funken von 40 cm Schlagweite gab. Ich war der erste, der Induktionselektrizität messend verfolgte und war bald so glücklich, ganz neue Tatsachen zu entdecken. Ich fand die negativ elektrischen Rückstände nach Entladung einer positiv geladenen Batterie. Eine Magisterschrift und eine zweite Abhandlung „pro venia legendi“ wurden hierbei reif.

Im Februar 1862 zurückgekehrt, meldete ich mich bald zum Magisterexamen, ein Ballast, der in schlimmster Weise den wissenschaftlichen Fortschritt in Rußland hemmt. Die ganze Fülle mathematischer Fächer, die schon im Kandidatexamen verlangt war, sollte ich noch einmal in derselben Ausführlichkeit beherrschen! Erst viel später wurden die Vorschriften fürs Magisterexamen verändert. Nun drohte mir zum dritten Male dasselbe Examen zum Doktorgrad! Man stelle sich diesen Unfug vor. Drei Jahre lang hatte ich mich mit hochinteressanten und schwierigen physikalischen Versuchen abgegeben, und immer wieder forderte man im Examen dieselben vielen Fächer, sogar Theorie der Gleichungen und Zahlentheorie! Aber partielle Differentialgleichungen, die vernünftigerweise allein zu fordern wären, fehlten, obwohl sie die weitesten Anwendungen in der Physik finden. Als ich mich 1865 zum Doktorexamen melden wollte, da erschien das neue Gesetz, demgemäß nur noch eine Doktorschrift einzuliefern und zu verteidigen war. So war ich denn der erste, der ohne Examen zum Doktor promovieren durfte.

Du fragst, lieber Freund, nach der „logischen Begründung“ meiner Schriften. Hier hast Du gleich ein Beispiel. Das physikalische Institut besaß kein Meßinstrument, nicht einmal ein gutes Thermometer. Ein solches wollte ich mir herstellen. Das geschieht bekanntlich durch

Kalibrieren und Korrigieren eines fertigen Thermometers. Alle Physiker kalibrierten damals, wie es immer hieß, „nach Bessels Methode“. Ich mußte sie mir aneignen. Bessel hatte nur ein Zahlenbeispiel gegeben. Als ich die entsprechende Theorie zu entwickeln begann, entdeckte ich einen groben Fehler des Verfahrens, das ganz falsche Resultate zur Folge haben mußte. Die von Bessel angegebene Rechnung ließ sich auf ein Viertel einschränken, der Fehler konnte vermieden werden; die Theorie lehrte aber auch, daß das ganze Verfahren durch andere einfachere ersetzbar sei. So entstand denn meine Doktorschrift: „Die Korrektur der Thermometer, insbesondere über Bessels Kalibriermethode“. Die Theorie ist sehr schwer zu verstehen, wie denn auch in meiner Promotion sich erwies, daß von den drei Opponenten nur Minding sie erfaßt hatte. Ich wundere mich, daß fortan niemand mehr Bessels Methode angewandt zu haben vorgab, denn eine große Verbreitung wird meine Schrift kaum gefunden haben.

Rämz wurde 1865 nach Petersburg berufen. Ich folgte ihm auf dem Katheder und erbt das öde Institut. Eine recht gute Teilmaschine war das einzige von Wert für praktische Arbeiten. Rämz hatte 24 Jahre lang nur meteorologisch gerechnet, ohne uns auch nur eine brauchbare Zahl hinterlassen zu haben, ja nicht einmal ein brauchbares meteorologisches Meßinstrument. Auch die Anstellung eines Assistenten hatte Rämz abgelehnt. Die Etatsumme des Instituts war gering und ich stand vor der Frage, wie das Institut zu heben wäre. Eins stand mir als erstes Ziel ganz fest vor Augen: die Physik mußte von Meteorologie und von Erdmagnetismus befreit werden. Zweitens galt es, Meßapparate zu beschaffen, insfolgedessen dann drittens Praktikum und Kolloquium einzurichten möglich wäre.

Zur Befreiung von der Meteorologie schien mir der einzige berechtigte Weg in einer gründlichen Förderung und späteren Abtrennung zu bestehen. Daß mir dieser Plan in zehn Jahren vollständig geglückt ist, erfreut noch jetzt mein Herz. Ich danke allen, die mit dazu beigetragen haben, und erwarte, daß auch Du, lieber Freund, mein Verdienst würdigst und anerkennst. Es ist ja gar nicht leicht, sich einer Sache voll und ganz zu widmen mit dem Bewußtsein, sie abschütteln zu wollen! In meiner Wohnung hatte ich zuerst ein kleines meteorologisches Observatorium eingerichtet mit lauter guten

und berichtigten Instrumenten. Die Dorpater Naturforschergesellschaft übernahm den Druck der Beobachtungen und der Jahresberechnungen. Nach drei Jahren wandte ich mich an die Universität mit der Bitte, das Observatorium als Universitäts Sache anzuerkennen und einen Beobachter anzustellen. Im Jahre 1871 wurde Weyrauch als Dozent für Geophysik berufen. Als acht Jahrgänge Beobachtungen gedruckt vorlagen, ging die Universität ans Ministerium und es wurde eine Professur für Meteorologie und Erdmagnetismus gegründet, die Weyrauch 1876 erhielt. Der neue Etat des meteorologischen Observatoriums betrug jetzt mehr als das Doppelte des physikalischen, woraus man ersehen kann, unter welchen Opfern die Physik immer gestanden hatte. Jetzt aber war die Physik für alle Zeit von dieser ungeheuren Last befreit. Im Laufe dieser ersten zehn Jahre habe ich viel Meteorologie arbeiten müssen. Als letztes Resultat nenne ich Dir meinen Windkomponentenintegrator, den ich mit Hilfe unseres trefflichen Mechanikers Paul Schulze zustande brachte und der nun schon 32 Jahre in Tätigkeit ist. Nur eine kleine aber wichtige Änderung an ihm erwünsche ich heute: das Schalentreuz muß aus ganz leichtem Stoffe gearbeitet werden, damit das Trägheitsmoment möglichst klein sei.

Mittlerweile war das physikalische Kabinett mit den notwendigsten Meßapparaten versehen worden, so daß Praktikum und Kolloquium in vollem Gange waren. Auch andere Arbeiten waren geleistet. Im Jahre 1863 waren Helmholtz's Tonempfindungen erschienen, über die ich 1865 eine Vorlesung ankündigte. Mitten im Semester erkannte ich, daß der zweite Teil auf vollständig neuer Grundlage ausgearbeitet werden müsse. Mit Einwilligung von Rektor und Dekan schloß ich meine Vorlesung und bat meine Zuhörer, nach einem Jahre wiederzukommen. Ich konnte mein Versprechen halten. Ich trug meine neue Lehre vor demselben Zuhörerkreise vor, nachdem ich meine „Harmonielehre“ entworfen hatte. Im Sommer 1866 erschien mein „Harmoniesystem in dualer Entwicklung“ bei E. F. Karow.

Die folgenden Jahre waren ganz den beiden Instituten gewidmet; noch 1879 trat ich mit einem Fuße in der Meteorologie, sofern ich mir die Frage beantworten wollte, ob die Phänologie als Teil der Klimalehre faßbaren Gesetzen unterliege. So entstand das Büchlein: „Phäno-

logie der Dorpater Sigmoiden, zur Kritik phänologischer Beobachtungs- und Berechnungsmethoden“, Dorpat 1879.

Im Laufe der achtziger Jahre habe ich noch einige elektrische Studien veröffentlicht und eine viel Zeit erfordernde Arbeit über den Vorgang bei Gasexplosionen. Es gelang mir nach vielen vergeblichen Versuchen unter der Assistentz des emsigen und gewandten Stud. Fr. Blumbach eine vollständig befriedigende photographische Methode der Darstellung mittels des rotierenden Spiegels zu gewinnen.

Da ich als einziger Physiker an der Universität auch alle theoretischen Fächer vorzutragen hatte, gehörte auch die Wärmetheorie in mein Gebiet. Die Fakultät hatte mich beauftragt, Vorlesungen über die höhere Analysis für Chemiker zu halten, damit sie unter anderem auch der Wärmetheorie folgen könnten. Ich denke mit Vergnügen an diese Zeit zurück, wo ich in vierstündigem Kolleg die Differential- und Integralrechnung vortrug und die Zuhörer zu flottem Rechnen in diesem schönen Gebiete brachte. Ich darf mich eines vollständigen Erfolges rühmen. Meine Schüler konnten nun alle in der Wärmetheorie folgen. Doch gab es auch hier Schwierigkeiten. Die Theorie ermangelte einer sauberen Durcharbeitung. Ich nahm 1886 eine solche vor und veröffentlichte in den Mem. der Akad. v. St. Petersburg eine Abhandlung: „Thermodynamische Beziehungen, antithetisch entwickelt“. Die Antithesen einerseits und die systematische erschöpfende Darstellung aller möglichen Beziehungen andererseits gewährte dem Gedächtnis eine wertvolle Unterstützung. Hatte ich selbst früher die Schwierigkeit empfunden, die Formeln festzuhalten, so gewährte ich zu meiner großen Freude, daß jetzt auch meine Zuhörer die Lehre rasch erfaßten und im Gedächtnis behielten. Beiläufig sei erwähnt, daß die Antithesen darin bestehen, daß Wärme und Bewegung einerseits, Arbeit andererseits Gleichungen liefern, die einander durchweg parallel und entgegengesetzt sind, und wie die Arbeit durch Druck und Volumen sich darstellt, so die Wärme durch Temperatur und Entropie. Zu jeder Formel der Wärme gibt es eine der Mechanik, daher der Name „Thermomechanik“. Ich hoffe nun, verehrter Freund, daß auch diese Arbeit Dir „logisch begründet“ erscheinen wird.

Als ich 1893 aus meinem Amte entlassen wurde, siedelte ich nach Leipzig über, wo mein Freund Prof. Wilhelm Ostwald mir die Re-

daktion seiner Klassiker der exakten Wissenschaften angeboten hatte. Ein halbes Jahr war ich nun wieder Privatdozent und wurde 1894 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt ohne irgendeine Verpflichtung zu Vorträgen. Jetzt begann alsbald meine große Lexikonarbeit, die Fortsetzung von F. C. Poggendorffs biographisch-literarischem Handwörterbuch. Es wurde ein Band III schon im Jahre 1897 fertig, denn Dr. Feddersen hatte bereits drei Jahre lang vorgearbeitet. Für den Band IV aber gebrauchte ich die folgenden sieben Jahre. 1904 erschien das Werk, in dem ich 11 000 Biographien samt Literatur zusammengebracht hatte. Welch großes Opfer ich persönlich der Wissenschaft mit dieser Arbeit gebracht, kann nur der ermessen, der mitten in der praktischen Wissenschaft stehend, herausgerissen wird und nun nicht mehr imstande ist, der Gewohnheit und dem inneren Drange gemäß sich den Fortschritten der Wissenschaft zu widmen. Durfte ich doch zehn Jahre lang keine neue Arbeit ansehen und das geschah in einer Zeit, in der die Physik neue Bahnen betrat, ganz neue Teile der Physik auftauchten. Was alles an Röntgens Strahlen, an Herzsche Wellen, an Radioaktivität sich anschloß, bildet heute eine ganze große Bücherei, die jetzt nachträglich zu bearbeiten mir oft recht sauer wird, zumal da ich aller Hilfsmittel bar bin. In die mir freundlichst angebotenen hiesigen Institute zu gehen verbietet mir das vorgerückte Alter.

In dieser zehnjährigen Arbeitszeit, die so wenig erquicklich war, habe ich doch noch einige ältere Sachen fertig gebracht. Neben der Herausgabe von Ostwalds Klassikern habe ich noch Schriften veröffentlicht, worüber ich Dir ganz besonders eine „logische Begründung“ mitteilen möchte. Ich hatte einmal — es mochte etwa 1879 gewesen sein — als populären Vortrag, wie wir sie im Auftrage des Finanzministeriums in Dorpat hielten, technisch-geometrisches Zeichnen angefündigt. Nach einer der ersten Stunden trat ein junger Volksschullehrer K. an mich heran und in eigentümlich feierlicher wohlvorbereiteter Rede, deren Wortlaut mir sofort sich fest einprägte, sagte er: „Herr Professor, ich bin ein Sonntagskind und habe ein kurzes Gedärm. Was ich heute lerne, muß ich schon morgen meinen Schülern übergeben. Wenn ich eine Landschaft zeichne und will ein Boot am Ufer eines Gewässers hinmalen und ein zweites mitten auf dem Wasser, wie bestimme ich dann die Größe dieser beiden Boote?“ Diese höchst ver-

ständige Frage setzte mich, den Zeichenlehrer (!), in große Verlegenheit; ich hatte noch nie Perspektive getrieben. Ich versprach Herrn K. nach einiger Zeit Antwort zu erteilen. Ein kleines Büchlein über Perspektive genügte mir so weit, als ich dem Sonntagskinde Bescheid zu sagen hatte. Für mich aber erwuchs die Erkenntnis, daß sich noch viel Neues in dieser Lehre machen lassen werde, insbesondere durch Herbeiziehung von Steiners synthetischer Geometrie. Unabhängig von allen Lehrbüchern arbeitete ich ein neues System aus, das nun wieder antithetisch ausfiel. Das ist nun einmal mein Schicksal, daß die Zweifältigkeit den systematischen Halt gewährt; wie in der Harmonielehre, so in der Thermomechanik und auch in der Perspektive; ich bin mir bewußt, darin den Spuren unseres größten Geometers, Jakob Steiner, gefolgt zu sein. Meine Perspektive habe ich schon in Dorpat fünfmal umgearbeitet und habe ihr zum sechsten Male die Schlußgestalt gegeben im Sommer 1900. Es erschienen meine „Elemente des perspektivisch-geometrischen Zeichnens“ bei W. Engelmann 1901. Im Anschluß an diese brachte ich noch „Die perspektivischen Kreisbilder der Kegelschnitte“ 1906. Hier handelte es sich darum, die vielen schönen Eigenschaften der Kegelschnitte bildlich darzustellen. Ein Kreis in der Bildebene ist immer als Abbildung eines auf der Erde liegenden Kegelschnitts aufzufassen möglich. An solchem Kreise können daher alle Eigenschaften der Parabel, Ellipse und Hyperbel gezeigt werden, und man hat den doppelten Vorteil, die ganze Kurve vor sich zu haben und dazu kontinuierlich in einem Zuge mit dem Zirkel; auch hat man in der Zeichnung die unendlich fernen Punkte vor sich. Die Darstellung ist in hohem Grade amüsant und ich würde sie Dir empfehlen, wüßte ich nicht, wie gleichgültig Dir alles Mathematische von jeher gewesen ist. Noch zwei perspektivische Aufsätze erschienen in den Sitzungsberichten der Kön. Ges. d. Wiss. zu Leipzig: „Über eine Forderung der malerischen Perspektive vom mathematischen Standpunkte aus betrachtet“. Die Schlußseiten würden sogar Dich interessieren. Du weißt, daß ein Bild immer nur für das Auge in einem bestimmten Punkte gezeichnet ist, dem sogenannten Augenpunkt. In Museen und auch im Hause kann der Zuschauer meist diesen Ort nicht einnehmen, daher die sehr logische Aufgabe man sich stellen kann zu fragen: „Welche Gegenstände eines Bildes bleiben richtig erscheinend, auch wenn man den Augen-

punkt verläßt, und andererseits: welche Gebilde leiden dabei und werden mehr oder weniger verzerrt? Diese Untersuchung ist wieder ganz systematisch nach allen möglichen Richtungen hin durchgeführt. Bald darauf erschien eine zweite Abhandlung, die genau die entgegengesetzte Frage aufwarf: „Gesetzt der Beschauer nimmt den richtigen Standpunkt ein; welche Gebilde sind trotzdem schwer richtig aufzufassen und welche Hilfsmittel lassen sich denken?“

Schließlich erwähne ich noch einen Vortrag, den ich an Leibniz Todestage am 14. November 1906 gehalten habe: „Das Kausalgesetz“, abgedruckt in den Sitzungsberichten der Kön. Ges. d. Wiss. zu Leipzig 1906. Es galt hier die Begriffe „Ursache“ und „Wirkung“ genau festzustellen, verschiedene Arten der Betrachtung zu kennzeichnen und nachzuweisen, welcher großen Anteil Leibniz an der Klärung dieser Begriffe hatte.

Gegenwärtig befindet sich im Drucke ein Aufsatz über „Robert Mayers wissenschaftlichen Entwicklungsgang im Jahre 1841“. Die Legende, als habe Boggendorff die 1842 von Liebig in dessen Annalen gebrachte Arbeit abgelehnt, wird von mir widerlegt. Ich weise nach, daß die an Boggendorff gesandte Abhandlung eine ganz andere war und einer Aufnahme in die Annalen durchaus nicht wert war, eine Tatsache, die durch Mayers Selbstzeugnis vom Jahre 1863 erhärtet wird.

Du siehst, lieber Freund, ich bin nicht nur arbeitsfähig, sondern auch noch arbeitsfreudig, und obwohl ich keine offiziellen Verpflichtungen habe, halte ich doch noch einige Vorlesungen an der Universität, mit innerer Dankbarkeit gegen alle, die mir die Möglichkeit zu weiterer Arbeit gewährt haben.

Du fragst auch nach persönlichen Beziehungen, früher und jetzt. Laß mich darüber schweigen. Die Fremde kann nie die Heimat ersetzen, wenn auch, seit meinem Einzuge in Leipzig heute vor 15 Jahren, eine geraume Zeit vergangen ist. Viel schöne Stunden habe ich hier verlebt mit dem alten herrlichen Böhmling; auch zog ein Stück Heimat hier ein mit Dr. John Magawly. Beide teuren Freunde hat der Tod hinweggerafft und die Lücke ist unerseßlich. Freitags besuche ich oft unseren Stammtisch, an dem Künstler, Dichter, Schriftsteller und Beamte aller Art sich beteiligen. Die Anregung durch diese mitten im Leben

stehenden Männer und deren viele Beziehungen zur Kunst sind unschätzbar. Dem Herzen unentbehrlich ist aber der häusliche Friede und das Leben im Hause, wo der Verkehr mit Heimatsgenossen ohne Unterbrechung stattgehabt hat. Nicht minder warm als früher gestatten mir die heimatischen Zeitungen, die Fühlung mit allem Fortschritt und auch mit all den Sorgen der Heimat rege zu erhalten.

In alter Freundschaft

Dein

**Dr. Arthur von Dettingen.**

## Die Eigenschaften des Wassers, in ihrer Bedeutung für das Verständnis der Natur.

Von Arthur von Dettingen.

### Vortrag,

gehalten im Leipziger Kaufmännischen Verein am 26. Oktober 1900.

H. W.! Jeder Bewohner unserer Muttererde sollte sich besinnen auf den Wert aller Güter, die ihn umgeben. Einen großen Teil dieser Güter bietet uns die Natur in Fülle. Wir atmen die Luft als Lebenselixier, ohne sie uns erst beschaffen zu müssen. Wird sie uns verdorben, so suchen wir Mittel zur Besserung, — oft mit viel Mühe und Opfern, ohne ganz unser erwünschtes Ziel zu erreichen. Es wird gewiß im Laufe des nach zwei Monaten beginnenden neuen Jahrhunderts dazu kommen, daß auch Leipzig sich einer reinen, gesunden Luft erfreuen wird, obwohl wir jetzt eben noch in einem recht traurigen Zustande verharren. Aber kommen wird die Zeit und zwar dann, wenn unsere Bürgerschaft zu einer entsprechenden Wertung dieses hohen Gutes, genannt reine Luft, gediehen sein wird.

Zu Leipzigs Ehre sei aber sofort gesagt, daß es mit der Wasserfrage ganz anders steht. Haben in alten Zeiten nicht ohne Grund die ersten Ansassen unseres Ortes sich zwischen den Ufern der Pleiße, Elster und Parthe angesiedelt, so sind wir doch heute nicht mehr wie damals von der Beschaffenheit ihres Wassers abhängig. Unsere vortreffliche Leitung liefert vorzügliches Wasser, ein Beweis dafür, daß unsere Be-

völkerung das Wasser in seiner Bedeutung für unser körperliches Gedeihen zu werten gewußt hat.

Solch eine Wertung können wir an vielen Stoffen vornehmen, wenn wir unser Leben fördern, inhaltsreicher, gesunder gestalten wollen.

In ganz anderem Sinne aber lassen sich noch Stoffen, die uns umgeben, Werte beimessen. Oft wird zu wenig über den Zusammenhang der Dinge nachgedacht; man nimmt sie gewohnheitsgemäß hin, wie sie sich uns darbieten und kümmert sich nicht um die Beziehungen, denen glückliche Verhältnisse zu verdanken sind.

Es gibt Stoffe in der Natur, denen wir die Möglichkeit unseres Lebens, ja das der ganzen organischen Welt verdanken, die das Leben nicht entbehren kann. In diesem einen Gedanken, in der Unentbehrlichkeit liegt schon eine Wertung, und wenn man Umschau hält, findet man keine geringe Zahl solcher Körper; unter diesen ganz besonders auch das Wasser.

Die Alten rechneten zu den vier Elementen das Wasser, allein für sie war es eigentlich mehr der philosophische Begriff des Flüssigen überhaupt. Die alten vier Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer sind Symbole des Festen, Flüssigen, Gasförmigen und des Ätherischen oder des Warmen.

Heute fassen wir das Wort Element ganz anders. Unsere Elemente sind Grundstoffe, aus denen alle anderen, ja die ganze Welt zusammengesetzt ist.

Es sind aber nicht viele Elemente, die zum Aufbau der gesamten Pflanzen- und Tierwelt mitsamt dem Menschen hinreichen; es sind nur zwölf, die ich kurz nennen will, um von ihnen aus den Übergang zum Wasser zu finden. Diese zwölf Elemente werden Ihnen allen bekannt sein, es sind 1. die vier Gase: Wasserstoff = H, Sauerstoff = O, Stickstoff = N, Chlor = Cl; dann 2. die vier festen Körper: Schwefel = S, Phosphor = P, Kohle = C, Silicium = Si; endlich 3. die vier Metalle: Kalium = K, Natrium = Na, Calcium = Ca, Eisen = Fe.

Ist es nicht staunenerregend, daß die ganze Lebewelt aus diesen zwölf Elementen besteht; alle die feinen Organe, die zarten von Nerven durchsetzten Muskeln in kaum noch sichtbaren Beinchen kleinster Tiere bis zu den hohen Leistungen des Rückenmarkes und Gehirnes, diese

geistigem Handeln dienenden Gebilde, die oft von einer Zartheit und Kleinheit sind, daß man über ihre Leistungen staunen muß, sie alle bestehen aus jenen wenigen zwölf Elementen, deren jedes für sich uns so leblos, so öde und armselig in seinen Eigenschaften vorkommen würde, hätten wir nicht vor uns die Erfahrung, die uns den Erfolg und damit zugleich die Möglichkeit einer Wertung nahelegt.

Aus jenen zwölf Elementen lassen sich Millionen, ja Milliarden verschiedener Stoffverbindungen herstellen. Unter diesen nimmt das Wasser einen hohen Rang ein. Die ersten beiden vorhin genannten Elemente, H und O, bilden vereint jenen wunderbaren Körper, das Wasser.

Wasser als Verbindung von H und O ist ein verbrannter Körper. Fast überall, wo wir Feuer sehen, entsteht in der Flamme Wasser. Halten Sie ein kaltes gewöhnliches Messer einen Moment über die Flamme einer Kerze oder Öllampe und es ist sofort mit Wasser beschlagen. In wenigen Sekunden sammelt sich schon ein Tropfen an. Das Wasser als verbrannte Substanz ist arm an Energie, es birgt geringen Arbeitswert, im Gegensatz etwa zur Kohle, die überaus reich ist an Energie.

Die Wertung des Wassers muß sich auf etwas anderes zuspitzen als auf Arbeitsleistung. Es ist kein richtiger Ausdruck, wenn wir das Wasser in einer Wassermühle als Arbeitsquelle bezeichnen. Nicht der Stoff, sondern nur seine Schwere birgt Arbeitswert, daher jede andere flüssige Stoffart dasselbe leisten würde. Weiter wollen wir sogleich bemerken, daß das Wasser unseren Sinnesorganen charakterlos erscheint; es ist geruchlos, fade im Geschmack, weder süß noch bitter, weder sauer noch salzig. Durch oft ganz geringe Zutaten wird es schmackhaft. Alle diese uns und unserem Fühlen gegenüber negativen Eigenschaften stelle ich voran, um daran sofort die Bemerkung zu knüpfen, daß gerade die uns mangelhaft erscheinenden Eigenschaften dem Stoffe einen unermesslich hohen Wert sichern. Liegt denn die Überlegung nicht nahe, daß die Mehrzahl der Lebewesen im Wasser leben muß, und daß selbst in geringem Maße Beimengungen das Wasser unbewohnbar werden lassen. Das Wasser des Ozeans ist nicht gerade überreich an Salzen und doch können schon sehr viele Wassertiere nicht mehr darin ihr Leben fristen. Nach heutigem Stande der Wissenschaft möchte mancher sagen, die

Tierwelt habe sich so entwickelt und entwickeln müssen, daß sie das Wasser, das reine, nicht schmeckt. Allein es konnte sich gar keine andere Entwicklung gestalten, denn seit kurzem erst wissen wir von der Chemie, daß Wasser nicht Geschmack hervorrufen kann. Der Ausdruck, das reine Wasser schmeckt fade, ist genau genommen ein unrichtiger. Wir haben nämlich immer Salz auf der Zunge, merken das aber nicht, weil es ein beständiger Zustand ist. Reines Wasser nimmt diese Salze fort, und diesen nun fehlenden Geschmack empfinden wir als fade.

Das lenkt unsere Aufmerksamkeit sofort auf eine Eigenschaft, die wir hoch werten müssen. Das ist das Lösungsvermögen. Es gibt keine Flüssigkeit, die in höherem Maße fähig wäre, feste Stoffe in flüssige umzuwandeln und in sich aufzunehmen. Bedenken wir, daß unser Körper zum größten Teile aus Wasser besteht, daß wir zwar Nahrung in fester Form zu uns nehmen, aber nichts davon unserem Blut und durch das Blut den Organen des Körpers zuführen können, was nicht flüssig geworden ist, und daß neben wenigen anderen Stoffen es immer das Wasser ist, das entweder die nötige Verdünnung anderer Flüssigkeiten oder unmittelbar die Wirkung bedingt. Unsere Speisenzurichtung beruht auf seiner Verwendung. In der Technik, in allen Gewerben, zur Wahrung der Gesundheit, zur Erhaltung und Schaffung der Sauberkeit von Körper und Umgebung, draußen und drinnen, überall ist das Wasser unser treuer Freund, der Begleiter unseres Lebens, der Vermittler des Weltverkehrs.

Von all diesen landläufigen jedermann bekannten Beziehungen wollen wir — nach ihrer flüchtigen Erwähnung — heute absehen und unsere Aufgabe einschränken. Von den Eigenschaften, die bestimmend für die Gestaltung der Welt sind, wollen wir handeln.

Wir kennen das Wasser in drei Formen, wenn wir die vierte sogenannte gasförmige oder überkritische als unwesentlich unbeachtet lassen; wir kennen es in fester Form als Eis, in flüssiger als Wasser und in dampfförmiger Gestaltung als Wasserdampf.

Daß diese drei Formen auf der Erde möglich sind, ist schon von Bedeutung. Unsere Temperaturen bewegen sich nämlich in den Grenzen, die alle drei Formen zulassen.

Zwei Eigenschaften des Eises sind es, die besonders wichtig er-  
Arthur von Dettingen. — Gustav von Bunge.

scheinen. Erstens: seine Dichtigkeit. Es ist viel weniger dicht als Wasser, und wenn es schmilzt, sinkt sein Rauminhalt von 1000 Teilen auf 916. Von einem Kubikmeter Eis erhalten wir 916 Liter Wasser, es fehlen im Raume 84 Liter.

Und umgekehrt, wenn Wasser zu Eis gefriert, vergrößert es den Rauminhalt um rund 9%. Überlegen wir die Folgen dieses Umstandes. Erstens ist dadurch Eis auf Wasser schwimmend. Sieht man auf dem Ozean einen Eisberg über der Wasseroberfläche hervorragen, so kann man sicher sein, daß eine neunmal größere Masse Eis im Wasser untertaucht, denn die ganze Eismasse muß ebensoviel betragen, wie die des verdrängten Wassers.

Infolge der geringen Dichte bildet sich bei Frostwetter die schützende Eisdecke, die dem Getier des Wassers den flüssig bleibenden Grund wahr. Hätte das Eis eine größere Dichte als Wasser, so müßte es untersinken, und die Gewässer würden bis auf den Grund zufrieren. Nur wenig Lebewesen könnten solchen Zustand überdauern. Sehr wichtig erscheint zweitens die sprengende Kraft bei der Eisbildung. Das Regenwasser bringt in die Felsenspalten ein, kühlt in höheren Regionen ab, erstarrt, dehnt sich aus im Verhältnis von 100 zu 109 und sprengt die Felsen. Um sich annähernd diese Kraft vorzubilden, stelle man sich einen Eiswürfel von festen Wänden umgeben vor und versuche von oben her das Eis um 9% zusammenzudrücken. Die ungeheure dazu erforderliche Kraft ist gerade so groß, wie die vom harmlosen Wasserwürfel nach außen auftretende Kraft beim Erstarren. Die Erdgeschichte weiß viel von dieser Wirkung zu berichten. Ferner braucht das Eis sehr viel Wärme zum Schmelzen. Ein Gramm Eis mit ein Gramm Wasser von 80° vermischt gibt ein Gemisch Wasser von 0°. 80 Kalorien nennt man daher die Schmelzwärme des Wassers. Was ist im großen der Natur die Folge hiervon? Da wo Schnee und Eis vorhanden sind, geht das Schmelzen durch Sonnenstrahlung langsam vor sich. Wäre die Schmelzwärme kleiner, beträchtlich kleiner, so genügte eine geringe Wärmezufuhr zur Verflüssigung sehr großer Eismassen. Überschwemmungen wären die notwendige Folge. Richtiger gesagt, es wäre die Erde nicht unsere jetzige Erde, sie wäre viel stärker ausgewaschen; es läßt sich schlechtthin nicht ausdenken, wie ganz anders die Erdoberfläche sich gestaltet hätte.

Auch das Gefrieren des Wassers ginge rascher von statten. Dieser Umstand wäre von unberechenbarem Einfluß sowohl auf die Gestaltung der Erde als auf die Beschaffenheit des Wetters.

Endlich ist das Eis noch ein schlechter Wärmeleiter. Wenn wir uns einen Winterüberzieher anschaffen wollen, so wählen wir einen Stoff, der die Wärme schlecht leitet, um uns die vom Körper erzeugte Eigenwärme zu erhalten. Die Stoffe sind in dieser Hinsicht von sehr verschiedener Beschaffenheit. Es gibt schwere, glatte, die trotz ihrer Dichte sich kalt anfühlen. Wählen Sie nie solchen Stoff zum Paletot. Er enthält Zutaten, die nicht Wolle sind, vielleicht Baumwolle. Dagegen sind die leichten, dicken, lockeren Wollstoffe beim Anfühlen angenehm warm, weil sie die Wärme der Hand nicht ableiten. Diese Stoffe schützen gegen Kälte, wenn auch nicht immer gegen starken Wind. Ist letzteres aber gänzlich der Fall, so ist der Stoff ideal zu nennen. Solch einen Paletot aus dünnem, flockigem, leichtem, die Wärme nicht leitendem Stoff zieht unsere Erde alle Jahre in ihren kälteren Gebieten um beide Pole herum bis in die mittleren Breiten hinein und auf allen Gebirgen an. Die lockere Schneedecke ist ein so ideales Schutzmaterial, daß mein Freund, der jetzt verstorbene Professor Ludwig Schwarz, mir versicherte, er habe bei 40° Celsius Kälte in Sibirien die Nächte im Freien herrlich geschlafen, sich behaglich warm gefühlt, wenn er in seinen Bärenpelz gehüllt, sich unter frischen Schnee eingraben ließ. Freilich hat dieser Paletot allerhöchstens selbst 0°; oft ist er viel kälter als 0° und deshalb müssen wir noch eine Schutzdecke aus Wolle oder Pelzwerk unter dem Schnee gebrauchen. Die Pflanzenwelt aber begnügt sich mit der Temperatur 0° für den Winter, wenigstens tut das ein Teil von ihnen. Der bei weitem größere Teil verträgt diese niedrige Temperatur nicht, viele Pflanzen sterben sofort bei dem geringsten Frost. Solche Pflanzen überwintern wir mit Hilfe eines Schutzes aus Glas, und wenn die Glasdecke beschneit, so ist der darunter befindliche Raum gut vor Frost geschützt. Die Eigenwärme erhält sie warm.

Die Eisdecke der Gewässer ist ebenfalls ein Wärmeschutz für die Tierwelt. Selbst bei starker Kälte draußen erreicht das Eis nur eine mäßige Dicke. Das Schwimmen des Eises und seine schlechte Wärmeleitfähigkeit fördern also beide das Tierleben, doch ist ersteres wesent-

licher, weil sonst in höheren Breiten ein Tierleben im Wasser ersterben würde. Ja vielleicht hätten wir über die ganze Erde hin im Ozean festes Eis und eine nur dünne Wasserschicht an der Oberfläche in den heißen Zonen, wenn Eis nicht schwimmen könnte.

Das Eis, wo es vorhanden ist, hemmt den Lebensvorgang, auch einen der — in unserem Interesse gesprochen — schlimmsten; es hindert das Bakterienleben und den Fäulnisprozeß. Mammute liegen Jahrtausende wohl erhalten im Schoße der gefrorenen Erde. Die Fäulnis, die uns so oft als Symptom des Todes erscheint, ist tatsächlich ein gesteigerter, für die ganze Erde wertvoller Lebensvorgang. Er vermittelt den Zerfall aller gestorbenen Körper und bringt die Stoffe der Erde zurück, wodurch sie von neuem in den Dienst der Lebewesen treten, wieder unter Mithilfe des Wassers. Warum salzen wir Fleisch ein? weil Salz Wasser anzieht und der Fäulnis entgegenwirkt. Wir hemmen in unserem Interesse den sonst so wohlthätigen Naturvorgang, und wenden in unserem Interesse Eis zur Erhaltung der sonst der Fäulnis preisgegebenen Stoffe an. Doch geht dieses Verhalten schon über den Rahmen unseres Themas hinaus, da wir Industrie, Technik, Hygiene u. a. ausschließen und das Ganze und Große der Natur zu behandeln unternahmen.

Wenden wir uns nun den Eigenschaften des flüssigen Wassers zu. Das geschmolzene Eis wird zu Wasser von 0° und läßt sich erwärmen, bis es beim Sieden in Wasserdampf übergeht. Mit bloßem Auge kann ein aufmerksamer Beobachter sehen, daß bei der Erwärmung bis 100° das Wasser beträchtlich an Rauminhalt zugenommen hat. 100 Liter Wasser von 0° sind flüssig 104 Liter beim Sieden, 1000 Liter haben also um 40 Liter an Rauminhalt zugenommen. Aber das geschieht keineswegs gleichförmig, sondern so eigenartig, wie bei keiner anderen Flüssigkeit. Wenn ich von Temperaturgraden spreche, werde ich immer Grade des hundertteiligen oder Celsius-Thermometers angeben, da die Reaumur-Skala endlich einmal als schlechter Ballast fortgeworfen werden sollte. Ich fürchte indes, wir werden in Leipzig länger am Reaumur als an schlechter, schmutziger Luft leiden. Wir ähneln darin dem konservativen Engländer mit seiner widerwärtigen Fahrenheit-Skala. Dazu kommt, daß beide, der Baron Reaumur wie der Glaskünstler Fahrenheit, ihre Skalen mit solch einem Haufen von wissenschaftlichem Unsinn

in die Welt setzten, daß sie eine Würdigung, wie sie ihnen aus Gewohnheit zuteil wird, ganz und gar nicht verdienen, und dieser Unsinn wird nicht nur jetzt, sondern wurde schon damals, von Zeitgenossen, erkannt und gekennzeichnet. Wenn sonst einheitliches Maß angestrebt wird, warum nicht das 100teilige Thermometer, das vom Schweden Celsius im Jahre 1742 in schlechtester Weise und wissenschaftlich einwurfsfrei angewandt wurde. Es gehört jetzt zum Maßsystem nach Gramm und Meter. Sollen wir angesichts des kommenden 20. Jahrhunderts fortfahren, Zimmer und Bäder nach Reaumur-, Fieber nach Celsiusgraden anzugeben?

Erwärmt man Wasser von 0° an, so bemerkt man zuerst eine Raumverminderung, die zwar gering, aber doch merklich wird. Ich will Ihnen den Betrag wieder in Litern angeben. Gesezt, wir nehmen ein Kubikmeter oder 1000 Liter Wasser von 0° und erwärmen die ganze Masse, also unter Umrühren, auf 4°. Dann fehlt an den 1000 Litern  $\frac{1}{7}$  Liter. Das Wasser ist jetzt am dichtesten und kann bei gleichen Druckverhältnissen überhaupt nicht dichter sein. Erwärmen wir weiter, so nimmt der Rauminhalt wieder zu, und zwar ist er bei 8° wieder 1000 Liter geworden, das Wasser ist also bei 8° ebenso dicht, wie es bei 0° war. Diese unscheinbare Eigenschaft hat aber zur Folge, daß organisches Leben auf unserer Erde möglich wird. — Ohne diese Eigenschaft würden nämlich wieder alle Gewässer bei eintretender Kälte bis auf den Boden gefrieren, der ganze Ozean wäre weit kälter, und wie wir sahen, ganz zugefroren. Die größere Dichte bei 4° bewirkt, daß das Wasser an der Oberfläche der Gewässer sich abkühlt, dabei dichter wird, zu Boden sinkt, während weniger dichte, wärmere Massen an die Stelle treten. Das geht so fort, im Winter, bis das ganze Wasser 4° angenommen hat. Von jetzt an können an der Oberfläche Abkühlungen eintreten, ohne daß diese erkalteten Massen zu Boden sinken, denn sie erhalten sich über dem dichteren Wasser. Ja sie kühlen ab bis 0° und erstarren unter starker Ausdehnung. Unter der Eisdecke beobachtet man nach unten hin immer eine Zunahme von 0° bis 4°, und diese 4° herrschen bis auf den Grund des Gewässers. Im Salzwasser des Ozeans liegt der Punkt größter Dichte niedriger, immer aber tritt bei weiterer Abkühlung wieder eine Ausdehnung ein.

Die absolute Dichtigkeit des Wassers ist weit geringer als die der erdigen Stoffe. Die Folge davon ist die sogenannte schlemmende Eigenschaft des Wassers. — Größere und dichtere Körper fallen früh zu Boden, kleinere, wenn auch dichte, sehr langsam, daher die Feinheit des Sandes an Flußmündungen und die grobe Beschaffenheit in Gebirgsbächen. Das Schlemmen wird ja auch technisch mit Wasser betrieben.

Unsere ganze Erde besitzt im Verhältnis zu den festen Bestandteilen nur wenig Wasser. Das lehrt die durchschnittliche Dichte der ganzen Erde, sie ist  $5\frac{1}{2}$  mal die des Wassers. Es wurde schon erwähnt, daß das Wasser der Erde sich an ihrer Oberfläche befindet. Die Durchschnittstiefe der Ozeane beträgt nur einige Kilometer bei einem Erdradius von 6700 Kilometern.

Das Wasser im flüssigen Zustande ist der Träger und Vermittler alles Lebens. Schon in der Einleitung erwähnten wir seine auflösende Kraft, wodurch es der wesentliche Träger aller verdauenden Stoffe wird. — Wasser ist ein steter Begleiter fast aller Kristalle, die erst dann ihre Gestalt annehmen, wenn ihnen das erforderliche sogenannte Kristallwasser geboten ist. Das Leben hat im Wasser begonnen, in ihm haben die Gattungen und Arten immer neue Formen gewonnen bis zu den jetzt im Trockenen lebenden Pflanzen und Tieren, von denen indes keines ohne Wasser gedeiht.

Als glücklichen Zufall müssen wir es preisen, daß das Wasser zwischen  $0^{\circ}$  und  $100^{\circ}$  bei unserem Luftdruck flüssig ist. Es scheint wenigstens über eine gewisse noch unter  $100^{\circ}$  liegende Temperatur kein organisches Leben denkbar, und es läßt sich behaupten, daß, wenn der Schmelzpunkt des Eises höher läge, etwa bei  $60$  oder  $70^{\circ}$ , wo ja so manche feste Körper schmelzen, — daß dann auf der ganzen Erde es wahrscheinlich kein Leben geben würde. — Doch haftet diesen Gedanken eine gewisse Unsicherheit an.

Daß flüssiges Wasser die Wärme und die Elektrizität sehr schlecht leitet, sei nur vorübergehend erwähnt, obwohl auch hier manche wichtige Folgerung zu ziehen wäre.

Von größter Bedeutung für die gesamte Natur und alles Leben ist nun die Eigenschaft, bei jeder Temperatur den dampfförmigen Zustand anzunehmen, bei dem man von Wasserdampf spricht, — aber

nicht jene sichtbaren Nebel meint, sondern eine völlig unsichtbare Gasart, die sich mit der Luft gleichförmig mischt, ohne sich mit ihr chemisch zu verbinden. Je höher die Temperatur, um so dichter sind die Dämpfe. Bei jeder Temperatur kann ein gewisses Maximum erreicht werden, bei dem man den Raum „gesättigt“ nennt. Fehlt etwas an der Sättigung, so ist der Raum ungesättigt. Die Fassungsfähigkeit eines Raumes für Wasserdampf ist unabhängig von Beimengungen — wie Luft oder andere Gase — und hängt nur von der Temperatur ab. Wird aber durch weitere Dampfszufuhr ein Raum übersättigt, so geht der Stoff als Nebel oder Wolke in den flüssigen Zustand über.

Hält man die drei Zustände einander gegenüber, so ist nicht bloß in der Formart — fest, flüssig, dampfförmig — ein Unterschied vorhanden, sondern auch in hohem Maße in bezug auf ihren Inhalt an Energie oder Arbeitsfähigkeit.

Wärme ist eine Form der Energie. Sie kann unter gewissen Bedingungen in Arbeit umgesetzt werden.

Dem Eise muß Wärme zugeführt werden, — 80 Einheiten, damit es schmelze. Daraus folgt, daß ein Kilogramm Wasser von  $0^{\circ}$  viel mehr — nämlich 80 Kalorien — Wärme enthält, als ein Kilogramm Eis. — Will man ein Kilogramm Wasser gefrieren lassen, so muß man ihm diese ganze Energiemenge abführen. Wir sahen daher schon oben, daß, wenn die kalte Witterung beginnt, die Abkühlung aufgehalten wird dadurch, daß das Wasser, um zu gefrieren, wieder den ganzen Energieinhalt abgeben muß. Hierdurch wird eine bedeutende Ausgleichung der auf der Erde vorhandenen Gegensätze der Temperatur bedingt. Diese Gegensätze sind zwar vorhanden, sie wären aber unerträglich groß, wenn die Wasservermittlung fehlte. Soll aber ein Kilogramm Wasser in Dampfform übergehen, so nimmt es viel mehr Wärmeenergie in sich auf als beim Schmelzen, etwa 7 mal mehr. — Wo nun auf der Erde Dampf wieder in flüssige Form zurückkehrt, da muß diese große Energiemenge wieder dem Wasserdampfe abgenommen werden.

Nun bewirkt kalte Luft, die sich mit einer mit gesättigtem Dampf erfüllten Luft mischt, eine Abkühlung und infolgedessen eine Nebelbildung, d. h. eine Verflüssigung. Die kalte Luft wird dabei durch die freiwerdende Wärme erwärmt, so daß der ganze Vorgang in hohem

Grade verlangsamt wird. Es läßt sich berechnen, daß da, wo ohne Wassergehalt eine Luftvermischung eine Abkühlung von 20° erreichte, mit Wasserdampf kaum 1° Abkühlung eintritt. Wir werden alsbald sehen, eine wie wichtige Rolle dieser Umstand für die gesamte Natur spielt.

Daß die im Dampfe enthaltene Energie zu Arbeit verwandt werden kann, wurde Ende des 18. Jahrhunderts erkannt, — es war das Zeichen des Weltverkehrs und des Weltfortschritts im 19. Jahrhundert und der Dampf wird nicht von anderen Energieformen in dem kommenden 20. Jahrhundert verdrängt werden. Denn wenn dieses auch im Zeichen der Elektrizitätsenergie stehen wird, so darf nicht vergessen werden, daß es keine elektrischen Energievorräte in der Welt gibt; sie ist geweckt aus der Dampfenergie und diese stammt aus der Kohle, sobald diese selbst zu Kohlensäure und Wasser verbrennt. Auch die Kohle ist keine ursprüngliche Quellenergie, denn sie entstand aus Sonnenwärme durch Vermittlung von Wasser, das vor Millionen Jahren die Zersetzung der Stoffe ermöglichte. —

So überaus großartig die Rolle des Wassers in unserer Technik ist, wir lassen sie doch beiseite und wenden uns den größten Naturereignissen zu, bei denen das Wasser in allen drei Formarten seine charaktervolle Tätigkeit entwickelt. Lassen Sie uns flüchtig dieses Bild entwerfen, wobei alle spezifischen Eigenschaften des Wassers zur Geltung kommen.

Die Erde durchfliegt den Weltenraum. Sie sonnt sich von allen Seiten. Dabei erhalten ihre Pole wenig, ihre äquatorialen Teile viel Sonnenstrahlen. Die sich um ihre Achse wälzende Erde sehen wir, wie am Riesenglobus,  $\frac{3}{4}$  vom Ozean, die Pole mit Eis und Schnee bedeckt. Unausgeseht strahlt die Sonne auf die festen Massen der Erde und auf die Gewässer. Die festen Massen werden schneller warm, die flüssigen langsamer, denn die Sonnenenergie geht nur zum kleinen Teil in Wasserwärme über. Ein größerer Teil verbindet sich unter Dampfbildung und leistet Arbeit in zwiefacher Form: erstlich in Form von Dampf und zweitens in Form mechanischer Leistung, denn der Dampf wird gehoben, er entfernt sich vom Ozean, gelangt in die Luft in hohe Regionen. — Diese gehobenen Wasserdämpfe sind also doppelt reich an Energie.

Die warme dampferfüllte Luft steigt aber nicht nur empor, sondern muß auch polwärts abfließen und dichtere kältere Luft strömt von den Polen zum Äquator zurück. Dieses ist ein Teil des großen Kreislaufes, den die Sonne erregt, bekannt unter dem Namen der Winde. Während die nach dem Äquator wehenden Passatwinde trocken sind, führen polwärts die oberen Schichten feuchte Luft, die dadurch zu einer beträchtlichen Energiequelle für die gemäßigten und kalten Zonen wird.

Was für die Winde gesagt ist, gilt auch für die Wasser. Auch diese fließen in mächtigen warmen ozeanischen Strömen polwärts und werden in der Tiefe durch kalte Strömungen ersetzt. Dem Golfstrom verdanken wir hier das Vorwiegen des Meerklimas und dem oberen Passat die vielen Nebel und das mildfeuchte fruchtbare Wetter.

Aber die Wolken beharren nie in ihrem augenblicklichen Zustande. Entweder sie lösen sich wieder in unsichtbaren Dampf auf und feuchten die sonst trockene Luft an, oder es steigt der Niederschlag, bis Tropfen oder Schneeflocken niederfallen. Bei diesem Vorgang wird zwiefache Energie wieder zurückerhalten, die des gebildeten Dampfes und die des gehobenen Dampfes, denn Senkung ist Arbeitsgewinn, wenn Hebung Arbeitsleistung ist. Die ursprünglich von der Sonne stammende Energie kommt so der Erde und ihren Bewohnern in mannigfacher Weise zugute.

Erstlich ist es der Stoff selbst, das flüssige Wasser, das der Schwere folgend, immer zur Tiefe, also in den Ozean strebt, und das in keiner anderen Weise aufs Land gehoben werden kann. Die gesamte Bewässerung, das gesamte Wachstum ist dadurch ermöglicht. Die gesamte Kultur siedelt sich da an, wo sie Wasser findet. Man glaube nur nicht, daß es auch ohne Regen, mit Quellwasser ginge, denn Quellen sind nichts als eingedrungenes und später zutage tretendes Regenwasser. Wenn schon der Windmüller mit Sonnenenergie arbeitet — denn bewegte Luft ist aus Sonnenenergie entstanden —, so erst recht der Wassermüller, denn nur die Sonne hebt und sammelt ihm unausgeseht neue Massen vor seinen Damm. Ehe aber das Wasser an unsere Mühlen gelangt, hat es noch andere, großartige Naturarbeit verrichtet. Es hat in Gebirgshöhen sich in die Klippen und Felsenrisse gedrängt und hat bei der Erstarrung Felsen gesprengt. Es hat die

Erfaltung aufgehalten beim Erstarren, es hat bei Sonnenschein die rasche Erwärmung aufgehalten, doch aber im Laufe der Jahrtausende ganze Gebirgsstücke ins Meer befördert, es hat Berge geglättet, Täler ausgegraben, es hat fort und fort geschlemmt, hat Gestorbenes teils verwesen geholfen, teils fein sauber im Schlemmsande vergraben, so daß die alten Meeresgründe, auf denen wir jetzt wandeln, wie großartige Museen uns die Geschichte der Erdbildung vorführen. Es hat aber nicht nur Totes begraben, sondern noch viel mehr Leben gefördert. Und hier erwähnen wir noch eine Eigenschaft des Wassers. Es haftet gern an allen Stoffen, man sagt, es werde von diesen angezogen, allein solche Kräfte sind immer wechselseitig. Das Regen- und Quellwasser haftet an der Erde, es bildet einen wahren Speicher für alle Pflanzen und viele Tiere, die es einsaugen. Pflanzen in einem feuchten Boden können oft lange Zeit ohne neue Bewässerung gedeihen.

Trotz aller so weise erscheinenden Eigenheiten kommen allerdings häufig gar stürmische Ereignisse vor.

Auch unsere Länder sind nicht vor Überschwemmungen gesichert, und wir kennen auch hier jene Entsetzen und Staunen erregenden Wetter, bei denen, selbst in Sommerzeit, kein Blatt am Baume bleibt. All solche Unbill ist Folge von allzu großem Umsatz von Sonnenstrahlung in Wasserdampfenergie. Obwohl dieser Umsatz in so beträchtlichem Grade verlangsamt wird durch den großen Bedarf an Energiezufuhr beim Übergange aus dem flüssigen in den dampfförmigen Zustand, so tritt doch zuweilen ein einseitiges Vorkwalten auf, die Vermischung fehlt und das Übersprudeln tritt ein. In vorhistorischen Zeiten sind Umwälzungen durch inneres Erdfeuer, inneren Wasserdampf und äußere Erscheinungen viel häufiger als jetzt vorgekommen, denn unsere Erde befindet sich in einem vorgeschrittenen Zustande der Abkühlung.

Fassen wir alles nochmals zusammen: In den dem organischen Leben erforderlichen Temperaturen bewegen sich die drei Formarten: Eis, Wasser, Dampf. Das Eis ist leicht, schwimmt, ist schlechter Wärmeleiter, schützt die Lebewesen im Wasser und auf dem Festlande. Es braucht viel Wärme zum Schmelzen, daher Verlangsamung der Prozesse beim Schmelzen und beim Gefrieren. Es ist ein Hemmer des Lebens.

Das Wasser, flüssig, ist dichter als Eis, viel weniger dicht als Erde, das Maximum der Dichte liegt bei 4°, wodurch organisches Leben möglich und gesichert ist. Es schlemmt und bildet die Erdrinde. Es zertrümmert die Felsen und schleppt die Gebirge ins Meer, es hat große auflösende Kraft, haftet an den meisten festen Stoffen, fördert alles Leben, ist ein schlechter Leiter von Wärme und Elektrizität.

Der Dampf hat geringe Dichte, starke Spannung, große Energie; daher findet eine Verlangsamung aller Vorgänge statt; er ist Arbeitsvermittler in der gesamten Technik, nimmt teil am Kreislauf der Luft, wird von der Sonne gehoben, spendet Wärme und sehr viel Energie aufs feste Land.

Die Philosophie scheint alle Untersuchung über die Welt, ihren Urgrund, ihre Ziele aufgegeben zu haben. Nachdem alle Teleologie einen gewaltigen Stoß erlitten hat durch die Entdeckung der Deszendenz aller Arten, gilt es für verpönt, noch Zweckmäßiges in der Natur anders zu verstehen, als im Sinne einer notwendigen Entwicklung. So richtig die Gedanken im Gebiete der organischen Welt sich zu gestalten schienen, so wollte der berühmte Karl Ernst von Baer doch noch eine Zielstrebigkeit der organischen Wesen aufstellen. Von einer solchen kann indes in der leblosen Welt nicht die Rede sein. Hier kann nur glücklicher Zufall oder gedachte Zweckmäßigkeit statthaben. Ein glücklicher Zufall wird in dem Maße unwahrscheinlicher, als die Verhältnisse häufiger sich zweckentsprechend zu gestalten scheinen. Nicht allein die vielen Eigenschaften des Wassers in allen drei Formarten, — auch die zwölf Elemente stellen ein teleologisches Material dar, das die Philosophie nicht unbeachtet liegen lassen sollte. Dabei handelt es sich in vielen Fällen nicht um geringfügige Einzelheiten, sondern um Sein und Nichtsein alles Lebens. Und da Leben mit geistigem Wesen verbunden ist, wie sollten wir berechtigt sein, das Geistige — also Göttliche — aus dem Uranfange unserer schönen Welt zu verbannen! Der Gottesbegriff ist auch ein Problem der Philosophie.

Das Wasser wird oft geschmäht. „Mit Wasser bleib mir ferne, das trink ich gar nicht gerne“, so singt der von seiner Umgebung verwöhnte junge Kulturmann, übersehend den Lebenswert eines Wassertrunkes in 1000 und aber 1000 Fällen. Er übersieht wohl auch, daß sein gepriesener Wein fast nur aus Wasser besteht.

Die Wunderwelt, die wir dem Wasser verdanken, haben die alten Schriftsteller oft gewürdigt. Besonders gedankenreich ist das Buch Hiob. Da finden wir Stellen, wie: „Wenn er das Wasser verschließt, so wird alles dürre“ und „Wasser wäscht Steine weg“. Dann wieder: „Er fasset das Wasser zusammen in seine Wolken“, „er hat dem Wasser ein Ziel gesetzt“. „Die Wolken haben das Wasser bei sich wie in einem Schlauch“ steht in einem Psalm, und Salomo der Weise sagt: „Ein gutes Gerücht aus fernen Landen ist wie kaltes Wasser einem Durstigen“. „Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Meer nicht voller“, sagt der Prediger Salomo. Die Lösung dieses Rätsels wird ihm sicher nicht entgangen sein, doch fordert er den Leser zum Denken auf.

In großem Stile aber sehen wir den Dichterkönig Goethe das Wasser preisen. Im zweiten Teil des Faust bringt er uns in der klassischen Walpurgisnacht das wundersame Zwiegespräch, in dem einerseits Anaxagoras die mächtige Wirkung des Feuers verherrlicht, während Thales sich für das Wasser begeistert. Wenn jener begeistert ausruft: „Durch Feueerdunst kam dieser Fels zustanden“, antwortet dieser: „Im Feuchten ist Lebendiges entstanden“.

Dem Homunkulus, der entstehen möchte, ruft Proteus zu:

„Im weiten Meere mußt du anbeginnen!  
Da fängt man erst im kleinen an, . . .  
Man wächst so nach und nach heran  
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.“

Goethe hat in diesen Worten die neue Lehre von der Entstehung der Arten angedeutet; das geht auch klar aus den Worten hervor, die nachher Thales, erregt und begeistert vom Anblick der Galatee, ausruft:

„Heil! Heil! Auf's neue  
Wie ich mich blühend freue  
Vom Schönen, Wahren durchdrungen,  
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!  
Alles wird durch das Wasser erhalten!  
Ozean, gönn' uns dein ewiges Walten.  
Wenn du nicht Wolken sendetest,  
Nicht reiche Bäche spendetest,

Hin und her nicht Flüsse wendetest,  
Die Ströme nicht vollendetest,  
Was wären Gebirge, was Eben und Welt?  
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.“

Und der Chor sämtlicher Kreise, der Tritonen, Nereiden, Sirenen und Doriden antwortet als Echo:

„Du bist's, dem das frischeste Leben entquell!“

des Festlandes aus dem Meere stammen und noch gegenwärtig im Begriff sind, sich allmählich der kochsalzarmen Umgebung anzupassen“. Somit fand die Darwinsche Deszendenzlehre auf dem Wege chemischer Untersuchung eine wesentliche Stütze.

2. Untersuchungen über die Zusammensetzung der Milch, aus denen hervorgeht, daß die Milch der verschiedenen Säugetiere eine ganz verschiedene quantitative Zusammensetzung hat, die sich in wunderbarer Weise den Bedürfnissen der verschiedenen Säuglinge anpaßt. Daraus ergab sich der praktisch wichtige Schluß, daß man nicht die Menschenmilch durch die Kuhmilch ersetzen kann, daß die Mutterbrust unersehllich sei.

3. Untersuchungen über die Assimilation des Eisens. In diesen Arbeiten wurde nachgewiesen, daß unsere Nahrung keine anorganischen Eisensalze enthält, sondern nur organische Eisenverbindungen, und daß in dieser Form das Eisen assimiliert und zur Bildung des roten Blutfarbstoffes verwertet wird. Ferner wurde nachgewiesen, daß der Säugling bei der Geburt einen großen Vorrat von organischen Eisenverbindungen in seinen Geweben aufgespeichert hat und dadurch imstande ist, mit der eisenarmen Milchmahlung zu wachsen.

4. Untersuchungen über die Atmung der Würmer. Es wurde der theoretisch sehr wichtige Nachweis geführt, daß die Eingeweidewürmer ohne Sauerstoff leben und tagelang die lebhaftesten Bewegungen ausführen.

5. Der Nachweis, daß der Kalk der einzige anorganische Nahrungstoff ist, an welchem Mangel in unserer Nahrung eintreten kann, und daß darauf eine große Gefahr bei vorherrschender Ernährung mit dem sehr kalkarmen Fleische und mit dem kalkfreien Zucker beruht.

6. Der Nachweis, daß die chronische Alkoholvergiftung der Vorfahren die Hauptursache der Degeneration unserer Rasse ist. Bunge hat im Laufe von zehn Jahren mit Hilfe von 200 Ärzten den Gesundheitszustand von 2500 Familien genau untersucht und festgestellt, daß die chronische Alkoholvergiftung der Väter die Hauptursache der zunehmenden Geisteskrankheiten, Nervenleiden, Tuberkulose und Zahnkaries ist, sowie der zunehmenden Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen.

Eine genaue und vollständige Zusammenstellung aller einzelnen

## Gustav von Bunge.

Gustav von Bunge wurde am 7./19. Januar 1844 in Dorpat als Sohn des Botanikers Alexander von Bunge geboren. Er studierte in seiner Vaterstadt 1863—66 Medizin, wandte sich darauf dem Studium der Mathematik, Physik und Chemie zu und promovierte 1874 zum Dr. chem. Das medizinische Studium beendete Bunge erst später und wurde 1882 Dr. med. in Leipzig. Bereits 1874 wurde Bunge zum Dozenten der Physiologie in Dorpat und 1885 als ordentlicher Professor für das gleiche Fach nach Basel berufen, woselbst er noch gegenwärtig tätig ist.

Von Bunges wissenschaftlichen Arbeiten sind die folgenden hervorzuheben:

1. Der Kochsalzgehalt der Knorpel und das „biogenetische Grundgesetz“. (Z. f. physiol. Chem. 28, 452. 1899.)

Die Frage nach dem Schicksal des Kochsalzes in unserem Organismus führt Bunge zu höchst interessanten ethnologischen Untersuchungen, die ihm die Theorie bestätigten, daß das Kochsalzbedürfnis unseres Organismus abhängig ist von unserer kalireichen vegetabilischen Nahrung, während die Völker, die sich nur von Fleisch nähren, das Bedürfnis nach Kochsalz nicht kennen. Dieses Gesetz erweitert sich zu einem biologischen von größtem Interesse: der Kochsalzreichtum der Gewebe ist bei den wirbellosen Tieren, die Meeresbewohner sind, größer als bei den Festlandbewohnern, bei denen wieder der Kochsalzgehalt der jugendlichen Gewebe größer ist als im Alter. Diese Tatsachen finden eine ungezwungene Erklärung nur in der Annahme, „daß die Wirbeltiere

Arbeiten findet sich in Boggendorffs Biographisch-literarischem Handwörterbuch.

Von zusammenfassenden Schriften Bunges seien hervorgehoben:

„Lehrbuch der Physiologie des Menschen“. Aufl. 2. Leipzig, Vogel, 1905.

„Lehrbuch der organischen Chemie in 17 Vorträgen für Mediziner“. Leipzig, Barth, 1906, und

„Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen“. Aufl. 6. München, Reinhardt, 1909. Übersetzt in 6 Sprachen.

Von populären Schriften Bunges seien erwähnt:

„Die Alkoholfrage“. Übersetzt in 18 Sprachen.

„Wider den Alkohol“. Gesammelte Reden.

„Alkoholvergiftung und Degeneration“. Aufl. 2. Leipzig, Barth, 1904.

## Vitalismus und Mechanismus.

### Ein Vortrag<sup>1)</sup>

von

Gustav von Bunge.

Hochgeehrte Versammlung!

Gestatten Sie mir, den Standpunkt Ihnen darzulegen, von dem aus ich die physiologische Forschung unserer Tage, ihre Ziele, ihre Aussichten für die Zukunft glaube beurteilen zu müssen.

Wir lesen es in tausend physiologischen Schriften und in der Einleitung zu jedem Lehrbuche der Physiologie, daß die physiologische Forschung nur die eine Aufgabe habe, die Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische, d. h. also schließlich auf mechanische Gesetze zurückzuführen. Es wird als Trägheit und Gedankenlosigkeit bezeichnet, wenn noch heutzutage ein Physiologe, wie einst die „Vitalisten“, bei der Erklärung der Lebenserscheinungen zur Annahme einer besonderen „Lebenskraft“ seine Zuflucht nimmt.

Diesem Standpunkte kann ich in gewissem Sinne nur beistimmen, nämlich insofern, als mit einem Worte nichts erklärt wird. In diesem Sinne betrachte auch ich die Lebenskraft als die bequeme Lagerstätte, wo nach dem Ausspruche Kants „die Vernunft zur Ruhe gebracht wird auf dem Polster dunkler Qualitäten“.

<sup>1)</sup> Erschienen bei F. C. W. Vogel, Leipzig 1886. Dem Verleger sei für die freundliche Bewilligung des Abdrucks bestens gedankt. Die Herausgeber.

Arthur von Dettingen. — Gustav von Bunge.

Wenn aber die Gegner des Vitalismus behaupten, daß in den lebenden Wesen durchaus keine anderen Faktoren wirksam seien, als einzig und allein die Kräfte und Stoffe der unbelebten Natur, so muß ich diese Lehre bestreiten. Daß wir an den lebenden Wesen nichts anderes erkennen, das liegt doch offenbar nur an unserer Beschränktheit; es liegt einfach daran, daß wir zur Beobachtung der belebten und der unbelebten Natur immer nur ein und dieselben Sinnesorgane benutzen, welche gar nichts anderes perzipieren, als einen beschränkten Kreis von Bewegungsvorgängen. Eine Bewegung ist es, welche durch die Fasern der Sehnerven dem Gehirne zugeleitet, unserem Bewußtsein als Licht und Farbe sich ankündigt, eine Bewegung ist es, die durch Vermittlung der Gehörnerben unserem Bewußtsein als Schall erscheint, Bewegungen und nur Bewegungen veranlassen alle Geruchs- und Geschmack-, alle Temperatur- und Tastempfindungen. Wenigstens lehrt es so die Physik; es sind die Hypothesen, welche bisher als die fruchtbringendsten sich bewährt haben.

Zu erwarten, daß wir mit denselben Sinnen in der belebten Natur jemals etwas anderes entdecken könnten, als in der unbelebten — das wäre allerdings eine Gedankelosigkeit.

Aber wir besitzen ja zur Beobachtung der belebten Natur einen Sinn mehr: es ist der innere Sinn zur Beobachtung der Zustände und Vorgänge des eigenen Bewußtseins. Daß auch diese im Grunde nur Bewegungsvorgänge seien, ist eine Lehre, die ich bestreiten muß. Es spricht dagegen schon die einfache Tatsache, daß die Zustände und Vorgänge in unserem Bewußtsein gar nicht alle räumlich geordnet sind. Räumlich geordnet ist nur, was in unser Bewußtsein einzog durch das Tor des Gesichtsinns, des Tastsinns und des „Muskel sinns“.<sup>1)</sup> Alle

<sup>1)</sup> Die Raumvorstellungen, welche mit den Gesicht- und Tastempfindungen verknüpft sind, werden vielleicht nur durch den komplizierten Muskelapparat vermittelt, welcher bei allen Funktionen der Gesicht- und Tastorgane mitspielt. Dasselbe gilt von den sogenannten „Gemeingefühlen“. Es sind vielleicht einzig und allein die sensiblen Fasern der Muskelnerven, deren Funktionen die Raumvorstellungen veranlassen. Diese Ansicht ist zuerst von Steinbuch (Beiträge zur Physiologie der Sinne, Nürnberg 1811) vertreten worden und von Joh. Müller (Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtsinnes, Leipzig 1826, S. 52) bekämpft, wie mir scheint, mit unhaltbaren Gründen. Joh. Müller war in der Lehre Kants vom Raume befangen, die mir gleichfalls unhaltbar scheint.

übrigen Sinnesempfindungen, alle Gefühle, Affekte, Triebe und eine unabsehbare Reihe von Vorstellungen sind niemals räumlich, sondern immer nur zeitlich geordnet. Von einem Mechanismus kann also gar nicht die Rede sein. Man könnte dagegen einwenden, das sei nur Schein, in Wirklichkeit seien auch diese Dinge räumlich geordnet. Aber dieser Einwand ist ganz unhaltbar. Anzunehmen, daß die Objekte unserer Sinneswahrnehmung in der Außenwelt räumlich geordnet seien, haben wir keinen anderen Grund als den, daß sie uns räumlich geordnet erscheinen, soweit wir dieselben durch Vermittlung des Tastsinns und Gesichtsinnes beobachten. Für die gesamte Welt des inneren Sinnes fällt selbst dieser Scheingrund fort; es ist gar kein Grund für eine solche Annahme vorhanden.

Also der tiefste, der unmittelbarste Einblick, den wir gewinnen in unser innerstes Wesen, zeigt uns etwas ganz anderes, zeigt uns Qualitäten der verschiedensten Art, zeigt uns Dinge, die nicht räumlich geordnet sind, zeigt uns Vorgänge, die nichts mit einem Mechanismus zu schaffen haben.

Die Gegner des Vitalismus, die Anhänger der mechanistischen Erklärung des Lebens pflegen gewöhnlich ihre Ansicht in der Weise zu begründen, daß sie sagen, je weiter die Physiologie fortschreite, desto mehr gelinge es, Erscheinungen, die man früher einer mystischen Lebenskraft glaubte zuschreiben zu müssen, auf physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen; es sei also nur eine Frage der Zeit; es müsse schließlich gelingen, den Nachweis zu führen, daß der ganze Lebensprozeß nur ein komplizierter Bewegungsvorgang sei, einzig und allein beherrscht von den Kräften der unbelebten Natur.

Mir aber scheint es, daß die Geschichte der Physiologie genau das Gegenteil lehrt. Ich behaupte: Umgekehrt! Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten, physikalisch und chemisch erklären zu können, weit entwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten.

Wir haben z. B. geglaubt, die Erscheinungen der Resorption, der

Nahrungsaufnahme vom Darm aus zurückführen zu können auf die Gesetze der Diffusion und Endosmose. Heutzutage aber wissen wir, daß die Darmwand bei der Resorption sich nicht verhält wie eine tote Membran bei der Endosmose. Wir wissen, daß die Darmwand mit Epithelzellen bekleidet, und daß jede Epithelzelle ein Organismus für sich ist, ein lebendes Wesen mit äußerst verwickelten Funktionen; wir wissen, daß sie durch aktive Kontraktionen ihres Protoplasmaleibes die Nahrung aufnimmt in derselben rätselhaften Weise, die wir an den freilebenden einzelligen Tieren, den Amöben, den Rhizopoden beobachten. Am Darmepithel kaltblütiger Tiere sieht man es ganz deutlich, wie die Zellen Fortsätze ihres kontraktilen, nackten Protoplasmaleibes aussenden, Pseudopodien, welche die Fetttröpfchen der Nahrung ergreifen, dem Protoplasma einverleiben und weiter befördern in die Anfänge der Chylusbahnen. Neben diesen Funktionen der Epithelzellen beobachtet man bei Kalt- und Warmblütern noch eine andere Art der Fettaufnahme: die Lymphzellen wandern aus dem adenoiden Gewebe zwischen den Epithelzellen hindurch bis an die Oberfläche des Darmes, verschlucken dort die Fetttröpfchen und wandern mit dieser Beute beladen zurück in die Chylusräume.<sup>1)</sup> Solange diese aktiven Funktionen der Zellen unbekannt waren, blieb die Tatsache unverständlich, daß die Fetttröpfchen durch die Darmwand hindurch in die Chylusräume gelangten, nicht aber äußerst feinkörnige Pigmente, die man in den Darm brachte. Heutzutage wissen wir, daß diese Fähigkeit, bei der Nahrungsaufnahme eine Auswahl zu treffen, das Wertvolle sich einzuverleiben, das Wertlose oder gar Schädliche zurückzuweisen, allen einzelligen Wesen zukommt. Es sei mir gestattet, auf eine in dieser Hinsicht interessante Beobachtung näher einzugehen, welche Cienkowski<sup>2)</sup> an einer Amöbe, der *Vampyrella*, gemacht hat.

Die *Vampyrella Spirogyrae* ist eine mikroskopisch kleine, nackte, rötlich gefärbte Zelle, welche ganz strukturlos erscheint: Cienkowski

<sup>1)</sup> Eine Zusammenstellung der früheren Literatur über diesen Gegenstand mit eigenen Untersuchungen hat R. Wiedersheim mitgeteilt in der „Zeitschrift der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, gewidmet von der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B.“ Freiburg und Tübingen 1883. Vgl. auch Wiemer u. Schäfer in Pflügers Arch. Bd. 33, S. 513 u. 515. 1884.

<sup>2)</sup> V. Cienkowski, Beiträge zur Kenntnis der Monaden. Arch. f. mikrosk. Anatomie, Bd. I, S. 203. 1865.

konnte keinen Kern in ihr wahrnehmen und die feinen Körnchen in dem Protoplasma sind vielleicht nur Nahrungsreste. Dieser mikroskopisch kleine Protoplasmatropfen sucht sich unter allen Wasserpflanzen eine ganz bestimmte Algenart, die *Spirogyra*, aus und verschmäht jede andere Nahrung. Man sieht ihn Pseudopodien aussenden und auf den Konserven dahinkriechen, bis er auf eine *Spirogyra* trifft. Dann setzt er sich an die Zellulosewandung einer ihrer Zellen an, löst sie an der Berührungsstelle auf und saugt den Inhalt in sich hinein, wandert darauf weiter zur nächsten Zelle und wiederholt dasselbe Manöver. Nie sah Cienkowski die *Vampyrella* andere Algen angreifen oder irgendwelche andere Stoffe aufnehmen; *Baucherien*, *Ödogonien*, die er ihr absichtlich vorlegte, verschmähte sie stets. An einer anderen Monade, der *Colpodella pugnax*, beobachtete Cienkowski, daß sie sich ausschließlich von der *Chlamydomonas* nährt: sie „sticht die *Chlamydomonas* an, saugt das heraustretende Chlorophyll und läuft davon“. „Das Verhalten dieser Monaden“ — sagt Cienkowski — „bei Aufsuchen und Aufnahme der Nahrung ist so merkwürdig, daß man Handlungen bewußter Wesen vor sich zu sehen glaubt.“

Wenn diese Fähigkeit der Nahrungsauswahl den einfachsten Zellen, dem formlosen, strukturlosen Protoplasmatropfen zukommt — warum nicht auch den Epithelzellen unseres Darmes. Wie die *Vampyrella* unter allen Wasserpflanzen die *Spirogyra* herausfindet, so unterscheiden auch die Epithelzellen unseres Darmes die Fetttröpfchen von den Farbstoffkörnchen. Wir wissen, daß die Epithelzellen des Darmes eine ganze Reihe von Giften niemals hindurchlassen, obgleich dieselben im Magen- und Darmsafte ganz leicht löslich sind. Wir wissen sogar, daß, wenn wir diese Gifte direkt ins Blut injizieren, sie umgekehrt durch die Darmwand ausgeschieden werden und daß hierbei wahrscheinlich wiederum die Lymphzellen eine aktive Rolle spielen.

Auch die Resorption der in Wasser löslichen Nahrungsstoffe läßt sich vorläufig aus den Gesetzen der Diffusion und Endosmose nicht erklären. Wir wissen aus den Arbeiten Ludwigs und seiner Schüler, daß der gesamte Strom der wässerigen Lösungen vom Darne aus immer nur den einen Weg zum Herzen einschlägt, den Weg durch die Pfortader und die Leber, niemals den anderen Weg, durch den Ductus thoracicus. Der Zweck dieser Erscheinung ist leicht zu erkennen: die

resorbierten Stoffe müssen in der Leber einem Assimilationsprozesse unterworfen werden, bevor sie dem allgemeinen Blutstrom sich beimischen; der Zucker muß bei reichlicher Zufuhr vom Darm aus in der Leber als Glykogen aufgespeichert werden, um bei später eintretendem Mangel allmählich dem Blute wieder zuzufließen. Der Grund dieser Erscheinung aber ist gar nicht einzusehen; auf die Gesetze der Endosmose läßt sie sich vorläufig nicht zurückführen. Es scheint, daß auch bei der Aufnahme der in Wasser gelösten Nahrungsstoffe die Lymphzellen eine aktive Rolle spielen. Für die Peptone ist dieses durch die Untersuchungen Hofmeisters<sup>1)</sup> bereits nachgewiesen.

Auch die Funktionen der Drüsen, die Vorgänge der Sekretion hatten wir bereits geglaubt auf die Gesetze der Endosmose zurückführen zu können. Jetzt wissen wir, daß auch hier die Epithelzellen eine aktive Rolle spielen. Auch hier dieselbe räthelhafte Fähigkeit, eine Auswahl zu treffen, gewisse Stoffe aus dem Blute aufzunehmen, andere zurückzuweisen, das aufgenommene Material durch Spaltungen und Synthesen umzuwandeln und von den gebildeten Produkten gewisse, ganz bestimmte in die Anfänge der Ausführungsgänge zu befördern, andere zurückzusenden in die Lymph- und Blutbahn. Nichts von Diffusion und Endosmose!

Und dieselben räthelhaften Fähigkeiten wie die Epithelzellen des Darmes und der Drüsen, wie die Lymphzellen besitzen alle Zellen unserer Gewebe. Denken wir an die Entwicklung unseres Organismus: durch fortgesetzte Teilung aus einer einzigen Eizelle gehen alle Gewebeelemente hervor und in dem Maße, als die Zellen sich durch Teilung vermehren, differenzieren sie sich nach dem Prinzip der Arbeitsteilung: jede Zelle erlangt die Fähigkeit, gewisse Stoffe abzuscheiden, andere anzuziehen und aufzuspeichern und damit die Zusammensetzung anzunehmen, deren sie zur Verrichtung ihrer Funktionen bedarf.<sup>2)</sup> An eine chemische Erklärung dieser Erscheinungen ist gar nicht zu denken.

Ebenso wenig wie in der Physiologie des Stoffwechsels ist es bisher

<sup>1)</sup> Franz Hofmeister, Untersuchungen über Resorption und Assimilation der Nährstoffe. Archiv f. experimentelle Pathol. und Pharmakol. Bd. XIX. 1885.

<sup>2)</sup> Vgl. meine Abhandlung „Über das Verhalten der Kalisalze im Blute“, Zeitschrift f. physiologische Chemie. Bd. III, S. 63. 1879.

in den übrigen Teilen der Physiologie gelungen, irgendwelche Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen.

Wir haben geglaubt, die Funktionen der Muskeln und Nerven auf die Gesetze der Elektrizität zurückführen zu können und müssen jetzt bekennen, daß elektrische Vorgänge im lebenden Organismus bisher mit Sicherheit nur an einigen Fischen beobachtet sind und daß, selbst wenn sich elektrische Muskel- und Nervenströme mit aller Exaktheit nachweisen ließen, damit dennoch für die Erklärung der Muskel- und Nervenfunktionen noch herzlich wenig gewonnen wäre.

Sie werden nun vielleicht denken — die Physiologie der Sinne! Das ist doch das exakteste Gebiet. Da haben wir doch physikalische Erklärungen! — Es ist wahr, das Auge ist ein physikalischer Apparat, ein optischer Apparat, eine Camera obscura. Das Netzhautbild kommt im Augenhintergrunde zustande nach denselben unwandelbaren Gesetzen der Refraktion, wie das Bild auf der Platte des Photographen. Aber — das ist ja gar keine Lebenserscheinung. Das Auge ist dabei ja absolut passiv. Das Netzhautbild kommt ja auch zustande am ausgeschnittenen, am toten Auge. — Eine Lebenserscheinung ist die Entwicklung des Auges! Wie kommt dieser komplizierte optische Apparat zustande? Warum fügen die Zellen der Gewebe sich aneinander zu diesem wundervollen Bau!? Das ist das große Räthsel, zu dessen Lösung bisher auch nicht einmal der erste Schritt getan ist. Ja, die Succession der Entwicklungsstadien, die läßt sich beobachten und beschreiben; aber das Warum, der Kausalzusammenhang — darüber wissen wir absolut nichts. Eine Lebenserscheinung sind die Akkommodationsvorgänge am Auge. — Da haben wir wiederum Muskel- und Nervenfunktionen, wieder die alten, ungelösten Räthsel. Dasselbe gilt von den übrigen Sinnesorganen. Was sich physikalisch erklären läßt, das sind Vorgänge, bei denen die betreffenden Organe absolut passiv in Mitschwingungen versetzt werden durch die von außen in sie eindringenden Bewegungsvorgänge.

Und dasselbe gilt von allen übrigen Kapiteln der Physiologie. Wir haben geglaubt, die Erscheinungen der Blutzirkulation zurückführen zu können auf die Gesetze der Hydrostatik und Hydrodynamik. Nun ja! Das Blut folgt den Gesetzen der Hydrodynamik. Aber das Blut ist bei der Bewegung absolut passiv. Die aktiven Funktionen des

Herzens und der Gefäßmuskeln hat noch niemand physikalisch zu erklären vermocht.

Ich behaupte: alle Vorgänge in unserem Organismus, die sich mechanistisch erklären lassen, sind ebensowenig Lebenserscheinungen, wie die Bewegung der Blätter und Zweige am Baume, der vom Sturme gerüttelt wird, oder wie die Bewegung des Blütenstaubes, den der Wind hinüberweht von der männlichen Pappel zur weiblichen. Hier haben wir einen Bewegungsvorgang, der für den Lebensprozeß unentbehrlich ist. Und dennoch wird niemand ihn für eine Lebenserscheinung halten einfach aus dem Grunde, weil der Blütenstaub bei der Bewegung sich passiv verhält. — Ob aber die lebendige Kraft der bewegten Luft die Bewegungsursache bildet oder das Sonnenlicht, aus welchem die Luftbewegung entsteht, oder chemische Spannkraft, in welche das Sonnenlicht sich umgesetzt hat — das ändert am Wesen der Sache nichts.

In der Aktivität — da steckt das Rätsel des Lebens<sup>1)</sup> drin. Den Begriff der Aktivität aber haben wir nicht aus der Sinneswahrnehmung geschöpft, sondern aus der Selbstbeobachtung, aus der Beobachtung des Willens, wie er in unser Bewußtsein tritt, wie er dem inneren Sinn sich offenbart. Und wenn nun dieses selbe Ding den äußeren Sinnen begegnet, so erkennen wir es nicht wieder. Wir sehen wohl, was drum und dran ist — die Bewegungsvorgänge —. Aber den Kern — den sehen wir nicht. Es fehlt uns dafür das Perzeptionsorgan. Wir können ihn nur hypothetisch annehmen und das tun wir, wenn wir von „aktiven Bewegungen“ reden. Das tut jeder Physiologe; er kann diesen Begriff nicht entbehren. Das ist der erste Versuch einer psychologischen Erklärung aller Lebenserscheinungen. Wir übertragen das aus dem eigenen Bewußtsein Geschöpfte auf die Objekte unserer Sinneswahrnehmung, auf die Organe, die Gewebelemente, auf jede kleine Zelle.

Wenn es also scheint, daß mit alleiniger Hilfe der Physik und Chemie wir die Lebenserscheinungen nicht zu erklären vermögen, so fragt

<sup>1)</sup> Aktivität und Leben sind vielleicht nur zwei Worte für denselben Begriff oder vielmehr zwei Worte, mit denen wir keinen klaren Begriff verbinden. Und dennoch sind wir gezwungen, beständig mit diesen unklaren Begriffen zu operieren. Hier ist der Punkt, wo sich die schwierigsten Probleme berühren, an denen alle Denker gescheitert sind.

es sich nur noch: was haben wir von den übrigen Hilfswissenschaften der Physiologie, was haben wir von den morphologischen Disziplinen, der Anatomie, der Histologie zu erwarten?

Ich behaupte, auch diese werden uns vorläufig der Lösung dieser Rätsel nicht näher bringen. Denn wenn wir mit Hilfe des Skalpell und des Mikroskops die Organismen zerlegt haben bis auf die letzten Elemente, wenn wir schließlich angelangt sind bei der einfachsten Zelle — dann liegt das größte Rätsel noch vor uns. Die einfachste Zelle, der formlose, strukturlose, mikroskopisch kleine Protoplasmatropfen — er zeigt noch alle wesentlichen Funktionen des Lebens: Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung, Bewegung, Empfindung — ja, selbst Funktionen, welche das „Sensorium“, das Seelenleben der höheren Tiere wenigstens ersetzen. Ich erinnere nochmals an die Beobachtungen an der Vampyrella, möchte mir aber erlauben, auf die noch auffallenderen Erscheinungen näher einzugehen, welche Engelmann an den Arcellen beobachtet hat.<sup>1)</sup>

Die Arcellen sind gleichfalls einzellige Wesen, aber insofern komplizierter wie die Vampyrella, als sie Kerne haben und eine Schale absondern. Diese Schale hat eine konvex-konkave Form. In der Mitte der konkaven Seite der Schale befindet sich eine Öffnung, aus welcher die Pseudopodien hervortreten und am Rande der Schale als glashelle Protuberanzen zum Vorschein kommen. Bringt man einen Wassertropfen, der Arcellen enthält, unter das Mikroskop, so trifft es sich häufig, daß eine der Arcellen sozusagen auf den Rücken fällt, d. h. mit der konvexen Fläche die Unterlage berührt, so daß die am Rande der Schale hervortretenden Pseudopodien nirgendwo einen Anhaltspunkt finden. Dann sieht man an der einen Seite in der Nähe des Randes in dem Protoplasma Gasblasen entstehen; diese Seite wird spezifisch leichter, sie hebt sich; das Tier kommt auf den gegenüberliegenden scharfen Rand zu stehen. Jetzt gelingt es ihm mit den Pseudopodien an die Unterlage sich anzuhängen und umzukehren, so daß alle am Rande hervortretenden Pseudopodien die Unterlage berühren. Jetzt werden die Gasblasen eingezogen und das Tier kriecht dahin. — Bringt

<sup>1)</sup> Th. W. Engelmann, Beiträge zur Physiologie des Protoplasma. Pflügers Archiv. Bd. II, S. 307. 1869.

man einen Tropfen mit Arcellen an die untere Fläche des Deckgläschens der Gaskammer, so sammeln sie sich zunächst, der Schwere folgend, an der unteren Fläche des Tropfens. Finden sie hier keinen Anhaltspunkt, so entwickeln sie große Gasblasen, durch welche das ganze Tier spezifisch leichter wird als das Wasser und steigen in dem Wassertropfen empor. Kommen sie oben an der Glasfläche in einer solchen Stellung an, daß sie nicht Fuß fassen können, so werden die Gasblasen an der einen Seite verkleinert oder an der anderen vergrößert, bisweilen auch gleichzeitig an der einen verkleinert und an der anderen vergrößert, bis die Tiere mit dem Rande der Schale die Glasfläche berühren und sich umkehren können. Sobald dieses erreicht ist, sieht man die Gasblasen verschwinden; das Tier kann nun auf der Glasfläche kriechend sich fortbewegen. Macht man sie durch vorsichtige Berührung mit einer feinen Nadel von der Oberfläche los, so fallen sie zunächst wieder zur unteren Fläche des Tropfens hinab, entwickeln dann aber aufs neue Gasblasen, steigen empor und so fort. Und wie man sich auch bemühe, sie in eine unbequeme Lage zu bringen, immer wissen sie durch Entwicklung von Gasblasen an der entsprechenden Stelle von der entsprechenden Größe sich in die zur Fortbewegung geeignete Lage zurückzusetzen. Sobald dieser Zweck erreicht ist, verschwinden stets wieder die Bläschen. „Man kann nicht leugnen“ — sagt Engelmann — „daß diese Tatsachen auf psychische Prozesse im Protoplasma deuten.“

Ob diese Auffassung Engelmanns berechtigt ist oder nicht — das wage ich nicht zu entscheiden. Ich gebe sogar unbedingt die Möglichkeit zu, daß diese Erscheinungen einst eine reine mechanische Erklärung finden werden. Ich habe diese Tatsachen nur angeführt, um zu zeigen, mit wie verwickelten Lebenserscheinungen wir es selbst da noch zu tun haben, wo die mikroskopische Forschung bereits an der Grenze angelangt ist, und wie wenig es bisher gelungen, irgendwelche Lebenserscheinungen mechanisch zu erklären. Denn wenigstens ebenso verwickelt, wie die Vorgänge in diesen einzelligen Wesen, sind die Vorgänge in jeder Zelle unseres Körpers. Jede der unzähligen, mikroskopisch kleinen Zellen, die unseren komplizierten Organismus zusammensetzen — sie ist ein Wunderbau, ein Mikrokosmos, eine Welt für sich.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß mit einem „Samentierchen“,

dieser kleinen Zelle, von welcher fünfhundert Millionen kaum den Raum einer Kubiklinie ausfüllen, alle körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten vom Vater auf den Sohn sich vererben, ja, mit Auslassung des Sohnes wiederum durch eine kleine Zelle auf den Großsohn. Wenn das wirklich ein rein mechanischer Prozeß ist — wie unendlich wunderbar muß der Aufbau der Atome, wie unendlich verwickelt das Spiel der Kräfte, wie unendlich kompliziert müssen die mannigfachen Bewegungen in dieser kleinen Zelle sein, welche allen späteren Bewegungen und der Entwicklung durch Generationen hindurch ihre Richtung vorschreiben! Und wie wird vollends dieser kleine Bau zum Träger der Seelenerscheinungen!? Hier lassen Physik, Chemie und Anatomie völlig im Stich.

Wohl mag noch manches Jahrtausend dahinziehen über die Generationen des Menschengeschlechts, es mag noch manche Denkerstirn sich furchen und manche eiserne Arbeitskraft erlahmen, bevor auch nur der erste Schritt zur Lösung dieser Rätsel getan ist. — — Ebenjowohl aber ist es denkbar, daß mit einem Schläge Licht über dieses Dunkel verbreitet wird. — Sie würden mich mißverstehen, wenn Sie meine Auseinandersetzung so auslegen wollten, als bildete ich mir ein, eine für die Wissenschaft unübersteigbare Schranke im voraus zu erkennen. Nein! Die Wissenschaft — sie schreitet vor keiner selbstgesteckten Grenze zurück. Die Wissenschaft wird immer kühnere Fragen stellen und immer sichrere Antworten finden. Nichts kann sie aufhalten in ihrem Siegeslauf. — Selbst die Beschränktheit unserer Geistesgaben vermag es nicht! Auch diese sind einer Vervollkommnung fähig. Daß die fortschreitende Entwicklung und Veredelung, welche das gesamte organische Leben auf unserem Planeten bewegt, mit dem Auftreten unseres Geschlechts ihren Abschluß gefunden habe — dafür ist auch nicht der leiseste Vernunftgrund vorhanden. Es hat die Zeit gegeben, wo verständnislos im Urmeer umherwimmelnde Infusorien die einzigen empfindenden Wesen auf diesem Planeten waren, und es wird die Zeit kommen, wo ein Geschlecht unsere Erde beherrscht, welches uns in seinen geistigen Gaben ebenso hoch überragen wird, wie wir mit unserem Verstande den Infusorien überlegen sind, die als erste Bewohner unseres Planeten das Urmeer belebten. — Der Fortschritt der Wissenschaft aber ist unbegrenzt.

Wir müssen also unbedingt die Möglichkeit zugeben, daß die Hindernisse und Schwierigkeiten, die gegenwärtig noch bergehoch sich aufstürmen vor der physiologischen Forschung, schließlich doch können überwunden werden. — Im Augenblick aber ist es gar nicht abzusehen, wie wir mit alleiniger Hilfe der Physik, Chemie und Anatomie einen wesentlichen Schritt weiter gelangen sollen. In der kleinsten Zelle — da stecken schon alle Rätsel des Lebens drin und bei der Erforschung der kleinsten Zelle — da sind wir mit den bisherigen Hilfsmitteln bereits an der Grenze angelangt.

Aber wir können die Hilfsmittel vervollkommen! Wir können das Mikroskop verschärfen! Die Zelle, die heute strukturlos erscheint, wird morgen eine Struktur hervortreten lassen. Die Zelle, die kernlos erscheint, wird bei Anwendung neuer Färbemethoden einen Kern zeigen. Und auch der Kern ist nicht mehr strukturlos; er zeigt bereits einen so komplizierten Bau, daß die bloße Beobachtung und Beschreibung desselben bald die ganze volle Arbeitskraft vieler Forscher in Anspruch nehmen wird! Aber — ein komplizierter Bau ist keine Erklärung; er ist ein neues Rätsel: wie ist dieser komplizierte Bau entstanden!? Und wird uns der Einblick in diesen Bau ein Verständnis gewähren auch nur für die einfachen Vorgänge, die wir an der Vampyrella, an den Arcellen beobachten? Wird er vollends das große Rätsel lösen, das größte von allen — das Rätsel der Vererbung — der Vererbung durch eine kleine Zelle! — Und wenn das schon von der kleinen Zelle gilt — wieviel mehr von unserem komplizierten Organismus! —

Und dennoch muß die physiologische Forschung mit dem kompliziertesten Organismus, mit dem menschlichen beginnen! Es rechtfertigt sich dieses — auch ganz abgesehen von den Forderungen der praktischen Heilkunde — aus folgendem Grunde, und das führt uns zurück zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung.

Daß die physiologische Forschung mit dem kompliziertesten Organismus, dem menschlichen beginnt, rechtfertigt sich aus dem Grunde, daß der menschliche Organismus der einzige ist, bei dessen Erforschung wir nicht bloß auf unsere Sinne angewiesen sind, in dessen innerstes Wesen wir gleichzeitig noch von einer anderen

Seite her eindringen — durch die Selbstbeobachtung, den inneren Sinn, um der von außen vordringenden Physik die Hand zu reichen. „Es ist wie in einem Bergwerke, wo von verschiedenen Seiten her die Arbeiter in Stollen vordringen, bis schließlich durch das Gestein der eine die Hammerschläge des anderen vernimmt.“<sup>1)</sup>

Die Fruchtbarkeit dieser Methode, welche gleichzeitig von zwei Seiten her das Rätsel in Angriff nimmt, hatte unser großer Meister, Johannes Müller, bereits klar erkannt,<sup>2)</sup> und das von ihm auf diesem Wege entdeckte Gesetz von der „spezifischen Sinnesenergie“ ist ohne Zweifel die größte Errungenschaft der Physiologie wie der Psychologie und die exakte Grundlage jeder idealistischen Philosophie.

Ich meine das einfache Gesetz, daß ein und derselbe Reiz, ein und derselbe Vorgang der Außenwelt, ein und dasselbe „Ding an sich“ auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, stets verschiedene Empfindungen veranlaßt („auslöst“), und daß verschiedene Reize auf denselben Sinnesnerv einwirkend stets dieselbe Empfindung veranlassen, daß also die Vorgänge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorstellungen nichts gemein haben, daß die Außenwelt für uns ein Buch mit sieben Siegeln, daß das einzige unserer Beobachtung und Erkenntnis unmittelbar Zugängliche die Zustände und Vorgänge des eigenen Bewußtseins sind.

Diese einfache Wahrheit ist das Größte und Tiefste, was je der Menscheng Geist gedacht. Und diese einfache Wahrheit führt uns auch zum vollen Verständnis dessen, was das Wesen des Vitalismus ausmacht. Das Wesen des Vitalismus besteht nicht darin, daß wir uns mit einem Worte begnügen und auf das Denken verzichten. Das Wesen des Vitalismus besteht darin, daß wir den allein richtigen Weg der Erkenntnis einschlagen, daß wir ausgehen von dem Bekannten, von der Innenwelt, um das Unbekannte zu erklären, die Außenwelt. Den umgekehrten und verkehrten Weg schlägt der Mechanismus ein — der nichts anderes ist als der

<sup>1)</sup> Dieses Bildes bedient sich — wenn ich nicht irre — Schopenhauer.

<sup>2)</sup> Joh. Müller verteidigte bei seiner Doktordisputation die These: „Psychologus nemo nisi Physiologus.“ Die Zeit wird kommen, wo auch die umgekehrte These: „Physiologus nemo nisi Psychologus“ feiner Verteidigung mehr bedarf.

Materialismus — er geht von dem Unbekannten aus, von der Außenwelt, um das Bekannte zu erklären, die Innenwelt. — —

Was den Physiologen immer und immer wieder dem Materialismus in die Arme treibt, ist die Tatsache, daß in der Psychologie auch nicht einmal der Anfang dazu gemacht ist, den Grad der Exaktheit zu erreichen, an den wir uns durch das Studium der Physik und Chemie gewöhnt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß, obgleich unserer Beobachtung und Erkenntnis nichts so unmittelbar zugänglich ist, wie die Zustände und Vorgänge des eigenen Bewußtseins, dennoch gerade auf diesem Gebiete unser Wissen ein ganz und gar unsicheres und schwankendes ist. Es liegt dieses daran, daß das Objekt weit komplizierter, die Zahl der Qualitäten unendlich viel größer ist als in der den äußeren Sinnen erkennbaren Welt; es liegt ferner daran, daß die Zustände und Vorgänge in unserem Bewußtsein einem ununterbrochenen raschen Wechsel unterliegen; es liegt vor allem daran, daß wir bisher kein Mittel ausfindig gemacht haben, die Objekte des inneren Sinnes quantitativ zu untersuchen.

Solange dieser Zustand der Psychologie fortbesteht, werden wir zu befriedigenden Erklärungen der Lebenserscheinungen nicht gelangen. Es bleibt uns auf den meisten Gebieten der Physiologie vorläufig gar nichts anderes übrig, als mit aller Resignation in der bisherigen mechanistischen Richtung weiterzuarbeiten. Die Methode ist durchaus fruchtbringend: wir müssen es versuchen, wie weit wir mit alleiniger Hilfe der Physik und Chemie gelangen. Der auf diesem Wege unerforschbare Kern wird um so schärfer, um so deutlicher hervortreten. — So treibt uns der Mechanismus der Gegenwart dem Vitalismus der Zukunft mit Sicherheit entgegen.

**Aus baltischer Geistesarbeit.**  
Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

XI.

**Gregor von Glasenapp.**

Duplizität  
in dem Ursprung der Moral.  
Geistreich und taktlos.



Riga  
Verlag von Jond & Poliewsky  
1909.

Alle Rechte vorbehalten.

### Gregor von Glasenapp.

Gregor von Glasenapp ist am 22. Oktober 1855 auf dem Gute Lughnik in Livland geboren; seit 1868 besuchte er das Gymnasium, seit 1874 die Universität in Dorpat, verließ die heimische Universität aber bald, um in Zürich, München und Tübingen sich vielseitigen Studien: der Chemie, Mathematik, Philosophie und den orientalischen Sprachen zu widmen. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1881 Assessor des Ordnungsgerichtes in Werro, dann daselbst Kirchspielrichter und 1885 Assessor des Landgerichtes in Dorpat. 1890 wurde er Friedensrichter, zuerst im Gouvernement Wilna, dann im Gouvernement Kiew, in Bälaja-Zerkow. 1908 ist er, nachdem er seinen Abschied aus dem Dienst genommen, nach Dorpat übergesiedelt. Dies der Lebenslauf des Schriftstellers, der in der jüngeren Generation der Essayisten unserer Heimat in erster Reihe steht, ja unter den Lebenden der einzige Essayist genannt werden kann. Nur kurze Zeit hat er an Orten gelebt, die ihm reiche geistige Anregung und Förderung von außen darboten; die meiste Zeit hat er in der Stille des Gutshofes und der Kleinstadt verbracht. Trotzdem ist seine Tätigkeit als Schriftsteller eine reiche und mannigfaltige. In zahlreichen Zeitschriften hat er Abhandlungen veröffentlicht, so in der „Baltischen Monatschrift“, der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“, den „Preussischen Jahrbüchern“, dem „Archiv für Religionswissenschaft“ usw., die zum Teil unter dem Titel „Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte“ (Riga, Jonck) erschienen sind. An selbständigen Werken veröffentlichte er unter anderen „Das Zauber-

1\*

pferd“, eine Übersetzung der russischen Märchendichtung von Ferschow (1900, 2. Aufl. 1905, in Leipzig bei Pierson). „Das Glück im Wollen und im Gefühl“ (Riga, Jonck) und Gedichte. („Sagen, Probleme z.“, Riga, Jonck).

Wenn Glasenapp oben der einzige Essayist unter der lebenden Generation unserer Heimat genannt wurde, so sollte damit nicht geleugnet werden, daß auch andere auf diesem Gebiete Wertvolles geleistet haben. Bei keinem aber konzentriert sich die schriftstellerische Tätigkeit in so hervorragendem Maße auf den Essay, bei keinem erscheint so wie bei ihm der Essay als der natürlichste Ausdruck der geistigen Veranlagung, und bei keinem endlich erscheint der Essay in so vollendeter Ausprägung der ihm eigenen Kunstform. Während unseren anderen Schriftstellern auch in ihren kurzen und für ein breites Publikum bestimmten Aufsätze doch meist das Ideal einer alles Wesentliche erschöpfenden Abhandlung, eine den Gegenstand von allen Seiten betrachtenden und durchdringenden Darstellung, vor Augen zu stehen scheint, hat Glasenapp in der Mehrzahl seiner Arbeiten von dem Rechte der Subjektivität, das dem Essayisten eingeräumt ist, resoluten Gebrauch gemacht; er läßt gern das Licht scharf und voll auf eine Seite des behandelten Gegenstandes fallen, auf eine minder beachtete, so daß Altbekanntes oft eine neue Gestalt anzunehmen scheint; dabei verhehlt er sich und seinen Lesern durchaus nicht, daß unter anderer Beleuchtung, von anderer Seite gesehen, ein anderes Bild erscheinen würde, das mit gleichem Rechte als wirklich und wahr bezeichnet werden könnte.

Von einem solchen Schriftsteller, der uns in „Studien“ Fragmente einer Weltanschauung erraten läßt, kann man schwer ein wohl abgerundetes literarisches Porträt entwerfen. Auf den ersten Blick scheinen zwei Vorzüge Glasenapps sich aufzudrängen, und man hört sie auch in der Tat besonders häufig ihm nachrühmen! Die erstaunliche Vielseitigkeit des Wesens und der Belesenheit und die geistvolle Darstellung. Aber gerade in diesen Eigenschaften sieht Glasenapp selbst nichts besonders Wertvolles; in ihnen kann er darum auch selbst nicht das Wesentliche seiner Schriftstellerarbeit erblicken. Was Glasenapp hierüber sagt, ist zu wohl-  
ermogen und zutreffend, als daß man an eine der bekannten Selbsttäuschungen über die eigene Stärke und Schwäche glauben dürfte. Und in der Tat gewinnen jene an der Oberfläche schwebenden Vorzüge nur

dadurch Wert, daß sie mit tieferliegenden geistigen Kräften zusammenhängen. Was über die Lebensumstände Glasenapps mitgeteilt wurde, nötigt uns anzunehmen, daß er in der Wahl seiner Lektüre meist auf seine eigenen Bücher und das, was der Zufall an solchen in seine abgelegenen Wohnorte zusammengewürfelt haben mochte, angewiesen war. Wenn er dabei in so verschiedenen Wissensgebieten sich gründlich unterrichtet zeigt, so kann das nicht sowohl auf dem großen Umfange seiner Belesenheit beruhen als vielmehr auf der besonders entwickelten Fähigkeit, alles Gelesene und sonstige Erfahrene, das planvoll Bearbeitete, sowie das, was zufällig in den Gesichtskreis trat, in einen fruchtbaren geistigen Zusammenhang zu bringen. Und diese Tätigkeit kann doch wohl nur da entwickelt und geübt werden, wo dem Geiste der Plan eines Weltbildes vorschwebt, in den jede neue Erkenntnis an ihrem Orte eingetragen werden kann. Nach wie verschiedenen Richtungen die Interessen Glasenapps auch auseinanderzugehen und welche zufälligen Veranlassungen seine Essays oft entsprungen zu sein scheinen, dennoch müssen wir glauben, daß sie für ihn Kapitel oder Abschnitte eines großen Lebensraumes sind, dessen Grundlinien mehr oder weniger deutlich vor seinen Augen stehen. Scheinbar, aber auch nur scheinbar, widerspricht dieser Meinung das, was oben über den Subjektivismus und die Einseitigkeit des Essays gesagt wurde. Tatsächlich liegt hier ein Gegensatz vor, auf dessen Wirkung und Gegenwirkung in Widerstreit und ergänzender Vereinigung gerade die Kunstform des Essays beruht: der Gegensatz zwischen dem freien Spiel der schaffenden Phantasie und der zwingenden Kraft objektiver Wahrheit. Der Essay steht an der Grenze von Dichtung und Wissenschaft; er schöpft seinen Stoff aus dem, was die Forschung erarbeitet hat; aber er bringt ihn in Gestalt eines Kunstwerkes zur Darstellung, das noch stärker unsere Phantasie erregt, als es den Erkenntnistrieb befriedigt. Darin besteht der ästhetische Reiz des Essays, daß wir in ihm in Begleitung eines Führers, der uns doch anscheinend nirgendhin führen will, Wege gehen, scheinbar der Laune des Augenblicks folgend, und daß diese Wege uns dann zu einem Ziele bringen, zu dem wir mit Vorbedacht geleitet worden sind, das wir aber selbst ungesucht gefunden zu haben glauben. Machen wir von dem Gesagten die Anwendung auf unseren Autor, so verstehen wir, warum er das nur Geistreiche gering schätzt und warum wir Unrecht

tun würden, seiner Schreibweise vorzugsweise gerade dieses Beiwort zu geben. Was an ihr fesselt, ist nicht die Fähigkeit, durch ein Spiel mit Worten und Begriffen für den Augenblick zu täuschen; es ist vielmehr der natürliche Ausdruck einer wissenschaftlich und künstlerisch gleichmäßig gebildeten Phantasie und einer Weltanschauung, die aus einer eigenartigen Persönlichkeit erwachsen ist und die sich dann auch ihren persönlichen Stil geschaffen hat.

Nun scheint sich aber gewiß aus dem, was wir zum Lobe sagten, von selbst ein Vorwurf gegen die Essays wie im allgemeinen so insbesondere auch gegen die Glasenapps zu erheben: was sie an Kunstwert gewinnen, müssen sie doch wohl natürlich an wissenschaftlichem Wert verlieren; was der Phantasie zugestanden wird, muß der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Zuverlässigkeit abgezogen werden. In der That hat wohl auch schon die reinliche Systematik den Essay als ein Zwitterding verurteilt, für ein Spiel zu schwer, für Ernst zu leicht, und der nach sicheren Resultaten der Wissenschaft fragende Philister schüttelt bedenklich über ihn den Kopf, weil er nicht weiß, was der Verfasser eigentlich mit ihm will. Es wäre nicht zu verwundern, wenn man auch über Glasenapp gelegentlich solche Urtheile hörte. Zu hergebrachten Meinungen, die in öffentlicher Gunst stehen, setzt er sich oft respektlos ganz in Gegensatz. So erinnert z. B. die Art, wie er über Dichter und Dichtungen urtheilt, manchmal geradezu an die drastische Ungeniertheit, mit der Wilhelm Busch sich an Dingen vergreift, die zarten Gemüthern heilig sind, oder an die ironische Kühnle, mit der Direktor und Lustige Person im „Vorpiel auf dem Theater“ über die dichterischen Geschäfte sprechen. Romantische Kunststandacht und moderne realistische Psychologie stimmen in der Anschauung überein und haben sie fast zu einem allgemein gültigen Dogma erhoben, daß die schaffende Tätigkeit der künstlerischen Phantasie ein elementarer, in naiver Unbewußtheit verlaufender Vorgang sei, den bewußte Überlegung nur unvollkommen zu deuten, und eine erlernbare Technik nur in ganz unzulänglicher Weise zu ersetzen vermag. Glasenapp dagegen spricht mit Vorliebe, auch gegenüber Dichtern, die er anerkennt, von der technischen Seite ihrer Dichtkunst wie von einem Hilfsmittel, das die Dichter nach ihrem Belieben so oder anders, zu dieser oder jener künstlerischen Wirkung verwenden. Nun aber ist Glasenapp selbst Dichter; die Psycho-

logie der Dichtung kennt er aus innerer Erfahrung, und wie sehr er einem naiven Dichtergenius nachzuempfinden vermag, zeigt, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die feine Analyse der Erzählungskunst Stifters, in welche einmal die Kritik eines baltischen Romans ausläuft. Wenn er in der Besprechung von Dichtungen der bewußt gehandhabten Technik vorzugsweise Aufmerksamkeit schenkt, so tut er das wohl mit Absicht, um der herrschenden Anschauung vom naiv genialen Schaffen, die doch auch einseitig ist, die andere Seite des Bildes gegenüberzustellen: das Bewußte und Reflektierte, das bei allem künstlerischen Schaffen das naiv Unbewußte durchweht. Er tut das mit der Freiheit des überlegenen Geistes, der zwischen der Hauptsache und dem Beiwort zu scheiden weiß, der dem Technischen gerecht werden kann, ohne gegen das Naive ungerecht zu werden, und dem die Schärfe der kritischen Analyse nicht die Genußfreudigkeit stört.

Worin besteht nun aber der Wert und der Vorzug dieser Einseitigkeit, die ja nicht auf Unvermögen beruht, sondern absichtlich gesucht wird? Ist es bloß der ästhetische Reiz, der den Essay uns während des Lesens gefälliger macht, so wäre damit wenig gewonnen; er hätte dann allerdings auch Unterhaltungswert, aber weder echten Kunstwert noch rechten wissenschaftlichen Wert. In der That sehen wir hier aber nicht ein Nebeneinander von halber Kunst und halber Wissenschaft, sondern eine eigenartige Kunstform, aus der ein besonderer wissenschaftlicher Wert entspringt. Daß der Essay seinen Gegenstand einseitig darstellt, das gibt ihm eben seinen eigenartigen Kunstreiz, und einen energischeren, als es die sonstigen Darstellungsmittel der wissenschaftlichen Schriftstellerei vermögen; denn dadurch wird die Phantasie aufs allerentschiedenste zum Nachschaffen gezwungen und nicht bloß zum Nachschaffen, sondern, da sie hier vor einen Torso gestellt ist, auch zum Weiter- und Neuschaffen. Da aber die Phantasie hier im Dienste der Erkenntnis steht und Vorstellungen schafft, die dem Gebiete der Wissenschaft angehören, so liegt auf der Hand, wie hier Kunstwert und wissenschaftlicher Wert zusammenfallen. Nicht auf Übermitteln von Tatsachen und Lehren hat der Essay es abgesehen, wie sie aus den Vorrathshäusern der Wissenschaft: Lehrbüchern usw. jederzeit geschöpft werden können; seine Absicht ist vielmehr, die Kräfte zu erwecken, die uns in stand setzen, selbst die für die Erkenntnis wertvollen

Tatsachen zu finden und selbst nach den Ideen zu suchen, die uns den Sinn der Tatsachen enträtseln.

In wie ausgezeichnete Weise Glasenapps Essays die Eigenart dieser Literaturgattung darstellen, wird der aufmerksame Leser leicht erkennen. Dem Vorredner dieser Sammlung hat sich dieser Eindruck besonders vertieft, da ihm während der Niederschrift dieser Bemerkungen zufällig die Werke des Uressaysten, des Montaigne, in die Hände fielen; bei allen großen Verschiedenheiten zwischen dem Schriftsteller des 16. und dem des 19. Jahrhunderts zeigt sich doch in wesentlichen Grundsätzen eine überraschende Gleichartigkeit: hier wie dort die schlicht anmutige, natürliche Darstellung, die ungezwungen und gefällig von zufälligen Beobachtungen, kleinen Charakterzügen und Anekdoten zu tiefen Problemen führt, und hier wie dort die unbestochene, von Vorurteilen freie Denkrichtung, die, keinem Zwange unterworfen, auch keinen Zwang üben will.

Oberlehrer R. Girgensohn.

## Duplizität in dem Ursprung der Moral.<sup>1)</sup>

Von Gregor von Glasenapp.

Netto: Meine Warnung ist: nicht zu sehr dem Wahl  
spruche: Simplex sigillum veri, zu vertrauen.  
Lohse, Streichschriften, 1857, S. 150.

### I.

Die Beobachtung des sittlichen Lebens und die Versuche, es zu erklären, führen in verschiedenen Formen und Verkleidungen immer wieder auf zweierlei Tatsachen oder innere Erlebnisse zurück: man kann es nennen ein rationales und irrationales Element des sittlichen Bewußtseins; oder auch: etwas, was sich begreifen läßt, aber nicht völlig befriedigt, und zweitens etwas unbegreifliches, das jedoch nichtsdestoweniger als Tatsache dasteht und schließlich von unserer Vernunft oder von den Bedürfnissen des Herzens postuliert wird.

Wie man sich auch die obersten Grundsätze der Sittlichkeit denken mag, wie sehr man auf die moralische Gefinnung Gewicht legen und damit die Ethik veredeln mag: immer wird unser Gedanke bei der unausweichlichen Frage nach der Verbindlichkeit sittlicher Gebote auf das Verhältnis von Schuld und Sühne, von Verdienst und Lohn rekurrieren. Dem Fehltritt folgt eine Strafe, sei es auch nur die der Selbstverurteilung, so daß das Schlußresultat der Argumentation in einer

<sup>1)</sup> Sowohl dieser Aufsatz, als auch der folgende „Geistreich und taktlos“ sind der sehr interessanten Sammlung von Aufsätzen zur Poesie, Philosophie und Religionsgeschichte entnommen, die unter dem Titel Essays von Gr. von Glasenapp bei Jondt u. Poliewsky Riga 1899 erschienen sind. Die Herausgeber.

Handelsbilanz zu bestehen scheint, in einer Abrechnung zwischen dem, was das Subjekt geleistet hat, und dem, was ihm dafür widerfahren soll. An und für sich kann man diese Auffassung gar nicht verächtlich finden. Mögen nur die Philosophen seit Kant — und seit noch früheren Zeiten — einander im Wettstreit überbieten, der Moral ein erhabenes Piedestal zu errichten und jedes Hinschielen nach einem jenseitigen Lohn dadurch zu verdächtigen, daß sie es dem bei der Erreichung irdischer Ziele so verschrieenen wie allgemein wirksamen Egoismus gleichsetzen: niemand von ihnen leugnet doch, daß die Gerechtigkeit eine Tugend und nicht etwa ein Laster sei. Dann ist aber solch eine Abzählung, je nach Verdienst und Würdigkeit, nur recht und billig. Obschon also die Moral nach dieser Seite aus dem Egoismus entspringt, so ist es doch ein Egoismus, der das fremde Recht bedingungslos anerkennt und achtet; und dasjenige in uns, was sich dennoch immer gegen diese merkantile Auffassung sträubt, ist beileibe nicht der Sinn für Gerechtigkeit, sondern eine alltägliche Erfahrung: nämlich daß der Mensch die sittlich billigen Handlungen ohne Rücksicht auf den Erfolg verrichtet; daß jedem von uns in dem Moment, wo er für andere etwas tut, oder wo er auch nur für ein Abstraktum — etwa zur Förderung von Kunst und Wissenschaft — sich bemüht, eine solche Aussicht auf Wiedervergeltung nicht ins Bewußtsein ragt, folglich nicht als Triebfeder anzusehen ist; daß aber, wo eine solche Rücksicht doch mitwirken sollte, die Handlung wie die Gesinnung dadurch entwertet und zu einer in moralischer Hinsicht fast indifferenten werden würde.

Die Lehre, welche diese Erfahrungstatsache leugnet, die Lehre der alten Sophisten und aller neueren antiidealistischen Ethiker braucht wohl nicht sehr ausführlich widerlegt zu werden. Freilich ist es ein Syllogismus von fast beleidigender Evidenz, wenn man folgert: „Daß ich so gehandelt habe, ist geschehen, weil ich so handeln wollte und nicht etwa, weil ich nicht so handeln wollte. Ich also habe meinen Willen erfüllt. Die Erfüllung meines Willens gereicht mir zur Befriedigung. Meine Handlungsweise, welche sie auch sei, ist also immer veranlaßt durch den Trieb, mich selbst zu befriedigen, also immer auf egoistische Motive zurückzuführen.“ In ähnlicher Weise argumentiert auch Max Stirner in seinem bekannten Buche „Der Einzige und sein Eigentum“ mit erschöpfender Ausführlichkeit die Beweise häufend.

Sehr nahe liegt hier der Einwand: welche Arten von Erfüllungen meines Willens mich denn befriedigen? Die mein eigenes Wohl bezweckenden oder die auf das Wohl anderer gerichteten? und ob die Gesinnung, aus der eine Handlung fließt, wirklich dann ermittelt wird, wann die nachhinkende Logik über der vollendeten Tatsache zu Gerichte sitzt und durch Folgerungen aus den abstrakten Begriffen „Wille, Befriedigung, Kausalität, Motiv, Zweck“ das, was in der Seele vorgegangen sein soll, zu ermitteln sucht, — und nicht vielmehr dann, wann wir die aufrichtige Frage an uns stellen, welche Empfindungen, Vorstellungen und Strebungen tatsächlich die Handlungen einleiteten und begleiteten?

Trockener, aber auch wissenschaftlicher ausgedrückt, ist der Hergang beim Zustandekommen jeder moralisch relevanten Handlung folgender: In mir entsteht durch das innere Spiel der Phantasie oder aus äußerem Anlaß die Vorstellung eines Zukünftigen, das zum Unterschiede von anderen Bildern der Einbildungskraft als durch meine Macht realisierbar, also möglich erscheint, und für mich einen Gefühlswert, ein Interesse hat, wodurch es mich reizt, meinen Willen zur Ausführung treibt. Zu diesem Tatbestande, der für alle Handlungen überhaupt gilt, tritt auf dem sittlichen Gebiete noch das Bewußtsein hinzu, daß ich das vorgestellte Zukünftige verwirklichen solle, daß es moralisch geboten sei. Dann mache ich die Handlung zu meinem Zwecke. Wie dieser vorgestellte Endzweck es nun anfängt, direkt oder durch eine Reihe ihm untergeordneter Mittel (nächster Zwecke) hindurch das Wollen zur Tat werden zu lassen, die Glieder meines Leibes in Bewegung zu setzen, läßt sich nicht weiter definieren, ist aber jedem aus der täglichen Erfahrung hinreichend bekannt. Nun besteht bei den Handlungen, die man selbstlos nennen kann, das Merkwürdige darin, daß der Gefühlswert, die Lust, die erlangt werden, oder die Unlust, die vermieden werden soll, nicht vor der Tat ins Bewußtsein ragt. Der Imperativ: „Du sollst!“ das unbedingte Gebot, das zu tun, was man für recht erkannt hat, ist das einzige, was mit jener Vorstellung des zu verwirklichenden Zukünftigen verbunden ist. Wer einem Armen ein Almosen gibt, einem Kranken Hilfe leistet, einen Ertrinkenden aus dem Wasser zieht, mag von sehr verschiedenen Triebfedern bewegt worden sein. Stellt er sich eine Vergeltung im Jenseit, im Himmelreiche vor,

oder den guten Ruf und die Hochachtung seiner Mitmenschen, so hat er, um mit der Bibel zu reden, seinen Lohn dahin. Stellt er sich vor, daß diese Tat seiner Menschenwürde oder seinem Ideal eines allzeit hilfreichen Bürgers entspricht, und er sonst keine Selbstachtung verlieren müßte, so hat er desgleichen „seinen Lohn dahin“. Ganz gewiß kommen jedoch auch Fälle vor, wo das, was ihn zur Entscheidung bringt, einfach das Bewußtsein ist, daß er so handeln solle; und dann erst sagen wir: „omne tulit punctum“, er hat selbstlos gehandelt. Daß er vielleicht nach der Tat Befriedigung empfindet und daraus schließt, er habe aus einem natürlichen Triebe, etwa aus Barmherzigkeit so gehandelt, kommt bei der moralischen Beurteilung nicht in Betracht. Denn was wir erst nachher wissen, haben wir eben vorher nicht gewußt; es konnte also nicht zur bewußten Triebfeder unserer Handlung werden. Erst wenn frühere Erfahrung uns eine solche nachträgliche Befriedigung voraussehen läßt, wäre sie mit zu den Motiven der Handlung zu rechnen; braucht aber auch dann, als ein bloßer vorgestellter Neben-erfolg, nicht das entscheidende Motiv zu sein. — Deshalb sagt Christoph Sigwart (Kleine Schriften, II. Reihe, pag. 176; Tübingen, 1881): „Ein bewußter Akt kann ursprünglich immer nur durch etwas, was ins Bewußtsein fällt, determiniert und von anderen bewußten Akten unterschieden sein, nicht durch eine reale Folge, welche in unbegreiflicher Weise die Naturordnung an denselben knüpft“. — Was ich nachträglich empfinde, mag mich wohl über die Natur meines Wesens und meiner Triebe belehren, darf aber nicht zur sittlichen Beurteilung meiner Handlung herbeigezogen werden; ganz ebenso, wie auch die strafende Stimme des Gewissens, wenn sie erst nach der Tat laut wird, nur für die Zukunft vor Ähnlichem warnt, aber nicht vor der Tat mitgewirkt hat. Die Selbstprüfung mag im einzelnen Falle oft mißlingen und zur Selbsttäuschung werden, zur selbstgefälligen Rechtfertigung oder grundlosen Selbstanklage; gleichwohl sind diese lebendigen Gefühle das einzige, dessen ich gewiß bin, und aus ihnen allein schließe ich auf die Qualität meiner Handlung resp. Gesinnung, nicht aber aus dem, was man mir nachträglich über meine Motive beweisen will.

Einen analogen Standpunkt der Beurteilung nimmt die unparteiische Rechtsprechung ein. Jeder Kriminalrichter weiß von Fällen zu erzählen, wo ein Delinquent ein schwereres Vergehen begangen zu haben

glaubte, als er wirklich begangen hatte, und indem er durch Entstellung der Thatfachen seine Schuld mildern wollte, sich einer schwereren Tat anklagte. Er hatte z. B. in einer fremden Waldung Holz gefällt, also einen Forstfrevel begangen, meinte jedoch, seine Lage zu verbessern durch die Behauptung, er habe es nicht selbst gefällt, sondern von anderen gefällttes Holz genommen, also einen Diebstahl begangen. Dann hat natürlich der Richter durch die Untersuchung den objektiven Tatbestand festzustellen und nur das dem Inquiriten zuzurechnen, was er wirklich getan, ihn also nicht der auf Diebstahl, sondern der geringeren auf Forstfrevel gesetzten Strafe zu unterziehen; denn: ubi facta, verba tacent. Ingleichen wird der Psycholog sich nicht durch die Wortklaubereien des Sophisten, noch durch die selbstquälerische Neigung des Hypochonders irre machen lassen, und dort, wo die wichtigsten Phänomene des Seelenlebens zu untersuchen sind, allein auf das Selbsterlebte, auf die Stimme des Gewissens achten, so unverfälscht sie sich nur immer heraus hören läßt.

Also das Bewußtsein der Tatsache, daß wirklich völlig selbstlose Handlungen vorkommen, macht uns zu stolz, um von einer Moral als System des Austausches ganz befriedigt zu werden: wir verlangen mehr als Gerechtigkeit. Und die Schwierigkeit, die in der Koinzidenz der Gerechtigkeit mit einer völlig uninteressierten Gesinnung liegt, löst die Philosophie versuchsweise durch folgende Reflexion:

Es ist ein Unterschied zwischen der Aufdeckung der Motive und begleitenden Gefühle, welche unsere Handlungen zu sittlichen stempeln, — und zwischen einer metaphysischen Deutung des Weltganzen. Mag auch nie die moralisch gute Handlung im Bewußtsein des Subjekts von einer solchen Spekulation auf Rückzahlung begleitet sein: eine vernünftige Erklärung des Sinnes, den menschliche Existenz überhaupt nur haben kann, nötigt doch zu der Annahme, daß die guten Taten schließlich nicht verloren gehen, daß der Mensch, indem er aus selbstloser sittlicher Gesinnung verfährt, dadurch etwie sein eigenes Wesen fördert, daß es in irgendwelcher Weise das eigene Wohl ist, für welches er damit gesorgt hat. Drum sagt das türkische Sprichwort: „Tu das Gute und wirf es ins Meer: Sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr.“ —

Diese Annahme bleibt selbst dann bestehen, wenn die persönliche oder sogar die individuelle Unsterblichkeit des einzelnen geleugnet wird:

selbst für eine Vereinigung und ein Zusammenfließen der gesonderten Existenz mit der Alleinheit des Seienden könnten sittliche Taten und Gesinnungen eine allendliche günstige Nachwirkung haben; denn es muß immer wieder betont werden, daß das Gefühl die Seite unseres Wesens ist, welche allein Werte, also auch sittliche Werte wahrnimmt und mißt, und daß nichts im Himmel noch auf Erden einen Wert hat, bevor es nicht von einem genußfähigen Wesen als Lust empfunden worden. Wo bliebe also der Wert unserer sittlichen Handlungen, wenn sie uns nie irgendwie zu gute kämen?

Hiernach scheint es freilich, als ob wir unser wahres Heil nur um den Preis erreichen, daß wir nicht darauf, sondern auf etwas anderes zielen, und dies ist der Punkt, wo Ethik und Metaphysik sich berühren!

Das rationale Element des sittlichen Lebens, das durch die Idee der Gerechtigkeit und Wiedervergeltung nicht nur beim profanen vulgus, nein, auch bei den sublimsten Seelen stark mitwirkt, findet so seine dürftige Erklärung in diesem metaphysischen Postulat. Das über ihm stehende höhere irrationale Element ist die staunenswerte Tatsache, daß sittliche Handlungen ohne Rücksicht auf Vergeltung, ohne Rücksicht auf das Wohl der eignen Person vollbracht werden.<sup>1)</sup>

Damit ist das irrationale Element übrigens nur nach der einen Seite gekennzeichnet. Während es sich hier in der Kraft manifestiert, die bloße Gerechtigkeit zu überbieten, scheint es in einer anderen Seelenregung gewissermaßen hinter den Forderungen der einfachen Gerechtigkeit zurückzubleiben, ihnen in ärgerlicher Weise zu widersprechen; wir meinen einen Vorgang im Gemüt, eine Tatsache des Bewußtseins, die bei aufmerksamer Selbstbeobachtung keinem entgeht und zu allen Zeiten, bei allen der historischen Forschung zugänglichen Völkern sich nachweisen läßt: die Tatsache, daß wir uns auch für das verantwortlich fühlen, was wir nicht mit Bewußtsein begangen haben: also die Möglichkeit einer unbewußten Schuld. — Nicht nur wir beten um Vergebung der unbewußten Sünden; nicht bloß von der Kirche wird uns das beständige Armesündergefühl eingeprägt, sondern es ist immer so gewesen, daß der verderbliche Erfolg der Handlungen, wenn er dem Subjekt später zum

<sup>1)</sup> Unvergleichlich schön charakterisiert solche Handlungen Matth. 25, 35—40.

Bewußtsein kommt, zur Schuld wird und schwer auf ihm lastet. Hier hilft es nicht, von Verfälschung des empirischen Gewissens oder gar von Aberglauben zu reden: ein Aberglaube, der allen gemeinsam ist, hört auf Aberglaube zu sein und ist als Urthatfache des menschlichen Seelenlebens anzuerkennen. Wer das Faktum leugnen will, dem läßt es sich natürlich nie ad oculos demonstrieren; man kann nur darauf hinweisen, daß stets so empfunden worden ist: von Rusem, von Oedipus, von Hilbrand. Und wenn heutzutage eine Mutter im Schlaf ihren Säugling erdrückt, so wird — mag sie nun gläubig oder ungläubig erzogen sein — sie ein anderes Bewußtsein mit sich herumtragen, als wenn das Kind durch die einstürzende Zimmerdecke erschlagen wäre.

Das Kriminalrecht berücksichtigt bei der Zumessung von Strafen zweierlei: die böse Absicht (den verbrecherischen Dolus) und die Größe des angerichteten Schadens (resp. die Gefährlichkeit der Handlung). Überall nun, wo aus Unachtsamkeit (sog. Fahrlässigkeit) begangene, also unabsichtliche Handlungen bestraft werden, hat entschieden nicht nur die Rücksicht auf den Schaden die Entwicklung des Rechts beeinflusst, sondern auch diese Idee von einer Schuld, die der Mensch sich damit wirklich aufgeladen habe; woher denn auch die Gesetzgebung vieler Staaten zur Sühne dafür Kirchenbuße anordnet.

Wenn gleich oft lähmend und drückend, wirkt diese unerklärliche psychische Stimmung, dieses erst nach der Tat erwachende Schuld-  
bewußtsein auf der anderen Seite als eine unschätzbare Triebkraft für die Entwicklung der Moral. Gerade die Angst, von der wir befallen werden, nicht etwa unbewußt zu sündigen, wirkt als Antrieb, ohne Unterlaß über sich selbst zu wachen, das Gewissen zu schärfen und immer feiner auszubilden. Anderenfalls müßten wir ja die Menschen mit stumpfem, taubem Gewissen, mit der „Unschuld des Raubtiergewissens“ glücklich preisen.

Diese subjektiv nachweisbare, weil unmittelbar erlebte Tatsache, daß es ein unbewußtes Verschulden gibt, mag in einem höheren Weltplan, den zu durchschauen uns versagt bleibt, ihren Platz haben; bildet indes für das praktische Leben die dunkle Rehrseite des irrationalen Elements der Sittlichkeit, und zeigt uns nur, welche Kluft zwischen dem liegt, was einer sich selbst zurechnen mag und dem, was andere ihm zurechnen

dürfen. Denn unsere Urteile über sittlich relevante Handlungen müssen — unbeirrt durch den Gedanken einer supponierten Weltordnung — die a tergo wirkenden Motive und die a fronte wirkenden Zwecke zusammenfallen lassen.

Die Psychologie wird freilich bisweilen den vorgestellten Zweck gesondert betrachten, und von ihm verschiedene andere, teils in Gemüts-  
erregungen, teils in Charakteranlagen begründete, teils als äußere Ereignisse hinzutretende Motive unterscheiden. — Als Sokrates den verwundeten Alkibiades aus dem Schlachtgewühl forttrug, tat er es, um ihm, dem Alkibiades, das Leben zu retten. Das war sein Zweck. Man kann aber auch sagen, er tat es, weil der in Gefahr befindliche Alkibiades sein Mitgefühl erregte; oder: er tat es weil er, Sokrates, von Natur ein menschenfreundliches, aufopferungsfähiges und mutiges Herz hatte; oder er tat es, weil er sah, daß die siegreichen Feinde den Alkibiades umringt hatten. Das ist alles richtig, wenn man nach Motiven forscht; daran dachte aber Sokrates nicht; daher dürfen diese unbewußten Motive nicht mit dem gewollten Zweck vermengt werden.

Wer die Ausführbarkeit und Statthastigkeit einer Absicht überlegt, wird sowohl dadurch schwankend gemacht, daß die auf ihn einwirkenden Faktoren untereinander unvergleichbar sind — (Geld und Gut, freie Zeit, Bequemlichkeit, Gesundheit, Ehre, Ansehen, Kunstgenuß usw. sind alles inkommensurable Größen) —, als auch dadurch, daß die Nachwirkungen seiner Tat und die Nebeneffekte der angewandten Mittel im unberechenbaren Getriebe des Zusammenhanges der Dinge unzählige unerwünschte, ja verderbliche Folgen nach sich ziehen können. Daher sagt Goethe: der Handelnde habe immer unrecht (nur der Reflektierende habe recht). — Die in uns wimmelnden und wogenden Vorstellungen und Gefühle sind nicht wägbare Stoffe, die schließlich von selbst zur Ruhe kämen; und weder Wahrscheinlichkeitsrechnung noch Vorsicht würden die Unsicherheit beenden, wenn der Mensch nicht die Kraft hätte, auch seinen eigenen Vorstellungen als Gebieter gegenüber zu treten und durch einen Willensakt, den man „Entschluß“ nennt, den gordischen Knoten zu zerhauen. Nur ihm gelingt es, qualitativ verschiedene Kräfte, die sich nie mechanisch addieren und subtrahieren lassen, ins Gleichgewicht zu bringen. Dabei ist sich der Mensch voller Freiheit bewußt, d. h. er ist sich bewußt, daß er sich auch anders hätte entschließen

können. Also die Behauptung der Deterministen, die dies bestreiten, die Stimme des Gewissens für Trug erklären und meinen: alle vorangehenden Data, die äußeren Umstände einerseits und die angeborene und gewordene Natur des Menschen andererseits bestimme restlos jede Handlung — ist bis auf weiteres bloß eine Hypothese, einzig und allein gestützt auf eine Analogie, auf die Gültigkeit des Kausalitätsprinzips in der Körperwelt, unbewiesen bis jetzt und sicher unbeweisbar, solange wir nicht eine ganz andersartige Einsicht in die Natur der menschlichen Seele erlangen, als wir bisher besitzen. Die andere Ansicht, daß in den menschlichen Handlungen freie Anfänge gegeben seien, die sich in den Ablauf des natürlichen Wirkens einfügen, ohne von etwas Früherem verursacht zu sein, — ist also, obgleich auch nur eine Hypothese, doch eine viel bessere Hypothese, denn sie wird nicht nur durch das Gefühl der Verantwortlichkeit, das unseren Handlungen folgt, und in der Freiheit allein seine Erklärung findet, postuliert, sondern stützt sich auch auf ein Faktum, auf das unwidersprechliche Bewußtsein der Freiheit unserer Tat, das sie begleitet. Somit wird wohl vorderhand das onus reprobandi den Deterministen zuzuschreiben sein, und der idealistische Philosoph wird die Idee der Willensfreiheit verteidigen, selbst auf die Gefahr hin, in einem materialistischen Zeitalter ihr letzter Ritter zu bleiben.

## II.

Nicht nur die philosophische Spekulation, auch das religiöse Bewußtsein hat es allenthalben zur Unterscheidung dieser zwei Elemente gebracht.

Wohl glaubten manche, die Moral zu jeder Religion in feindlichen Gegensatz stellen zu dürfen, und meinten, das Ziel, dem die Entwicklung der Religion zustrebe, sei eine Auflösung in lauter Moral. Viele Religionen wiederum machen bekanntlich den Anspruch, nur aus sich die richtige Moral abzuleiten und perhorreszieren jede auf anderm Boden erwachsene Sittenvorschrift. Offenbar decken sich in Wirklichkeit Religion und Ethik nie, und an der jeweiligen Gestaltung der kirchlichen Lehre und des religiösen Lebens läßt sich ein gewisses Oszillieren, ein bald stärkeres bald geringeres Anlehnen der Religion an die Moral

Gregor von Glanapp.

beobachten. Die Kirche nimmt bald mehr bald weniger an moralischen Elementen in ihre Forderungen auf. Meist „weniger“, d. h. weniger als wünschenswert wäre. So unerläßlich es nämlich für die Religionen ist bei der Ausgestaltung ihres wichtigen Themas, der Lehre von dem Ausgleich zwischen diesseits und jenseits, sich auf ein Sittengesetz zu berufen, so schwer fällt es ihnen doch in dem Drange und Zwange des wirklichen Lebens, die unantastbare Reinheit der sittlichen Lehre zu bewahren und zwischen usus und abusus streng zu unterscheiden. Wir wollen uns den Hergang kurz vergegenwärtigen:

Zu der Zeit, wo es einem Menschen zum Bewußtsein kommt, daß es mit dem Heil seiner Seele schlimm bestellt und er zum Eintritt in die Pforten der Ewigkeit schlecht vorbereitet sei, hat er nicht immer beliebig große Zeiträume vor sich, um in aller Gemächlichkeit durch gute Taten die früheren Missetaten auszugleichen. Der Tod versteht nicht zu warten, und die von der Kirche empfohlene Sinnesänderung, *μετανοια* (Reue), die ja gleich eintreten mag, bleibt eine schöne aber heikle Sache. Gar zu gut weiß der Mensch aus Erfahrung, wie wenig die besten Vorsätze vor den Versuchungen der Wirklichkeit standhalten, als daß er der Tiefe seiner Sinnesänderung ganz trauen dürfte; und ob sie Gelegenheit haben wird, sich zu bewähren, ist auch ungewiß. So kommt der sündige Mensch zu dem sehr natürlichen Wunsche, die versäumten guten Taten sofort und in beschleunigtem Tempo nachzuholen. Und dies zu erreichen, haben die meisten Religionen ein ganzes Arsenal von Hilfsmitteln in Bereitschaft. Da gibt es: Opfer, Meditation, Gebete, Lesen und Abfingen heiliger Schriften, Fasten, Almosengeben, Wallfahrten, Bußen und Kasteiungen. Alle sind ursprünglich zu anderem und Höherem bestimmt; sie werden indes per abusum nebenher auch vielfach benutzt, um vor der großen Abrechnung jenes Manquement an guten Taten schleunig zu decken, und schließlich auch dann hilfsweise verwertet, wenn eigentlich kein Grund ist, zu befürchten, es werde zu wirklichen guten Taten, d. h. zu tugendhaftem Lebenswandel Zeit und Gelegenheit mangeln; sie werden ein beliebtes Surrogat der Verdienste, dessen die Mehrzahl der Gläubigen nicht entraten mag.

Der wahrhaft religiöse Sinn sträubt sich natürlich dagegen, gottesdienstliche Verrichtungen so zu deuten, sie gewissermaßen als Zuschuß zu verwerten, um eine Lücke im Konto zu füllen. Wie oft aber erscheint

doch diese leicht zu beschaffende Zuwage zu den übrigen Leistungen dem Menschen ganz willkommen? Man braucht nur den Satz aufzustellen, daß, *ceteris paribus*, viel beten besser sei als wenig beten; regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes vor seltenem Besuch den Vorzug verdiene, — und ein erfinderischer Kopf wird nach einigem Ruminieren dieser Dogmen in durchaus konsequenter Weise zur Konstruktion der igeniösen buddhistischen Betmühlen fortschreiten, wie sie in Tibet aufgestellt werden, d. h. auf den Stellen, wo bei uns Windmühlen stehen. So stark ist der Hang des Menschen, auf allen Lebensgebieten und sogar in religiösen Dingen Surrogate für Äquivalente zu nehmen.

Alein selbst in der Entartung, selbst dort, wo der Kultus fast ganz in Formeldienst und Zeremonien fossil geworden, haben die Religionen nicht die Verbindung mit der Moral abgebrochen und sorgen insbesondere dafür, daß das Bewußtsein von jenem irrationalen Elemente in der Moral wach bleibt.

Die edlen Impulse in uns sind eben nicht jederzeit zur Stelle, wann die Umstände des Lebens es erfordern. Auch der Quell der Moral gehört zu den intermittierenden Gewässern. Darum brauchen wir Prinzipien, die wir ein für allemal anerkennen und die, bis zu einem gewissen Grade, unabhängig von der Stimmung des Augenblicks, zu allezeit elastischen Triebfedern unseres sittlichen Verhaltens werden. Soweit diese Prinzipien dem irrationalen Elemente der Moral entstammen, kann ihnen die Philosophie natürlich keine Sanktion verschaffen, noch sie klar und faßlich formulieren, eben weil es sich um etwas Irrationales handelt. Wie bisweilen der Astronom die Stelle am Himmelsgewölbe berechnet und andeutet, wo ein Gestirn sein muß, ohne daß sein Teleskop imstande wäre, es sichtbar zu machen, so bescheidet sich hier der Philosoph und deutet nur hin: „Da steckt etwas dahinter!“ Den Religionen und der bei ihrer Entwicklung mitwirkenden Phantasie ist es vorbehalten, dem, was an der Moral irrational ist, in mehr oder weniger präzisierten Lehren eine sozusagen körperhafte Gestalt zu geben. Sehen wir zu, welche?

### III.

In der Religion der klassischen Völker war der kaufmännische Ausgleich zwischen Soll und Haben — das was die Philosophie jetzt

als ein schüchternes metaphysisches Postulat der Vernunft vorbringt — als ein einfaches und leicht verständliches Verhältnis zwischen Menschen und Göttern ausgesprochen. Es wurde zu den Göttern gebetet, es wurde ihnen geopfert; und ganz unumwunden sagte man, welche Leistungen man dafür von den Göttern erwartete. Wer die Götter selbst beleidigte, oder ganz besonders stark ihre Gebote verletzte, dem wurde es, wie dem Tantalus, Sisyphus, Tityon, den Danaiden noch im Jenseits nachgetragen; andere konnten für außerordentliche Verdienste nach dem Tode in den Olymp aufgenommen werden oder sonst eine Auszeichnung erhalten. Das ist alles erklärlich und gerecht.

Daß damit aber doch nicht alle Erlebnisse des sittlichen Bewußtseins erschöpft sind, daß nicht alles an den Taten der Menschen sich auf diese Geschäftsverbindung mit den Göttern reduzieren läßt, dieses haben die Alten deutlich gefühlt. Und neben der Idee des Ruhmes, — die ja auch eigentlich nicht aus der Anerkennung durch törichte Menschen entstanden war, vielmehr einen Lohn mit imponderabler Münze verhieß, eine Belobigung durch eine ideale, nicht mit weltlicher Machtvollkommenheit ausgestattete Gerichtsstanz — neben dieser Idee, wissen wir, hatte sich ein anderer Begriff bei ihnen zur Ergänzung des sittlichen Lebens entwickelt: der Begriff des Schicksals (*Fatum*, *Μοῖρα*, *Dike*), welches von den Göttern unabhängig, ihren Ratschluß in Verwirrung bringt, und, selbst unerforschlich, doch das erklären sollte, was durch die Macht der Götter noch nicht begreiflich schien. Vom Schicksal also — durfte man sich vorstellen — wurde derjenige in seinen Handlungen getrieben, den die Rücksicht auf die Götter, also auch die Rücksicht auf Strafe und Lohn bei sittlich billigen Handlungen nicht leitete, der unabhängig vom Erfolge verfuhr, also nach unseren philosophischen Begriffen rein sittlichen Antrieben gehorchte. Steckt nicht Kants kategorischer Imperativ schon in undeutlichen Umrissen hinter dieser Verkleidung?

Dies unerbittliche *Fatum* ist also in den Äußerungen des sittlichen Lebens für das Altertum das unerklärliche, irrationale Element, nur von der plastischen Phantasie der Griechen gewissermaßen als Gestalt nach außen projiziert. Man sprach davon als von etwas Dunklem, Unergründlichem und staunte in jenen Zeiten ganz ebenso vor seiner Macht, wie wir staunend vor der Erfahrungstatsache stehen, daß sittliche

Handlungen, — nach dem zu urteilen, was im Bewußtsein des Subjekts vorgeht, — ohne Rücksicht auf Vergeltung, ja mit selbstvergeßener Aufopferung des eigenen Wohls und Lebens vollbracht werden.

#### IV.

Wesentlich anders als die Griechen und Römer haben sich die Inder in den verschiedenen Phasen religiösen Wachstums ihre Götter vorgestellt. Was jedoch die Rolle betrifft, welche die Götter im sittlichen Leben der Menschen spielen, so kommt es im großen und ganzen doch wieder auf ein Vergeltungssystem heraus, das im Opfer wie im Gebet oft sogar noch mehr den Charakter des Schachers annimmt, als bei den klassischen Völkern; da haben wir also wieder das rationale Element der indischen Sittlichkeit; es ist gerecht, deutlich und nüchtern, und sagt, ohne sich auf einen vorausgesetzten metaphysischen Weltzusammenhang zu berufen: „Wie du mir, so ich dir.“

So schroff uns auch oft in ihren religiösen Schriften diese Auffassung entgegentritt, so haben wir nichtsdestoweniger hier vor einer Herabwürdigung der Religionen — nicht nur der indischen, sondern aller überhaupt — zu warnen, und uns klar zu machen, daß der Glaube an überirdischen Lohn, jenseitige Vergeltung und göttliche Eingriffe zu einem wirksamen sittlichen Motiv doch nur für denjenigen wird „cui ex meliore luto dedit praecordia Titan“. Die bloße Fähigkeit, durch solche Verheißungen beeinflusst zu werden, setzt schon eine idealere Beschaffenheit des Gemüts voraus, als die Erfahrungen des materiellen Lebens erklärlich machen. Das Überirdische ist eben eine Macht schließlich nur für den, der den Trieb hat, das Irdische abzuschütteln, sich von der sinnenfälligen Wirklichkeit zu lösen; der nicht durchaus mit allen Fibern seiner Seele an der Welt und ihrer Lust hängt. Indes die Vorstellungen, die im einzelnen Falle tatsächlich für ein Subjekt zum Impuls sittlicher Handlungen werden, sind mitunter so bizarr, daß sie auch dem besonnenen Beobachter wenig von dieser ihrer edleren Abstammung verraten. Selbst wo sich diese Regungen in die Formen von allerlei grobem Volksaberglauben kleiden, dürfen wir uns über ihren Charakter nicht irre machen lassen. Nehmen wir ein Beispiel! Ein Bauer will auf einem Markte einem Unbekannten

ein Stück Vieh verkaufen. Dieser fragt ihn, ob das Vieh einen Fehler habe. Der Bauer möchte gern durch Verbergen des Fehlers einen höheren Preis erzielen, stellt jedoch folgende Überlegung an: „Wenn ich sage, die Kuh habe keinen Fehler, so wird meine andere Kuh zu Hause diesen selben Fehler bekommen, oder der Wolf wird ihr Kalb holen etc.“ Und so entschließt sich der Bauer infolge eines in manchen Gegenden existierenden Aberglaubens, über sein Tier die Wahrheit zu sagen. Hier darf man seiner Handlung nicht den sittlichen Wert absprechen, weil sie auf pure Berechnung des Vorteils und Nachteils zurückzuführen sei; man hat sich vielmehr zu fragen: weshalb fiel dem Bauern gerade ein Aberglauben ein, der ihn auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit leitete? warum ließ er sich nicht lieber durch jenen anderen bekannten Aberglauben bestimmen, wonach man sogar bei dem Beschwören einer unwahren Behauptung, nur gleichzeitig mit dem Erheben der rechten Hand eben so viele Finger der linken Hand nach unten zu richten braucht, um wie durch einen Blitzableiter die ungünstigen Wirkungen des Meineids von sich abzuwenden? Aberglauben gibt es vielerlei; aber weil eben diesem Manne „ex meliore luto dedit praecordia Titan“, wurde der eine und nicht der andere im gegebenen Augenblicke zur lebendigen Kraft in ihm. Das scheint auch der Sinn des oft mißbrauchten Spruches zu sein: „Denen, die den Herrn lieb haben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, — also selbst der Aberglaube. (Römer 8, 28.)

Diese ganze Erörterung, welche zeigt, wie bedenklich es ist, die moralische Beurteilung nur auf sogenannte Gesinnungen, nicht auf Handlungen zu gründen, ist von einem religiösen oder, wenn man will, metaphysischen Standpunkte aus angestellt worden. Einen solchen nimmt jedoch nie das Bewußtsein des handelnden Subjekts ein. Wir haben ihn nunmehr zu verlassen und zum anthropozentrischen zurückzukehren, d. h. uns in das Innere der einzelnen Menschenseele zu versetzen und zu betrachten, wie ihr die Erscheinungen des sittlichen Lebens als eigene Regungen unmittelbar bewußt werden. Das allein ist hier von Interesse. Denn sobald es jemand dahin brächte, die Vorstellungen, die seinen Willen beeinflussen, zugleich von einer außerweltlichen Höhe herab noch als etwas total anderes zu erkennen als das, was sie zu sein scheinen, so hörten sie eben auf, für ihn Motive zu bilden, und es würden

andere wiederum seinem eigenen Bewußtsein angehörige Vorstellungen an ihre Stelle treten.

Wir wenden uns daher nach dieser Abschweifung zum zweiten, dem irrationalen Element im sittlichen und religiösen Leben der Inder; es äußerte sich in einer ganz anderen Lehre als bei den Griechen: in der Lehre von der Seelenwanderung. Mit der groben Ausmalung dieser Idee in palpablen Figuren halten sich die indischen Denker freilich nicht auf; solche müßige Spielerei kann im Orient wie im Okzident den religiösen Gedanken nur entweichen. Die Inder reden einfach von den „Taten“ (karma) und ihrer fortwirkenden Macht. Unter diesen Taten par excellence ist das Verhalten eines Wesens in seinen früheren Existenzen gemeint. Sie wirken fort und bestimmen nicht nur das Geschick, sondern auch die Höhe des sittlichen Charakters, gewissermaßen den Adel der Gesinnung, den ein Mensch in die gegenwärtige Existenz mitbringt. Wo ein Inder diesen „Taten“ und ihrem Einfluß nicht gerade die Macht der Götter entgegenzusetzen will — vielleicht weil er nicht an die Götter glaubt —, da setzt er ihnen die einfache, irdisch begreifliche Kausalität entgegen; oder den Satz, daß jeder sich selbst sein Schicksal schafft, seines Glückes Schmied ist (vgl. z. B. Mahabharata XIII, 297 f.).

Mit dieser Lehre von den „Taten“ hat der indische Geist an Kühnheit und Großartigkeit des Denkens nicht nur die Religion der klassischen Nationen, sondern auch jede wissenschaftliche Philosophie überflügelt. Er steht nicht ganz so ratlos vor der rätselhaften Tatsache, daß selbstlose Handlungen vorkommen, daß der kategorische Imperativ eine Macht ist und bleibt, obgleich jetzt fast jeder Philosoph diese Lehre beanstandet. Eben jene früheren „Taten“ machen uns zu dem, was wir sind; sie bleiben unser Eigentum, unser Erbteil, und wenn gleich nichts von ihnen in unserem Bewußtsein übrig ist, können sie doch auf diese mittelbare Weise für uns zu Triebfedern des Handelns werden, und uns zu Taten veranlassen, die ohne alle Rücksicht auf Erfolg und auf das bündige Verhältnis zwischen Menschen und Göttern zustande kommen.

So große Bewunderung aber auch die Tiefe und Verwegenheit dieser Spekulation verdient, so bleibt sie doch nur eine supranaturalistische Hypothese; denn von den „Taten“ wissen wir nie etwas. Ihre

Nachwirkungen ragen also als ein irrationales, durchaus unerklärliches Element in das reale Leben hinein, ebenso wie das verschleierte Fatum.

## V.

Wenn das irrationale Element der Moral überhaupt zur Entwicklung der griechischen und indischen Religion beigetragen hat, so läßt sich a priori vermuten, daß auch die Vorstellungen beider Völker über das Jenseits von diesem Einflusse nicht unberührt geblieben sind, daß also nicht einzig und allein das andere Element, die Vergeltungs-idee sich in ihrer Eschatologie ausdrückt. Sonst müßte man erwarten, das Weltgericht unter dem Bilde einer großen Abzählung dargestellt zu finden, wo den Guten und Bösen bei Heller und Pfennig Gerechtigkeit widerfährt. Wirklich bestätigt sich diese Vermutung: das irrationale Element der Moral hat störend in die Triumphe eingegriffen, welche die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits zu feiern gedachte, und zwar in merkwürdiger, für beide Völker höchst charakteristischer Weise.

Daß im großen und ganzen an Strafe und Lohn in jener Welt geglaubt wurde, bezeugt uns die älteste Mythologie mit den oben erwähnten Beispielen besonders raffinierter Quälereien, wie auch viele Aussprüche der aufgeklärtesten klassischen Autoren. So spricht z. B. der Platonische Sokrates im „Phädon“ die ganz allgemeine Überzeugung aus, daß unser Ergehen im Jenseits nicht unabhängig sei von unserem Verhalten im Diesseits. In gewissem Sinne finden wir diesen Gedanken auch bei den Buddhisten wieder. Sie haben allerdings später, als ihre Lehre stark zu entarten anfang, in ihre Metaphysik (Abhidharma) das Dogma von zweierlei Hüllen aufgenommen; während die heißen Hüllen, welche man sich als kreisrunde Scheiben dachte, ihre Opfer, wenn auch nach so langer Zeit, schließlich alle frei ließen, hatte das „vatum implacabile genus“ außerdem noch kalte Hüllen erfunden, welche zwischen je drei solcher heißen Hüllen gelegen, also dreieckig waren, und in denen die Qual der Verdammten ewig dauern sollte.

Allein von solchen Ausgeburten abtrünniger Phantasie ist in der reinen Lehre Buddhas noch nichts zu finden. Die Gerechtigkeit waltet bei ihm insofern, als der eine früher, der andere später das Nirvana, die Erlösung erlangt. Unausbleiblich entsteht an diesem Punkte die

Frage, was das Nirvana sei? worin die Erlösung bestehe? Hier nun greift das irrationale Element der Moral ein, indem es der indischen Phantasie Zügel anlegt: jede weitere Spekulation über das Nirvana wird verboten. Weder dürfe man sagen, lehrt Buddha, das Nirvana sei ein „Sein“, noch es sei ein „Nichtsein“, noch endlich dürfe man die Behauptung aussprechen, es sei „weder ein Sein noch ein Nichtsein“. Nur eine so kategorische Weigerung des Religionsstifters, etwas über das Jenseits zu offenbaren, vermochte den zu Grübeleien geneigten Jender von den maßloseten Phantasmagorien über das verschiedene Schicksal der erlösten Seelen abzuhalten. Unenthüllt liegen im Schoße des Nirvana unendlich viele Möglichkeiten. Dasselbe Ziel erreicht auf einem anderen Wege die brahmanische Theosophie, indem sie das Brahma, den Urquell alles Seins, wohin alles einmal geht, als unterschiedslos, qualitätslos (nirgunah) bezeichnet; mit anderen Worten: der Spekulation wird hier Halt geboten.

Die gestaltungskräftige Phantasie des griechischen Volkes duldet keine so harte Fessel: sie stellte das Jenseit als ein Schattenreich dar. In der Schöpfung einer solchen Unterwelt haben die Griechen auf ganz eigentümliche Weise die Notwendigkeit anerkannt, sich zu bescheiden und über das Schicksal der Seelen nach dem Tode nichts Bestimmtes zu wissen. So sehr strebte ihr Geist danach, alles was ihn bewegte und erregte, in sichtbarer, greifbarer Weise zu verkörpern, daß sogar das negative Resultat, zu dem ein feiner moralischer Instinkt sie hier geführt hatte, die Unmöglichkeit, sich über die Fortexistenz nach dem Tode deutliche Vorstellungen zu machen, ja, die Trauer über das Ausbleiben von Nachrichten aus jener Welt, — daß sogar dieser Verzicht auf Erkenntnis, sage ich, zu einem phantastischen Bilde sich abrundete, welches aus der Welt des Lichtes und der Farben hergenommen war. Der Schatten wird zu dem Symbol der Unmacht, etwas Bestimmtes zu lehren. So wesenlos blaß, zerfließend, wie der Schatten ist im Vergleich zu dem Körper, der ihn wirft, so geringfügig, leider! und unbestimmt ist das, was wir über die Zukunft unserer Seele wissen . . . ach! nicht wissen, sondern nur ahnen und vermuten; — im Vergleich zu dem kräftig pulsierenden Leben, dessen wir uns jetzt erfreuen. Das ist, wie mir scheint, der Sinn des griechischen Orkus.

## VI.

In dem umsichtig und symmetrisch geordneten Bau des altiranischen (persischen) Religionsystems des Zoroastrismus herrscht im ganzen die rationale Vergeltungsmaxime stärker als in irgendeinem anderen Glauben: Damit die Seele des Menschen nach dem Tode in den Himmel gelange, ist es nötig, daß sie im Leben mehr gute als böse Taten vollbracht habe. Am vierten Tage nach dem Tode — belehren uns der Avesta und Minökhired, — bei Anbruch der Morgenröte begibt sich die Seele zum Gericht. Drei Götter, Mithra, Craosha und Rashnu fungieren als Totenrichter und legen die Taten der Seele, gute wie böse, auf eine große Wage. Je nachdem nun die guten Werke oder die Sünden schwerer wiegen, wird die Seele entweder von einem schönen Mädchen, das aus ihren guten Taten entstanden ist, über die Brücke Einvat (die Milchstraße) durch drei Himmel zu Ahru Mazda geleitet, oder sie wird in die Hölle gestürzt. Bis auf weiteres. Denn beim jüngsten Gericht, bei der Auferstehung der Toten werden auch die in der Hölle befindlichen Seelen nach nochmaliger Läuterung von der Verdammnis erlöst.

Gleichwohl würde man den Geist dieser tiefsinnigen Religion verkennen, wenn man glaubte, daß in ihr nur das jus strictum, die unbarmherzige Gerechtigkeit zur Geltung käme.

Außer den Göttern des Lichts und der Finsternis werden bei den Iranern noch außerweltliche Gottheiten erwähnt: Zrvan akarana, die unendliche Zeit und Thwassha, der unendliche Raum (nebst ihren Unterabteilungen). Das waren nicht etwa Attribute anderer Götter, und auch nicht bloß die Repräsentanten der Zeit- und Raumanschauung, die allem Dasein vorausgehen müssen und daher die Voraussetzung jeder Schöpfung bilden, sondern sie waren wirkliche Schicksalsgötter, welche im religiösen Leben der Iranier eine ähnliche Rolle spielten, wie das Fatum bei den Griechen und Römern. Ihr Name wird in den Religionsquellen mit dem Worte „bakht“ d. h. „Schicksal“ übersetzt, und Firduasi, der im Schahname die alte Religion erwähnt, charakterisiert diese beiden Mächte als unentrinnbar, unerbitterlich und zugleich unzuverlässig, da sie grundlos den Niedrigen erhöhen und den Hohen erniedrigen. Am bezeichnendsten für ihr Wesen ist jedoch ein negativer

Umstand, der uns auf den ersten Blick befremden und an ihrer Macht zweifeln lassen könnte: nämlich daß bei der Gelegenheit, wo alle Götter sonst aufgezählt werden, bei den Opfereinladungen der heiligen Schriften, diese Götter nicht erwähnt werden. Aber sie sind ja das Schicksal, dem sich mit Gebeten und Opfern nichts abzwängen läßt, weil es sich um die Bitten der Menschen schlechterdings nicht kümmert. Wozu soll man sie also einladen?

Noch ein Umstand verdient hier betont zu werden. Falls beim Totengericht die bösen Taten einer Seele auch schwerer wiegen als die guten, so braucht sie nicht immer verloren zu sein: es kann ihr aus einem Vorrat überzähliger, von anderen Menschen vollbrachter guter Taten etwas zugelegt werden, so daß sie doch noch die Seligkeit gewinnt. Etwas Ähnliches soll in der indischen Literatur erwähnt werden, doch nur im Catapatha-brahmana, und nur einmal; es war also wohl später entlehnt und gehörte nicht zum eigentlichen brahmanischen Glauben (vgl. Albrecht Weber: Indische Streifen, I, 20). Dagegen in Iran gab es sogar einen besonderen Gott als Repräsentanten dieser Schatzkammer aufgehäufter guter Taten, den Gott Miçvana. Hätten nun die Überlebenden die Möglichkeit gehabt, diesen Gott durch Gebete oder Opfer zu bestimmen, etwas von seinem Vorrat herauszugeben und einem Verstorbenen zuzulegen, so würde unser Beispiel nicht passen; dann gehörten eben die Gebete und Opfer mit zu den guten Taten, durch welche die Seligkeit des Verstorbenen erkaufte wäre. So steht es aber nicht: Miçvana ist selbst ein Schicksalsgott, zu dem also nicht gebetet wird, und seine Wirksamkeit entzog sich daher gänzlich der menschlichen Berechnung und Beeinflussung. Noch heute wie in uralten Zeiten wird nach dem Tode eines Parsi zu den Göttern Craosha, Rashnu und Arstat, aber nicht zu Miçvana gebetet; und die Eingriffe des Schicksals bleiben blind; der eine erntet das Überschüssige von dem, was der andere gesät hat.

So äußert sich im religiösen Bewußtsein der Iranier das Bedürfnis nach einem irrationalen Element der Moral, welches die Härte des Vergeltungsprinzips mildert.

Daß selbst die theologische Literatur nicht umhin konnte, diesen Glauben zu erwähnen, bezeugt uns, wie stark und allgemein er im Volke gewesen sein muß; denn im Interesse der Priester — der privi-

legierten Kartellträger zwischen der frevelnden Menschheit und der beleidigten Gottheit — lag es gewiß nicht, solche Lehren zu verbreiten. Freilich haben auch die Schicksalsgötter die bedeutendste Rolle in den weitverbreiteten Sekten des Parsismus, und nicht in der orthodoxen Religion gespielt.

## VII.

Das Christentum geriet bei der konsequenten Ausbildung seiner Lehren oder vielmehr bei der Selbstbesinnung auf die Bedeutung dessen, was im Neuen Testament niedergelegt ist, wiederum an die Klippe, alle Sittlichkeit in Vergeltungsmaximen aufzulösen; also gerade in das zu verfallen, was durch die Begründung des Christentums vermieden werden sollte. Zwischen Sündern und Gerechten wird immer unterschieden; die Schafe sollen von den Böcken getrennt werden. Wenn also der Sünder nicht zuletzt seinen schlimmen Lohn empfinde und das Wohlverhalten des gottgefälligen Mannes einmal vergolten würde, wo bliebe dann die Gerechtigkeit? Das soll denn auch geschehen. Eine Vergeltung wird im allgemeinen niemals vom Christentum verneint; sie ist einleuchtend und verständlich; sie bildet das rationale Element christlicher Ethik und entspricht in veredelter Metamorphose der untertänigen Geschäftsbeziehung, in welcher Indier, Perser, Griechen und Römer zu ihren Göttern standen; ebenso wie sie andererseits mit der obenerwähnten, von der Philosophie vorsichtig supponierten Weltordnung korrespondiert. Man hat das etwas euphemistisch so ausgedrückt, daß an jedes Gebot eine Verheißung geknüpft sei.

Übrigens haben wir schon darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht einmal ganz richtig ist, wenn wir das Vertrauen auf jenseitigen Lohn und Strafe völlig gleichsetzen der selbstsüchtigen Wahrung unserer Interessen in irdischen Verhältnissen. Der Unterschied besteht darin, daß ein Mensch, dessen Blick über die Enge des irdischen Horizonts hinausreicht, ein Mensch, in welchem der Glaube an ein Leben nach dem Tode so lebendig ist, daß er als praktisches Regulativ seine Handlungsweise beeinflusst, immer schon ein gewisses Maß von Idealismus und Religiosität besitzen muß, sonst wäre ihm mit Verheißungen über jene Welt in praktischen Fragen nicht beizukommen.

Indessen volles Genüge konnte das Christentum an dieser Lehre von Lohn und Strafe nicht finden, so gerecht sie auch ohne Zweifel war. Wenn jemals die ganze christliche Sittenlehre restlos in dieser Vergeltungstheorie aufgegangen wäre, so hätte sich behaupten lassen, daß der einzelne Mensch — ob christlich, ob unchristlich, ob religiös, ob irreligiös —, welcher in selbstvergessener Hingabe handelt, ohne im Gefühl oder Bewußtsein durch die entfernteste Rücksicht auf Lohn und Ausgleich geleitet zu werden, — höher und edler dasteht als die Religion selbst von ihm verlangt, daß er also in seiner Person das Ideal religiöser Ethik übertrifft, welches für das Bewußtsein eben immer nur das Ideal eines Spekulanten bliebe.

Zur Ergänzung dieses Mangels und als ein Gegengewicht gegen die bloße Gerechtigkeit hat das Christentum zwei Begriffe entwickelt, die, so grundverschieden sie auch primä facie scheinen mögen, doch durchaus zusammengehören. Der eine ist der Begriff der „Ersünde“, das „non posse non peccare“ des heiligen Augustinus von Hippo, zu dessen Ursprung die ersten Kapitel des Genesis eine Art historischen Kommentars liefern: ein Begriff, der in seiner psychischen Wirkung dem obenerwähnten Ergebnis unbefangener Selbstbeobachtung entspricht: Daß nämlich das Gewissen des Menschen auch von den Untaten gepeinigt wird, die er ohne Überlegung, ja sogar ganz unbewußt begangen hat. Nun definieren mehrere Kirchenväter die Ersünde so, daß in der Person Adams die Personen aller späteren Menschen noch mit eingeschlossen gewesen seien; also indem Adam sündigte, auch schon wir und alle übrigen Menschen mitgesündigt haben. Die Ansicht ist unwiderlegbar: Da aber jetzt doch die Personen der anderen Menschen von der Person Adams getrennt existieren, so muß man sich fragen, was damit die Kirchenväter eigentlich anderes vorausgesetzt haben, als eine Art Seelenwanderung.

Alein der Christ müßte schier verzweifeln, wenn es nichts weiter als Gerechtigkeit und Ersünde gäbe und er nicht noch der „Gnade“ teilhaftig wäre. Dies ist ein Begriff von dem eminentesten sittlichen Wert; denn er hat das Verdienst, das ganze Vergeltungssystem zu stören und in Frage zu stellen.

Die „Gnade“ ist unergründlich, unerforschlich und wirkt Wunder. Wenn wir wieder Kinder werden und mit kindlichem Gemüt, nicht

durch weitaußgehende Rücksichten beeinflusst, gewissermaßen aus unbewußtem Trieb das Gute tun, dann hat die „Gnade“ dies Wunder im Menschen zustande gebracht. Ohne sie wird wohl niemand selig; aber diese mächtige Eingriff der Gnade entzieht sich einer solchen Berechnung, wie man sie über Verdienst und Schuld anstellen möchte. Darum bleibt sie auch immer ein geheimnisvolles Gut, das sich nicht wiederum nach einer bestimmten Regel erwerben läßt; und sie bildet das irrationale, unerklärliche Element im sittlichen Leben des Christen. — Also ebenso wie der große Königsberger Philosoph die Unmöglichkeit bekannte, die Verbindlichkeit des kategorischen Imperativs zu beweisen, ja auch den Versuch dazu ablehnte, ebenso steht für den Menschen das Rätsel der Gnade über aller menschlichen Wißbegier als das verborgene Motiv der in höherem Sinne sittlichen Handlungen.

Die Religionen des klassischen Altertums, der ältere Brahmaismus und Parsismus enthalten nichts, was der christlichen Gnade entspricht; nur der Buddhismus besitzt in der Kraft, mit welcher der Buddha „das Rad des Gesetzes in Bewegung bringt“ und durch Verbreitung der guten Lehre zum Heile verhilft, eine schwache Morgenröte des Gnadenbegriffes. Sie ist schwach; denn jeder Buddha wirkt ja nicht, indem er für die Menschen den Opfertod erleidet, oder sonst auf irgendeine wunderbare mystische Weise: er weckt das Verständnis für seine Lehre einzig durch vernünftige Unterweisung. Daß diese heilsame Lehre zu hören aber jedenfalls ein unverdientes Glück, also ein Gnadengeschenk ist, zeigt die Unterscheidung zwischen den Paccefabuddhas, die zwar auch die Erlösung erlangen, jedoch nur für sich selbst, und den Westbuddhas, die sie auch anderen vermitteln. — Die spätere brahmanische Spekulation hat den Begriff der „Gnade“ (anugraha) in metaphysische, doch nicht in moralische Erörterungen eingeführt.

### VIII.

Indem das Christentum bei der Entwicklung ethischer Gedanken sicherer und bestimmter verfuhr, als das ihm vorausgehende griechische und orientalische Altertum, trennte es den Grundbegriff — die Richtung nach oben und unten, die bei dem fatum und in den „karma“ noch zur Einheit verschmolzen sind, in ihre Bestandteile oder Kräfte, deren

eine den Menschen auf wunderbare Weise zum Heile führt, während die andere ihm durch eine Schuld, die es ihm ohne sein Wissen aufladet, Verderben bereitet. In dem Fatum ist beides noch in so dunkler Mischung vorhanden, daß niemand sagen darf, welche Macht überwiegt. Dasselbe gilt von den Eingriffen des Schicksals bei den Iraniern. Die „Taten“ führen den Hindu von Existenz zu Existenz, bald aufwärts, bald abwärts; allein der Zug nach oben, zur Erlösung überwiegt. — Obgleich es nun in der christlichen Lehre heißt, daß viele berufen, aber wenige auserwählt seien, so repräsentiert doch die Gnade entschieden die stärkere Macht; denn sie geht ja aus von dem alleinigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und wie sollte der nicht den Satan, den Vater der Erbsünde überwinden? Die Überfülle göttlicher Gnade bringt es sogar dahin, daß selbst menschliches Verdienst einen Abglanz davon an sich tragen kann, wie uns die opera super erogationis, die überdienstlichen Werke des Heiligen zeigen. Denn „Gnade erweisen“ heißt doch vom Standpunkte des Subjektes aus, mehr Gutes tun, als man zu tun verpflichtet war.

Es ist nicht zu verwundern, daß Gnostiker, Scholastiker und spätere christliche Philosophen, d. h. Denker, welche sich bemüht haben, der Kirchenlehre eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, fast immer den Primat der Gnade gegenüber der Gerechtigkeit aufrecht erhalten und behaupten: die Erlösung und ewige Seligkeit könne nicht erworben werden durch Taten, welche der Mensch als freies Wesen mit Bewußtsein ausführt, sondern nur durch eine geheimnisvolle Einwirkung der göttlichen Gnade. Sicherlich liegt dieser Überzeugung der Gedanke zugrunde: vollkommen selbstlose Handlungen seien etwas so Herrliches und Unbegreifliches (eben irrationales), daß der Mensch, welcher sie vollbringt, eine Scheu empfindet, sie der eigenen Kraft zuzuschreiben. Die Gnade hat sie in ihm und durch ihn gewirkt.

Noch viel weniger darf es uns wundernehmen, daß in Indien, wo doch Religion und Philosophie sich im ganzen viel besser vertrugen als im christlichen Europa, — der Brahmaismus, Buddhismus und die Philosophie diese selbe Idee verfechten: nämlich den Gedanken, daß das Heil der Erlösung (nirvana, vielleicht unio mystica mit Gott) nicht durch Tugend erreichbar sei. Denn die Tugend ist mein gegenwärtiges Verdienst; wo bliebe aber dann die blinde Nachwirkung der

früheren Existenzen, deren ich mir nicht bewußt bin? In diesem Sinne und wohl auch als Hinweis auf die Überflüssigkeit aller Moral für einen außermweltlichen Standpunkt, nicht aber als sittliche Markose eines schlaffen Mystizismus ist es aufzufassen, wenn es im Kommentar des Cankara zur Vedānta-Philosophie des Bādarāyana heißt: „Für den Wissenden gibt es keine Pflicht . . . Durch Zulegung von Tugenden kommt Erlösung nicht zustande; denn sie besteht im Einssein mit dem keiner Zulegung von Vollkommenheit fähigen Brahman; und ebensowenig in der Ablegung von Fehlern: denn das Brahman, mit dem Eins zu sein, das ist, was Erlösung ausmacht, ist ewig rein“ (vgl. Paul Deussen: „Das System der Vedānta, Leipzig 1883, p. 435).

In einem ganz ähnlichen Sinne strebt die mystische Sekte der Qusis und ihr großer Dichter Dihelalleddin Rumi nach einer Vertiefung der sonst so seichten mohammedanischen Dogmatik.

So nehmen denn in mehr als einer Hinsicht die „Gnade“ und die „Ersünde“ im Christentum eine analoge Stellung ein, wie die Metempsychose im Brahmaismus und Buddhismus, das Fatum bei den klassischen Völkern, die Schicksalsgottheiten der Franier und die Annahme absolut selbstloser Zwecke und andererseits die Annahme unbewußter Verschuldung im unbefangenen Denken und in verschiedenen philosophischen Systemen.

## IX.

Das Ergebnis unserer Untersuchung rekapitulierend, erinnern wir noch einmal an die Frage, bei welcher sich uns diese Beobachtungen aus dem sittlichen Leben aufdrängen. Es ist dieselbe Frage, die in des Lebens labyrinthisch irrem Lauf immer wieder dem Denker gegenübertritt: die Frage nach dem Grunde für die Verbindlichkeit moralischer Vorschriften; die Frage, weshalb ich denn den Geboten der Moral folgen sollte?

Alle diejenigen, welche bei der Beantwortung dieser Frage, bewußt oder unbewußt, direkt oder indirekt, offen oder verschleiert sich auf einen Entgelt, eine Remuneration berufen, lehren eine Sittlichkeit, die eigentlich nicht mehr sittlich ist. Die anderen dahingegen, die Intuitionisten, die von keiner Kompensation etwas wissen wollen, geben

in Wahrheit gar keine Antwort auf die Frage. Sie werden, — wie ich früher zu zeigen mich bemüht habe,<sup>1)</sup> — ein materielles Prinzip der Ethik überhaupt nie aufstellen können.

Nun hieße es wohl an das Institut der Eideshelfer erinnern, wenn ich mich bei der Diskussion philosophischer Fragen auf diesen Parallelismus mit den wichtigsten Religionen, wie auf einen Beweis berufen wollte. Darauf war es wirklich nicht abgesehen. Die Religionen liefern hier einen Teil des Beobachtungsmaterials; ohne daß deshalb auch nur die Worte „Schicksal“, „Seelenwanderung“ und „Gnade“ Synonyme werden sollen. Sind es doch die verschiedenfarbigen Blüten, die alle aus einem Samenkorn gewachsen sind, aus dem Verlangen, die Sittlichkeit zu einer idealen Höhe zu erheben, und sie der Vergrößerung zu entziehen, die ihr immer wieder von seiten der Selbstsucht droht?

Es ringt und strebt der homo religiosus dem gleichen Ziele zu wie der Philosoph:

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien  
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen;  
Ein Kind mit Lächeln fleht, ein andres mit Geschrei,  
Daß zu der Mutter Arm es aufgenommen sei.

Deutlich erkennbar ist diese Absicht bei Schopenhauer, wenn er das „Mitleid“ die einzige Quelle der Moral nennt, und das Mitleid wiederum metaphysisch so zu begreifen sucht, daß jeder — obzwar unbewußt — in dem anderen sich selbst wiederfieht, hiermit also das „Inbegriffensein“ aller Wesen in die Alleinheit erkennt; so daß also, wer dem anderen wehe tut, sich selber Schaden zufügt. Ein Teil eines untrennbaren Ganzen wird aber nicht einem anderen Teil desselben Ganzen Schmerz verursachen wollen; wie wenn die Hand den Fuß schlägt. Ähnlich heißt es nach der Yoga-Philosophie der Jnder in der Bhagavadgītā (c. 13 v. 28):

Denn welcher allerorts den höchsten Gott gefunden,  
Der Mann wird durch sich selbst sich selber nicht verwunden.

<sup>1)</sup> Aufsatz Nr. 7 der oben zit. Essay's.  
Gregor von Glagenapp.

Es erhellt daraus, daß Schopenhauer überhaupt nur das zweite, irrationale sittliche Element als wahrhaft sittlich gelten läßt; daß ihm seine metaphysische Deutung jedoch nur gelingt, indem er es wiederum auf das erstere, rationale, im Grunde genommen egoistische Element zurückführt.

Viele werden sich noch an der Frage versuchen, die den geistvollsten Denker veranlaßt hat, sich im Zirkel zu bewegen.

Wer möchte nicht in das Innere der Dinge bringen! Indes hier wird man wohl nicht tiefer gehen können und von der Tatsache Halt machen müssen, daß an dem menschlichen Wesen nur der Egoismus vollkommen begreiflich erscheint, und wird folglich auch nicht von uns eine Erklärung des irrationalen Elements erwarten; denn wenn sie uns möglich wäre, so hätten wir es nicht irrational genannt.

Am schönsten und reinsten hat dieses Streben nach Idealisierung der Ethik wohl Kant ausgedrückt, indem er fordert, das wahrhaft Sittliche solle ohne Neigung geschehen. Denn er erkennt in der die Handlung begleitenden oder veranlassenden Neigung eine pränumerando dafür empfangene Zahlung, die uns ebensowenig, wie die postnumerando im Jenseit zu erwartende Remuneration leiten darf. Hiermit hat auch Kant das eine sittliche Element vom anderen lösen und als die alleinige Grundlage der Moral zur Geltung bringen wollen, muß aber freilich gestehen, daß eine in diesem Sinne sittliche Handlung vielleicht noch nie in ihrer vollen Reinheit von einem Menschen vollzogen worden sei. Dementgegen sieht sein größter Schüler, Schiller, die höchste Blüte der Sittlichkeit darin, daß der Mensch aus eigener Neigung sittlich handle. Er bemüht sich also, die beiden tatsächlich so oft auseinander tretenden Elemente total zur Einheit zu verschmelzen; und nach der Regel: „qui bene distinguit, bene docet“, liefert er damit nicht gerade ein für die Erkenntnis fruchtbares Prinzip. Ist es nicht ein Glück, daß wir die Kraft besitzen, von dem Wechsel der Stimmungen und Neigungen unabhängig zu sein, und sogar „widerwillig“ moralischen Grundsätzen zu folgen?

Wer nach alledem mit uns die Überzeugung gewonnen hat, daß es hier darauf ankommt, den psychologischen und historischen Tatbestand zu registrieren und disparate Dinge lieber ein für allemal zu trennen, als, dem Zuge des Herzens folgend, sie gewaltsam zu ver-

einigen; — wer immer wieder die Reihe der Philosophen von dem indischen und griechischen Altertum bis zu Wundt, Nietzsche und den englischen Utilitariern durchgehend, eingesehen hat, wie aussichtslos und ohnmächtig die Versuche sind, die Sittlichkeit aus einer einzigen Quelle abzuleiten, der wird sich beruhigen und es aufgeben, durch Unterdrücken, Totschweigen oder Widerlegen eines Elements dem anderen allein zur Geltung zu verhelfen; — er wird es aufgeben, in geschäftiger Arbeit am Schreibtische beide Elemente künstlich zu amalgamieren, oder durch die laute Behauptung ihrer Weseneinheit, die innere Stimme zu über-tönen, die ihm, sobald er vom Schreibtisch aufsteht, doch immer wieder ihre Zweifelt zum Bewußtsein bringt; — er wird es für Gewinn halten, das, was nun doch einmal verschieden ist, auch geflissentlich getrennt hinzustellen und, auf sog. einheitliche Anschauung verzichtend, im sittlichen Leben eine Antinomie anzuerkennen. Oder leben nicht etwa alle beide Elemente in uns als nie geschlichteter Konflikt der Stimmungen, und außer uns als eine Menge einander bekämpfender — hier mystischer, dort rationalistischer — Lehrmeinungen und Bekenntnisse? Eine gewisse schwärmerische Anlage der Denker hat das Wort „Dualismus“ in schlechten Ruf gebracht; aber so wahr es besser ist, zwei Dinge deutlich als eins verschwommen zu sehen, wird man besser tun, das Wort auf diesem Gebiete wie auf manchem anderen stehen zu lassen, und braucht trotz der Zweifelt weder im Denken noch im praktischen Leben zu verzweifeln.

So scherzten also berühmte persische Dichter vor 600 Jahren miteinander! Wollen wir auch dem Sohn der Wüste — falls der Perfer dafür gelten darf — einiges zugute halten, so werden wir doch von David Hume daran erinnert, daß es bei den feingebildeten Griechen und Römern in der guten alten Zeit nicht anmutiger hergegangen zu sein scheint. — „Als Philipp, König von Mazedonien, ein Fürst von großem Wiß und Scharfsinn, zusammentraf mit Titus Flamininus, einem Römer von der höchsten Bildung, der von Gesandten fast aller griechischen Staaten begleitet war, sagte der ätolische Gesandte recht unvermittelt dem König, er rede wie ein Narr oder wie ein Verrückter! ‚Das ist,‘ sagte der König, ‚fogar für einen Blinden einleuchtend!‘ worin eine Verpottung der Blindheit des Gesandten lag; alles dieses überschritt jedoch nicht die Grenzen des Herkömmlichen, denn die Konferenz wurde dadurch nicht gestört, und Flamininus amüsierte sich sehr über die Geistesblitze; als schließlich Philipp sich etwas Zeit ausbat, um die Sache mit seinen Freunden, die eben nicht anwesend waren, zu beraten, sagte ihm der römische Feldherr, der eben seinen Wiß zeigen wollte: ‚Der Grund, weshalb er keinen von seinen Freunden bei sich habe, sei vielleicht der, daß er sie alle ermordet habe‘, was auch wirklich der Fall gewesen sei. Dieser unmotivierte Ausfall ärgerte Philipp auch nicht weiter, sondern brachte ihn nur zu einem ‚ardonischen Lächeln“ was wir etwa ‚grinsen‘ nennen, und hinderte ihn nicht, die Verhandlung am nächsten Tage zu erneuern.“ — Es ist nicht nur für die Zeit des Vorfalles, sondern auch für Plutarchs Zeitalter charakteristisch, daß dieser eine solche Geschichte unter den witzigen und hübschen Aussprüchen des Flamininus aufzählt. —

Das Auffallende derartiger Äußerungen aus dem Altertum versucht man vielleicht auch als antike Offenheit, rücksichtslosen Freiheitsfinn oder höchstens als eine gewisse Roheit zu kennzeichnen. Nun, das ist alles in diesem Falle nicht richtig: die Grobheit, die zu verletzen beabsichtigt, die Rücksichtslosigkeit, die sich um die Tragweite ihrer Worte überhaupt nicht kümmert, sind etwas Apartes; aber treffen wollen und vorbeischießen, das ist es, was als Taktlosigkeit weit und breit bekannt ist. Erstauuliche Beispiele davon sind uns auch aus der Zeit der Renaissance aufbewahrt. Als vor König Philipp II. von Spanien eine Deputation einer größeren Stadt erschien, fuhr der König,

## Geistreich und taktlos.

Von Gregor von Glasenapp.

Aus dem Leben des persischen Dichters Scheich Saadi von Schiras, des berühmten Verfassers des Gulistan, erzählt sein Biograph Dauletscha unter anderem folgenden erbaulichen Zug:

„In artiger und feiner Bildung und geistreichem Benehmen war der Scheich ausgezeichnet; er ging beständig mit talentvollen Männern um, mischte sich immer in die Gesellschaft derer, bei welchen sich tiefes Denken und Erhebung und ausgezeichnetes Verdienst fand, und unterhielt sich mit angenehmem Wiß und feinem Scherze; so erzählt man folgendes: Chodsha Hemam von Tebris, ein einsichtsvoller, reichbegabter, liebeich gesinnter, hochgestellter und begüterter Mann, war ein Zeitgenosse des Scheich; eines Tages trat der Scheich zu Tebris in das Bad, während Chodsha Hemam mit großem Pomp sich ebendasselbst besand; der Scheich goß dem Chodsha eine Schale Wasser über den Kopf; fogleich fragte der Chodsha: ‚Wo ist denn der Derwisch her? ‚Von Schiras!‘ antwortete er; hierauf sagte der Chodsha scherzweise: ‚Man muß sich billig wundern, daß ein Einwohner von Schiras in unserer Stadt mehr gilt als ein Hund.‘ ‚So ist es hier anders als bei uns,‘ erwiderte der Scheich lächelnd, ‚denn ein Einwohner von Tebris gilt in unserer Stadt weniger als ein Hund‘ . . . Hemam konnte nicht mehr zweifeln, daß dieser Mann Saadi sei, und schwur: ‚Du bist der Scheich.‘ Saadi leugnete es nicht; der Chodsha warf sich zu seinen Füßen . . . führte ihn in sein Haus, richtete ihm ein Mahl zu und bewirtete ihn auf das glänzendste, und sie unterhielten sich auf die angenehmste Art.“

übelgelaunt, den jugendlichen Redner derselben an: „weshalb ihm denn die Stadt einen barlosen Jüngling schicke, ob sie denn keine Vertreter mit Bärten habe?“ „Dann“, sagte flink der Redner, „hätte meine Vaterstadt Eurer Majestät ja einen Bock schicken müssen!“ und der König nahm diese Schlagfertigkeit sehr wohl auf. — Macchiavello sagt in der Lebensbeschreibung seines Zeitgenossen, des Staatsmannes und Feldherrn Castruccio Castracani von Lucca, derselbe sei im Alter von 44 Jahren gestorben, in demselben Alter wie Scipio und Philipp von Macedonien, und er hätte den einen wie den anderen übertroffen, wenn er zum Vaterlande statt Lucca Macedonien oder Rom gehabt hätte (e senza dubbio avrebbe superato l'uno e l'altro, se in cambio di Lucca egli avesse avuto per sua patria Macedonia o Roma). Von diesem großen Mann berichtet nun ferner sein noch größerer Biograph, er habe auch Wunderbares geleistet in feinen und beißenden Repliken (nel rispondere e mordere . . . urbanamente); unter anderen Anekdoten, welche „ingegno e gravità“ zeigen sollen, werden auch folgende aufgeführt: Zu Castruccio sagte einmal einer seiner Standesgenossen: „Was willst du, daß ich dir geben soll, damit du mich dir eine Ohrfeige geben läßt?“ Er antwortete: „Einen Helm!“ — Als Castruccio einmal von Taddeo Bernardi, einem sehr reichen und prunkliebenden Manne, zu Mittag geladen war und sein Gastfreund ihm ein Zimmer zeigte, das ganz mit kostbaren Tapeten behangen war und einen Fußboden aus wertvollen, zu Mosaik zusammengesetzten Steinen besaß, da sammelte sich Castruccio eine gehörige Menge Speichel im Munde und spie denselben allen dem Taddeo ins Gesicht. Wie nun dieser darüber aufgebracht war, sagte Castruccio: „Ich wüßte keine Stelle, wo hineinzuSpeien, wo es dir weniger unangenehm gewesen wäre!“ — Soweit Macchiavello! Wir befinden uns also hier schon auf dem Gebiete der „Sprache ohne Worte“, und der geduldige Leser fragt sich erstaunt, in welche Gesellschaft er eigentlich geraten sei? In die Gesellschaft von Königen, Dichtern und Staatsmännern aus den Glanzperioden menschlicher Kultur!

Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß alle die referierten Aussprüche aus dem Altertum und Mittelalter in ihrer Art geistreich resp. wichtig sind; wie groß muß aber der Mangel an Takt gewesen sein, der mit dem Geistreichtum unter einem Dache wohnte! Wie groß die Geschmack-

losigkeit, die solche Probestücke von Rustizität mit pietätvoller Bewunderung für die Nachwelt fixierte!

Es wäre daher wohl der Mühe wert, die Frage zu erörtern, woher es kommt, daß heutzutage solche Sachen allgemein als unpassend empfunden werden, während in der älteren Zeit das Gefühl dafür weniger rege gewesen zu sein scheint, und zweitens: welcher Wert dieser Gattung von Geistreichtum überhaupt beizumessen ist. —

Sind die Zeiten für den Takt besser geworden? Uns will es scheinen, daß Taktlosigkeiten auch zu unserer Zeit oft genug passieren; aber man ist nicht mehr so stolz auf sie. Z. B. die humoristischen Zeitschriften und Anekdotensammlungen, besonders die Münchener „Fliegenden Blätter“, sündigen immer noch viel auf diesem Gebiete; aber dort werden die Witze von der Situation und dem Augenblick, der sie geboren, abgelöst der Mitwelt überliefert; die Taktlosigkeiten, von denen es dort wimmelt, werden nicht so unmittelbar empfunden, und man muß sich bisweilen erst darauf besinnen, daß in den Kreisen der dort abgebildeten, als Gräfinnen, Professoren usw. bezeichneten, also zur guten Gesellschaft gehörigen Personen derartige Sottisen nicht begangen werden. Diese Bemerkung führt uns nun auch direkt zur Besprechung dessen, was unter Takt zu verstehen ist.

Die Nachforschung, wann wohl zuerst menschliche Reflexion — nicht bloß das Gefühl — den Takt und sein Gegenteil sich zum Bewußtsein gebracht und auch erörtert hat, führt mich auf Razwini, den arabischen Polyhistor des 13. Jahrhunderts, zurück, der in seiner Kosmographie die menschlichen Körper- und Geisteskräfte aufzählt und unter den Kräften des Verstandes (deren es bei ihm vier Klassen gibt) die dritte Klasse bezeichnet als „Inbegriff mannigfacher Ideen und Begriffe, die sich im Verstande angesammelt haben, und zwar aus früher dagewesenen Vorfällen, mittels welcher man aus den vielen an den Menschen herantretenden Akzidentien die wirklich ratsamen herauszufinden imstande ist“. — Diese Erklärung ist breit und verschwommen, läßt vieles ahnen aber nichts deutlich erkennen. Jedoch aus jeder der angehängten zahlreichen Anekdoten, die Razwini als Beispiele für das Fehlen dieser Verstandeskraft erzählt, ergibt sich, daß dem orientalischen Gelehrten der Begriff des Taktes vorgeschwebt hat. Es möge genügen, zum Beweise nur die erste dieser Anekdoten wiederzugeben: Der Dichter

Abuñadshim trat huldigend vor den Fürsten Hisham und rezitierte ihm ein in Samben abgefaßtes Poem, das zu seinen besten gehörte und dessen Anfang lautete:

„Lob sei und Preis dem höchsten Gott,  
Der Wohltat spendet reichlich.“

Hisham fand es vorzüglich und hörte aufmerksam zu, bis er zu den Schlußworten kam:

„Die Sonn' im Äther aber glich  
Dem Aug' des Schielenden!“

Da wurde Hisham zornig, weil er selbst schielte, und gebot, dem Dichter Backenstreiche zu geben und ihn hinauszwerfen.

Disraeli-Beaconsfield soll den Takt als „quick sympathy with human feeling“ definiert haben, und für diejenigen, welche auch ohne dies wissen, was damit gemeint ist, mag diese Erklärung genügen; an sich ist sie zu weit, denn man könnte bei diesen Worten ebensogut das „Mitleid“ und manches andere im Auge haben. Der Takt ist das — noch außer dem Ziel, das wir gerade verfolgen — beständig uns begleitende Bewußtsein aller der oft feinen, scheinbar unbedeutenden Beziehungen, in denen wir zu allen anderen stehen: ein Bewußtsein, das uns nie verläßt, unsere Worte beeinflusst und allem menschlichen Verkehr unzählige kleine Rücksichten auferlegt; daher ist keine Äußerung oder Handlung isoliert für sich taktvoll oder das Gegenteil davon; sie ist es nur im Hinblick auf die Personen oder Umstände, unter denen sie stattfand. — Um das harte Zusammenprallen einander widerstreitender Interessen zu vermeiden und den menschlichen Verkehr in ruhigen Bahnen zu halten, sind Recht und Gesetze entstanden; was Sünde ist, sagt jedem vernehmlich die Stimme des Gewissens; damit aber auch die Reibungen sich glätten, die von den kleinen Härten der einzelnen Charaktere, von den Ungleichmäßigkeiten der Temperamente und Launen, von der kleinlichen Einmischung des Egoismus und der Eitelkeit jeden Augenblick zu entstehen drohen, sind überdies gute Manieren erfunden worden; soweit sie sich positiv formulieren lassen als das, was man im Verkehr mit anderen tun soll, nennt man sie Höflichkeit; soweit sie negativ aufzählen, was mit Rücksicht auf andere nicht geschehen darf, spricht man

von Anstand; was dann noch in der Kunst des Umganges nachbleibt und, weil von immer wechselnden Beziehungen abhängig, nicht in feste Regeln sich fassen läßt, also auch nicht ausdrücklich gelehrt werden kann, ist der Takt: die Fähigkeit, immer — abgesehen von dem Hauptmotiv unserer Handlung und dem jeweiligen Hauptinhalt des Bewußtseins — auch all der übrigen Beziehungen zu anderen eingedenk zu sein, welche in diesem Moment ebenfalls berücksichtigt werden müssen. Deshalb ist es z. B. taktlos, unter Personen, die zu geselligen Zwecken zusammengekommen sind, bei einer Kontroverse sich mit Eifer zum Siege verhelfen zu wollen, denn der gleichmäßige Fortgang der Konversation in versöhnlichen Formen ist für den Augenblick wichtiger als die äußere Anerkennung, daß wir recht haben.

Diese Gabe nun, über das hinaus, was Sitte und Brauch vorschreiben, im Verkehr ein feines Wohlverhalten zu beobachten, scheint erst allmählich und erst in neuerer Zeit mehr ausgebildet und zu allgemeinerer Anerkennung gelangt zu sein; es wäre leicht, Beispiele aufzuzählen, daß das römische Altertum in dieser Hinsicht noch ziemlich im argen lag. Für die meisten Philologen mag es rituell geworden sein, an Horaz die Eleganz und das feine attische Salz des Witzes zu bewundern; wie dünkt uns nun aber, wenn er, der sonst im Schmeicheln doch nicht blöde ist, sich in einer Ode an seinen Gönner Grosphus mit den Worten wendet:

Laetus in praesens animus quod ultra est  
Oderit curae et amara lento  
Temperet risu; nihil est ab omni  
Parte beatum.

Et mihi fors an tibi quod negarit  
Porriget hora:

Te greges centum Siculaeque circum  
Mugiunt vaccae, tibi tollit hinnitum  
Apta quadrigis equa; te bis Afro  
Murice tinctae

Vestiunt lanae: mihi parva rura et  
Spiritus Graiae tenuem Camenae  
Parca non mendax dedit et malignum  
Spernere volgus!

Kurz auf deutsch: „das Schicksal verteilt seine Gaben ungleich; dir hat es viel Reichtum und Reichthum gegeben, mir dagegen einen hohen Geist und die Gabe, den Böbel zu verachten.“

Uns scheint, Horaz trifft hier daneben; denn er will doch nicht im Ernst bei der Parallele zwischen sich und dem Freunde, den die Ode besingt, ein Bild zeichnen, in dem aller Schatten auf den Freund fällt. Wir wollen versuchen, diese Erscheinung zu erklären.

Unter den Motiven, durch deren Zusammenwirken jede menschliche Handlung zustande kommt, lassen sich von einem gewissen Gesichtspunkte aus zwei Gattungen unterscheiden, welche primäre und sekundäre Motive genannt werden können: die ersteren liegen in dem Charakter des Handelnden und seinem jeweiligen Ziel, der zu verwirklichenden Absicht; die sekundären Triebfedern werden dagegen in dem mannigfachen Einfluß zu suchen sein, welchen verschiedene Rücksichten und gesellschaftliche Beziehungen, Lebenserfahrung und Weltkenntnis auf den Handelnden ausüben; — durch diese zahlreichen Gegenwirkungen und abschwächenden Faktoren, welche wir uns wie beim Parallelogramm der Kräfte als die eine der Komponenten denken können, wird der resultierenden Handlung die sog. „Blässe des Gedankens angekränelt“, die Tat wird weniger unmittelbar, kräftig und ursprünglich, aber auch maßvoller sich gestalten und in die Gesamtheit des sozialen Ganzen besser hineinpassen, als wenn nur unbehindert der erste Faktor vorhanden gewesen wäre. Nun glauben wir nicht zu irren, wenn wir meinen, daß in der älteren Zeit — unter einfacheren gesellschaftlichen Verhältnissen und vielleicht kraftvolleren Charakteren — das primäre Element der Motive weniger als in der Neuzeit vom sekundären geschwächt und modifiziert worden ist. Daher die schlichte Größe in den Gestalten der alten Welt; daher die heldenhafte Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihre Pläne ausführen! Daß aber durch die umgestaltenden Nebenwirkungen, welche heutzutage die Rücksicht auf die Gesellschaft bedingt, auch — neben manchem anderen — der Menschheit der Takt anezogen wird, folgt schon aus der Definition, die wir von ihm gaben. Unmerklich, mit dem Wachsen der Intelligenz und dem Erwachen des Bewußtseins, stellt er sich bei dem einzelnen ein und wirkt mühelos wie bei der Ausübung der Musik, aus der die Metapher genommen

ist; auch da trifft der Musiker den Takt durch ein richtiges Empfinden des Zusammenhanges der Komposition. —

Beruht nicht schon der Gegensatz zwischen der Methode historischer Darstellung in der alten und neuen Zeit auf dem hier besprochenen Unterschiede? Nicht das allmähliche Werden des Großen aus dem Kleinen, das Zusammenspiel und den Konflikt vieler Kräfte, das dem Entstehen wie dem Untergang staatlicher Bildungen vorausgehen mußte, hielten die Alten der Aufzeichnung würdig; fast nur die isolierten glänzenden Taten und das Abenteuerliche im Leben der Menschen, im Leben der Völker die Katastrophen schienen ihnen bedeutsam genug, um wiedererzählt zu werden; unsere Zeit dagegen sucht hier wie auf allen Gebieten des Wissens das Sein aus dem Werden zu begreifen; nicht die Schlachten allein, sondern mehr noch der stille Fluß der Kulturgeschichte interessiert sie; aus der Summierung des unendlich Kleinen sucht sie so schließlich die ganze Schöpfung zu erklären; man hat sie „das Zeitalter der Mikroben“ genannt.

Von dieser Sinnesänderung war noch vor zweihundert Jahren wenig zu merken; in der Kunst, z. B. in den Romanen und Novellen, war noch damals nur das Außerordentliche, Seltsame, Wunderbare wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln; unsere Dichter bedürfen kaum noch der Abenteuer für ihre Helden; auf die feine Beobachtung des Kleinen legen sie den Hauptwert, und ihre Wunder — Schätze wie Ungeheuer — finden sie im Labyrinth des Menschenherzens. Doch um hierauf näher einzugehen, müßten wir vom Thema abschweifen; und da das Wenige, was über den Takt noch nachzuholen wäre: die Unterscheidung zwischen gesellschaftlichen und sittlichen Taktlosigkeiten, der Neigung des männlichen Geschlechts zu den ersteren, des weiblichen Geschlechtes zu den letzteren, leicht von jedem selbst vorgenommen werden kann, so haben wir nur noch die zweite Frage, den Wert des Geistreichen „an sich“, in Erwägung zu ziehen.

Der Geistreichtum, wie er jetzt so allgemein bewundert und als eine ganz eigene Gabe einzelner Menschen gepriesen wird, scheint eher eine semitische als eine indogermanische Eigentümlichkeit zu sein. Wenn gleich die Werke sowohl des klassischen als des indischen Altertums manche Stellen aufweisen, die man auch an einem Schriftsteller von heute geistreich nennen würde, so sind diese Goldkörner doch sparsam

gesät, und die wahre Hochachtung vor dieser Gattung von Gold scheint auch erst von den Semiten nach Europa importiert worden zu sein: man denke nur an alle die Geistreichigkeiten in den Makamen des Hariri oder in Ludwig Börnes Werken. In keiner Dichtungsgattung kommt Witz und Esprit so zur Geltung wie in der Satire. Aber die drei griechischen Satiriker: Menippos, Meleager und Lukian, waren von Geburt nicht Griechen, sondern Syrer, also Semiten. Dasfelbe gilt vom Vater der römischen Satire: Publilius Syrus.

Unter den homerischen Kämpfern ist der Geistreichste, ja der einzige, der Witz und „Geist“ in seinen Reden zeigt, — nicht etwa der erfindungsreiche Odysseus noch der weise Nestor oder der Krieger im Kampf Menelaos, sondern Thersites; woraus wir entnehmen können, was die griechischen Helden, wenn sie jetzt auferstünden und unter uns wandelten, von unserem Geistreichthum halten würden.

Über den hohen Wert dieser Eigenschaft werden diejenigen, welche das Wort oft im Munde führen, wohl einig sein; uns scheint der Geistreichthum eine recht ergötliche, bisweilen schädliche, im ganzen überflüssige Gabe zu sein. Sagt man uns: wer „Geist“ und Witz kundgibt in seinen Schriften oder in der Unterhaltung, erweise durch diese große Leistung seine geistige Bedeutung, denn der Geistreichthum, den jemand zeigt, sei ein Maßstab für seine geistige Größe, — so leugnen wir dies einfach ganz; geistreich zu sein ist eben so unnütz wie schlau zu sein und der sogenannte Geistreichthum höchstens ein Maßstab für die Agilität des Kombinationsvermögens.

Wer von dem unabwiesbaren Bedürfnis getrieben wird, um des Friedens seiner Seele willen über sich und die Welt zu reflektieren, Grund und Zusammenhang der Dinge zu erforschen, auch das Unerforschliche von dem Zugänglichen zu sondern, und wer dabei seine Gedanken weit genug zu spannen vermag, um im großen wie im kleinen Anfang und Ende der Dinge zu verknüpfen, sei es mit sicherer logischer Kette, sei es mit dem unfehlbaren Griff tiefsinniger Konzeption: der wird ja wahrscheinlich auch hier und da ganz unabsichtlich manches sagen oder schreiben, was von anderen geistreich oder witzig genannt wird, besonders wenn er etwa durch Widerspruch zur Polemik gereizt ist — facit indignatio versum —, aber daran ist gar nichts gelegen; er braucht gar nicht den Geistreichthum; er besitzt wirkliche geistige Größe

und Bedeutung, auch wenn er zufällig nie etwas geäußert hat, was die Leser oder Hörer „Geist“ nennen; sein einzelner Ausspruch hat seinen Wert als Teil eines großen Zusammenhanges. Kant hat wohl einen feinen Witz, in seinen Werken werden aber doch nur wenige, zufällige Bemerkungen und kleine Exkurse, die zur Bedeutung seiner Schriften nichts dazutun, unter den jetzt geltenden Begriff des Geistreichen zu stellen sein.

Bei wem aber die sprunghafte Beweglichkeit des Intellektes an Nahem und Fernliegendem schnell die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, die Unterschiede und wiederum die Übereinstimmungen in den Unterschieden auffaßt, heraushebt, zusammenstellt, das Heterogenste unter einen Renner bringt und dem überraschten Hörer und Leser vor die erstaunten Augen hält, der mag im übrigen das oberflächlichste Wissen und den überzeugungslosesten Sinn haben: er hat den Vogel herabgeschossen, er ist der Held des Tages, dem — besonders von zarter Hand — der Lorbeer um die geistreiche Schläfe gewunden wird. Dem Hörer bereitet er Vergnügen, denn es ist amüsanter, zu sehen, wie so leicht und spielend, bald hier bald da, die Pfauenräder des Geistes sich entrollen; indem unser Gedanke seiner Kombination folgt, schaffen wir mühelos das Geistreiche nach; wir genießen Schöpferfreuden, und viel fehlt nicht, so bilden wir uns ein, wir hätten selbst all das Witzige und Geistreiche gesagt oder gedacht oder werden es wenigstens in Zukunft ganz gewiß können.

„Wer Rednergabe besitzt,“ sagt der Philosoph Salomon Maimon, „wird gehört; wer einen guten Stil besitzt, wird gelesen; wer keines von beiden besitzt, aber eigene Ideen hat, wird benutzt, und sein Gedanke, aber nicht sein Name ist unsterblich.“

Dem Geistreichen läßt sich das umgekehrte Prognostikon stellen: Was der wahre Denker gefunden und in schlichten Worten gesagt hat, greift er auf und macht die fremden Gedanken dem Teil der Mitwelt mundgerecht, welcher nur auf pikante Würze reagiert. So erlangt nicht sein Gedanke, aber bisweilen sein Name eine Unsterblichkeit von etwas mehr als einem Kalenderjahr.

Schädlich wird manchmal dieser Geistreichthum, weil er auch den haltlosesten Charakter, den in Aberglauben und den flagrantesten Widersprüchen befangenen Kopf zur Selbstzufriedenheit verführt, — so daß

er da, wo er, in die Enge getrieben, einfach „pater peccavi“ sagen sollte, sich mit einem witzigen Einfall heraushilft, scheinbar recht behält und abgeht tanquam re bene gesta. Und wenn er schließlich, mit allem zerfallen, untergeht, so rufen noch die Damen utriusque generis ihm nach: „Schade! er war doch ein geistreicher Mensch!“ Zerfallen aber konnte er mit allem, denn der Geistreichtum verknüpft nur hier und da mit wunderbarer Schnelligkeit einzelne Stücke, unbekümmert, ob das Ganze der inneren Welt dabei unverbunden bleibt; es ist nicht ein Verkehr über den Ocean hinüber, der alle Länder miteinander in Gemeinschaft bringt, sondern nur Kabotage, Küstenschiffahrt, welche in demselben Lande die Waren bloß in eine andere Provinz bringt, wo man sie früher nicht kannte. Wäre der Geistreichtum ein Maßstab für geistige Größe, so hätten wir in dem Dichter Heine einen der bedeutendsten Männer zu verehren; wer aber einmal versucht hat, sich an seinen Werken auch nur einige Tage nacheinander zu laben, wird mit uns die Überzeugung gewonnen haben, daß noch so viele Witze keinen Tag machen und noch so viele Witze keine geistige Nahrung geben.

Aus baltischer Geistesarbeit.  
Reden und Aufsätze  
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

---

XII.

Friedrich Hollmann.

---

Die Volksschule in Livland.



Riga  
Verlag von Jondt & Poliewsky  
1909.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

## Einleitung.

Friedrich Hollmann ist am 16. Oktober 1833 als viertes Kind des Pastors Rudolf Hollmann zu Pastorat Harjel geboren und hat dort im großen Geschwisterkreise (es folgten auf ihn noch sechs Kinder) seine Kindheit verlebt. Dort empfing er auch mit den Geschwistern und einigen Pensionären vom Vater und einem Hauslehrer den ersten Unterricht. In dem reichen Arbeitsleben, das er hier vor Augen sah, und in das er auch selbst bald hineingezogen wurde, ist wohl schon der Grund gelegt worden zu der nie ermüdenden Arbeitsfreudigkeit und der eisernen Pflichttreue, die ihn nachher sein Lebenlang begleitet haben. Eine andere freundliche Begleiterin fürs ganze Leben erwuchs ihm auch schon im Elternhause in der Musik, für die er eine hervorragende Begabung zeigte, die von der Mutter freudig erkannt und eifrig gepflegt wurde. Als der Vater zu Ende des Jahres 1844 nach Rauge versetzt wurde, wurde Fr. Hollmann nach Riga aufs Gymnasium gebracht und fand dort Aufnahme im Hause seines feingebildeten Schwagers, des Oberlehrers der lateinischen Sprache Wittram, dem er viel geistige Anregung verdankte; auch fand er reichlich Gelegenheit, seine musikalischen Interessen zu pflegen und sein hübsches Zeichentalent auszubilden. In der Schule, in der er manches auch die Schulzeit überdauernde Freundschaftsbündnis schloß, war er fleißig und gewissenhaft und bezog wohl vorbereitet im August 1852 die Landesuniversität, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Die Studienzeit hat er in ernstem Fleiß gewissenhaft ausgenutzt. Zwar ging er den Freuden des Studentenlebens nicht aus dem Wege. Er wurde Landsmann,

1\*

später auch Senior der Livonia, für die er das noch jetzt gebräuchliche Farbenlied komponierte. Aber die Hauptsache blieb ihm doch sein Studium, das sich nicht nur auf die Vorlesungen beschränkte, sondern auch zu selbständiger Arbeit führte, durch die er 1855 die goldene Medaille für eine Preisarbeit über den Gnostizismus erwarb. Schon 1856 konnte er als Kandidat die Universität verlassen und widmete sich die nächsten 2½ Jahre der Hauslehrertätigkeit in der Familie von Brasch auf Koptoi. Im Sommer 1858 unternahm er eine Reise nach Deutschland. Dort ereilte ihn die Nachricht von dem am 21. Juli erfolgten Tode seines Vaters. Der Patron von Rauge berief ihn, obgleich er eigentlich noch nicht wahlfähig war, zu seinem Nachfolger. Im Herbst bestand er die Konsistorial-Examina, hielt bei seinem Schwager Willigerode ein stark abgekürztes Probejahr und wurde, nachdem die höhere Genehmigung eingetroffen war, am 5. April 1859 zum Pastor ordinarius in Rauge introduziert. Dort hat er in der gewissenhaftesten Pflege der von seinem Vater in wohlgeordneten Verhältnissen überkommenen, riesengroßen Gemeinde 14 schwere, arbeitsreiche Jahre verbracht. Seiner ganzen Anlage gemäß, nach der dort, wo das Gebiet der Pflicht begann, alles, was bloßer Neigung entsprang, naturgemäß zurücktrat, wandte er allen Gebieten der verzweigten pastoralen Arbeit das gleiche Interesse zu. Als Pflicht war ihm alles gleich wichtig. Die gleiche Gewissenhaftigkeit übte er bei Führung seiner Kirchenbücher wie bei der Ausarbeitung seiner Predigten; mit demselben Eifer nahm er sich des Jugendunterrichts in Schule und Haus, wie der Seelsorge an; und ebenso gewissenhaft erfüllte er alle Pflichten dem Sprengel und der Synode gegenüber. Er hat keine Synode versäumt und ist mit lebendigster Anteilnahme den Verhandlungen gefolgt. Aus Gewissenhaftigkeit hat er endlich auch nach 14 jähriger Amtsführung sein Amt niedergelegt, weil er erkannte, daß eines Mannes Kraft nicht ausreichte, um die wachsenden Ansprüche der Kirchengemeinde zu befriedigen. Vielleicht haben zu dem Entschluß auch mancherlei unerquickliche Differenzen mit dem in seiner Gemeinde stark vertretenen Herrnhutertum mitgewirkt, dem er in bewußter Entschiedenheit gegenübertrat. Wenn er sich aber entschloß, das pastorale Amt überhaupt aufzugeben, um als Direktor an die Spitze des von der Livländischen Ritterschaft 1873 eröffneten estnischen Gemeinde-

lehrerseminars in Dorpat zu treten, so hat dabei ohne Zweifel die pädagogische Ader mitgespielt, die er in sich trug, und die Empfindung, daß er auf diesem Gebiet sein Bestes würde geben können. Denn mit entschieden pädagogischer Veranlagung verband sich bei ihm die ausgesprochene Neigung zum Dozieren und zu erzieherischer Tätigkeit. Daß ihm aber von der Ritterschaft das wichtige und verantwortungsvolle Amt der Seminarleitung anvertraut wurde, dürfte den Rückschluß gestatten, daß er schon in Rauge in der Arbeit an der Volksschule Tüchtiges geleistet. So siedelte er 1873 mit seiner Familie nach Dorpat über. Gleich nach seinem Amtsantritt hatte er in sein Pastorat die junge Gattin eingeführt, die mit ihrem frischen Wesen und liebenswürdigen Humor das Haus mit wohlthuender, freundlicher Behaglichkeit zu erfüllen wußte; sechs Söhne und drei Töchter sind dieser Ehe entsprossen. In Dorpat begann er, nachdem ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Deutschland ihm Gelegenheit gegeben, die namhaftesten Seminare zu besuchen und sich mit ihren Einrichtungen bekannt zu machen, mit großem Eifer, ja, mit einem gewissen Enthusiasmus die Arbeit an der neugegründeten Erziehungsstätte, der er, wenngleich sie natürlich nach festen Regeln und Instruktionen geleitet wurde, doch das Gepräge seines Geistes aufzudrücken wußte, d. h. es wurde eine Stätte fleißiger, treuer Arbeit und eine rechte Schule gewissenhaftester Pflichterfüllung. Die Schar junger Lehrer, die von hier aus von ihm zur Arbeit ausgerüstet in den Dienst der livländischen Volksschule trat, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das livländische Volksschulwesen die achtungswerte Höhe erreichte, deren es um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich erfreuen durfte. Neben der Arbeit am Seminar war Hollmann auch als Religionslehrer an dem in jenen Jahren begründeten Privatgymnasium, der sogenannten „Volksschule“ tätig.

Aber auch hier war ihm nur eine 14 jährige Arbeitszeit beschieden. Als auf Betreiben des Kurators Kapustin durch kaiserlichen Erlaß vom 28. November 1885 die livländischen Volksschulen dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt waren und in den daran schließenden Verhandlungen der Livländischen Ritterschaft mit dem Kurator es immer deutlicher zutage trat, daß dieser zwar der Ritterschaft weiter die Aufbringung der Unterhaltskosten für die Seminare überlassen, ihre innere Organisation und Leitung aber für sich selbst beanspruchen wolle,

da beschloß die Ritterschaft, um dem zuvorzukommen, die Schließung der Seminare. Am 17. Juni 1887 wurde das Dorpater Gemeindelehrerseminar geschlossen und Hollmanns Tätigkeit als Seminaradministrator hatte ihr Ende gefunden.

Ein neues Wirkungsfeld eröffnete sich ihm durch eine Aufforderung, die von Petersburg her an ihn erging, die Leitung der von den evangelischen Gemeinden Petersburgs gemeinsam betriebenen Liebeswerke, insonderheit der neubegründeten sogenannten Stadtmission zu übernehmen. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Deutschland, der ihn nach den Zentralen der Arbeiten für innere Mission, vor allem nach Berlin führte, ließ ihn den erwünschten Einblick in das ihm bis dahin ferner stehende Arbeitsgebiet gewinnen und gab ihm Gelegenheit, sich mit den Bedingungen und dem Betriebe der Stadtmission bekannt zu machen. Im Herbst 1887 trat er unter dem Titel eines „Sendbotenältesten“ sein neues Amt an, wobei er zugleich an der Petrikirchenschule einen Teil des Religionsunterrichts übernahm. Wieder setzte er, seiner Gewohnheit gemäß, seine ganze Kraft an die ihm aufgetragene Arbeit, mußte sie aber bald unterbrechen, da er schwer am Typhus erkrankte, dessen Folgen er nie mehr ganz überwunden hat. Aber schon nach zwei Jahren ward er auf ein neues größeres Wirkungsfeld berufen. Ihm wurde die Kandidatur auf den durch den Abschied Heinrich Girgensohns vakant gewordenen Posten des livländischen Generalsuperintendenten angetragen, und er nahm die Kandidatur an. Obgleich er als zweiter Kandidat präsentiert war, so erhielt doch er die kaiserliche Ernennung und wurde am 21. Mai 1889 feierlich in sein neues Amt introduziert. — Über elf Jahre hat Hollmann auf diesem seinem letzten und umfassendsten Arbeitsfelde gewirkt. Obgleich seit 16 Jahren nicht mehr direkt mit kirchlichen Arbeiten und Einrichtungen beschäftigt, hat er sich mit zäher Energie und rastlosem Fleiß bald in die verschiedenen Zweige seiner Tätigkeit hineingesunden, wobei die Erfahrungen, die er auf den bisherigen Arbeitsgebieten gesammelt, ihm gelegentlich sehr zustatten kamen. Und wieder nahm er alle Aufgaben seines Amtes mit gleicher Gewissenhaftigkeit in Angriff, ja schuf sich wohl neue Aufgaben, die bisher nicht üblich gewesen waren. Ob es die Arbeit im Konsistorium galt oder für die Synode, ob die Prüfung der Kandidaten oder die Revisionen des Religionsunterrichts in den

Stadtschulen, ob die Abfassung der jährlichen Berichte oder die ausgedehnte Korrespondenz mit den Pastoren, — alles wurde mit gleicher Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit erledigt. So stand er denn auch hier immer in heißer Arbeit, in schwerer, kampfreicher Zeit. Denn schwere Prüfungen sind in jenen Jahren über unsere Kirche und Schule gekommen, an denen auch er schwer getragen hat. Sah er doch gerade auch die Arbeit seiner Hände der Zerstörung preisgegeben. Aber mit festem Sinn und hellem Auge stand er auf seinem Posten, um zu halten und zu wahren, was irgend sich halten ließ, in festem Gottvertrauen und ohne Menschenfurcht. Freilich war er nicht mehr der Alte. Die Folgen jenes Typhuslagers machten sich immer empfindlicher geltend in einem quälenden Nierenleiden. Wiederholter Kurzgebrauch brachte wohl zeitweilige Linderung, aber keine Genesung. Von der letzten Reise kehrte er mit gebrochener Kraft zurück. Mit bewundernswürdiger Energie überwand er noch einmal seine Schwachheit. In den letzten Tagen des August 1900 leitete er noch die Synode mit scheinbar ungeschwächter Kraft. Auf dem Rückwege von der Synode aber ereilte ihn in Walk am 1. September ein schneller sanfter Tod. Unter der Beteiligung der halben Pastorenschaft Livlands wurde sein vergänglichster Teil in Dorpat zur Ruhe gebettet an der Seite seiner ersten Frau. An seinem Grabe aber gaben nicht nur die Vertreter der Pastorenschaft, sondern auch des Adels, sein alter Naugescher Patron und einer seiner früheren Seminarzöglinge lebendiges Zeugnis dafür, daß er nicht vergeblich gelebt und gearbeitet, daß mit ihm ein selten treuer und gewissenhafter Diener seines himmlischen Herrn und ein warmer Patriot aus unserer Mitte geschieden.

Wie die kurze Lebensskizze es zeigt, hat Hollmann auf mannigfachen Arbeitsgebieten seine Kräfte erproben dürfen. Auf allen hat er seinen Mann gestanden und hat dank der ihm eigenen eisernen Energie, dem nie erlahmenden Fleiß und einer seltenen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue jeden anvertrauten Posten wohl ausgefüllt und überall sich Anerkennung erworben. Der Schwerpunkt seines Wirkens aber lag unzweifelhaft auf dem pädagogischen Gebiet; dazu hatten ihn Anlage und Neigung in gleicher Weise bestimmt, und hier liegen darum seine größten Erfolge und bleibenden Verdienste. Die Zeit, die er als Direktor des Gemeindelehrerseminars in Dorpat verbracht, kann darum

wohl als Höhepunkt seines Wirkens angesehen werden. Hier war er so recht in seinem Element, hier trafen Pflicht und Neigung für ihn zusammen und erhöhten seine Schaffensfreudigkeit. Unterstützt von dem gleich ihm mit begeistertem Eifer für die Neugestaltung des Volksschulwesens wirkenden Schulrat Guleke, getragen von dem lebendigen Interesse des weitaus größten Teiles der damaligen Pastoren, besonders der jüngeren, die den von ihm gegebenen Anregungen willig folgten, konnte er seine pädagogischen Anlagen allseitig zur Geltung bringen und die ihm anvertraute Anstalt zu hoher Blüte führen. Gern gab er gelegentlich eine Probe seines Könnens, wenn er auf der Synode vor den versammelten Synodalen eine Musterkatechese hielt, um etwa in fesselnder Weise zu zeigen, wie vom gegebenen Text aus durch geschickte Fragen das „Finalthema“ herauszuarbeiten sei, und erwies sich als Meister in dieser Kunst. Mit welcher Gründlichkeit Hollmann seine neue Arbeit in Angriff nahm, dafür ist der in den nachstehenden Blättern abgedruckte Vortrag aus dem Jahre 1876 ein redender Beleg. Er bezeugt es, daß er sich nicht daran hat genügen lassen, nach dem vorgeschriebenen Programm den Unterricht der Seminaristen zu leiten, sondern daß er bemüht gewesen ist, vor allem vom Wesen und von der Aufgabe der Volksschule im allgemeinen und speziell der livländischen Volksschule ein richtiges Bild zu gewinnen, daß er zu dem Zweck in liebevollem Studium dem Gange der geschichtlichen Entwicklung unseres Volksschulwesens nachgegangen und so in den Stand gesetzt worden ist, ein lichtvolles Bild der Geschichte unserer livländischen Volksschule von ihren ersten Anfängen bis zu jenem Jahr zu bieten. Die bei aller Schlichtheit ungemein klare und übersichtliche Darstellung dieser Geschichte, die instruktive Gruppierung der statistischen Angaben und die absolute Zuverlässigkeit des beigebrachten Materials sichern der kleinen Arbeit noch heute das Interesse der Leser und geben ihr gerade jetzt, wo wir abermals vor einer vielleicht tiefgreifenden Neugestaltung unseres Volksschulwesens stehen, erneute Bedeutung. Diese Momente haben auch die Veranlassung geboten, die Arbeit in den Hefen „Aus baltischer Geistesarbeit“ aufs neue zum Abdruck zu bringen. Denn im übrigen kann Hollmann nicht zu den bekannteren baltischen Publizisten gerechnet werden. Er hat nur selten zur Feder gegriffen, um für den Druck zu schreiben. Was er veröffentlichte, war immer geübt und lesenswert

und bewegte sich ausschließlich auf pädagogischem Gebiet, ein weiteres Zeugnis dafür, daß dort die Fragen lagen, die ihn bewegten. Außer dem nachstehenden Aufsatz hat er, soviel mir bekannt, auch während seiner Dorpater Zeit, eine Studie über Melanchthon in seiner Bedeutung für die Schule veröffentlicht und in den letzten Jahren seiner Generalsuperintendentur eine wertvolle kleine Schrift über Methode und Praxis des evangelischen Religionsunterrichts auf der Elementarstufe, die unter dem Titel: „Der evangelische Religionsunterricht auf der Elementarstufe“ erschien und den Lehrern und Lehrerinnen des livländischen Konsistorialbezirks gewidmet war. In diesem Büchlein hat Hollmann die von ihm seinerzeit in der Gouvernantenklasse der Petrikirchenschule in Petersburg gehaltenen Vorträge bearbeitet und erweitert und damit allen Religionslehraspiranten, von deren mangelhafter methodischer Schulung er bei den mit ihnen abgehaltenen Kolloquien sich vielfach hatte überzeugen können, eine überaus wertvolle Handreichung getan. Kurz und klar ist hier das Wichtigste über Stoff und Form der religiösen Unterweisung zusammengefaßt, und es ist dringend zu wünschen, daß das Büchlein von denen, denen es gewidmet ist, recht fleißig und gewissenhaft benutzt werde.

Was die nachstehenden Blätter so anziehend macht, ist, neben der klaren, übersichtlichen Darstellung, der besonders im Schlußabschnitt durchklingende Ton der Freude über das jüngst Erreichte — bezeichnete doch die „Instruktion“ von 1874 einen gewissen Abschluß der seitherigen Entwicklung des Volksschulwesens —, daneben aber die klare Einsicht in die jetzt zu leistende Arbeit, wie sie in den „Lehrplänen“ desselben Jahres für die Zukunft gewiesen war. Denn weit entfernt von trügerischen Illusionen war sich Hollmann dessen klar bewußt, daß „mit dem bisher Erreichten erst der Boden für gedeihliche Schularbeit gewonnen und einigermaßen zubereitet war, daß jetzt erst die eigentliche Arbeit zu beginnen habe“, um dem als Ganzes aus dem Rohsten herausgearbeiteten Volksschulwesen seine eigenartige Gestalt zu erhalten. Er erkannte deutlich, daß es noch Aufgaben zu erfüllen galt, von deren Lösung die Zukunft der Volksschule unserer Heimat abhing. Welches die Bedingungen waren, von denen nach seiner Meinung die glückliche Lösung dieser Aufgaben abhing, hat er in der Arbeit des näheren ausgeführt. Jedenfalls war er seinerseits bereit, mit frischem Mut und

freudiger Zuversicht an die Lösung dieser Aufgaben heranzutreten. Wußte er doch um sich eine große Schar von Mitarbeitern, die von gleicher Freudigkeit befeelt, bereit waren, die besten Kräfte dranzusetzen, um die Volksschule gedeihlicher Entwicklung entgegenzuführen. Es ging in der Tat damals ein ungemein frischer Zug durch die ganze Schularbeit. Mit dem Schulrat an der Spitze, der unermüdetlich alle einschlägigen Fragen auf privaten und offiziellen pastoralen Zusammenkünften, in mündlicher Verhandlung wie in der Presse nach allen Seiten behandelte, von der Schulbank und dem Schulgebäude beginnend bis zur Mädchen-Parochialschule und pädagogischen Spezialfragen, gaben sich die Pastoren mit aller Energie der Arbeit an den Schulen hin. Es entstand ein reger Wettstreit; man freute sich berichten zu können, wenn im Schulwesen des eigenen Kirchspiels wieder ein Fortschritt zu verzeichnen war. Denn nicht immer machte sich das „von selbst“. Mancherorts mußte mit den Gemeindevertretungen um die nötigen Willigungen ein harter Kampf bestanden werden. Um so größer war die Freude, wenn endlich doch der Sieg errungen und das angestrebte Ziel erreicht war.

Auf den Synoden nahmen allgemach die Verhandlungen über Schulangelegenheiten einen so breiten Raum ein, daß es manchem schier zu viel wurde. Andere konnten nie genug haben. Und den empfangenen Anregungen suchte man dann in seiner Gemeinde Gestalt zu geben. Fleißig wurden die Schulen revidiert, der Hausunterricht nahm einen neuen Aufschwung, der sogenannte „Repetitionsunterricht“ (mit den entlassenen Schülern) wurde allerorten fest organisiert; es gereichte jedem zur größten Freude und Genugtuung, wenn bei den Revisionen durch die Kreis Schulrevidenten die eigenen Schulen gut abschritten, und der die Revision beschließende Schulkonvent gestaltete sich zu einer Feier, die alle Teilnehmer in festliche Stimmung versetzte. Und war die Arbeit des Winters getan, dann wurde wohl im Sommer die Jugend der Gemeinde zu fröhlichem Kinderfest versammelt. Mit gottesdienstlicher Feier in der Kirche, bei der der Gastprediger nicht fehlte, wurde er meist begonnen, dann ging's im festlichen Zuge, mit wehenden Fähnchen zu einem Spielplatz, wo die Kinderschar, von den Gütern reichlich bewirtet, mit allerlei fröhlichen Spielen und Gesang den Nachmittag verbrachte, unter lebhafter Anteilnahme der Eltern und

Angehörigen. Und auch die Lehrerschaft wurde von neuem Eifer erfaßt. Aus den Seminaren brachten die jungen Lehrer viel neue Weisheit und namentlich eine geschickte Technik des Unterrichts mit. Den älteren Lehrern fehlte mitunter diese Technik, dafür verfügten sie über pädagogische Erfahrung. Auf regelmäßigen Konferenzen, die der Pastor mit den Lehrern seines Kirchspiels hielt, fand ein lebendiger Austausch des beiderseitigen Könnens statt, durch Probelectionen und Vorträge über Themata aus der Schulpraxis, — zugleich für den Pastor die willkommene Gelegenheit, in lebendiger, persönlicher Fühlung mit den Lehrern zu bleiben, sie pädagogisch zu beeinflussen, an ihrer Weiterbildung zu arbeiten und das Schulwesen des ganzen Kirchspiels nach Möglichkeit einheitlich zu gestalten. In jedem Sommer aber fand unter Leitung des Kreis Schulrevidenten die Kreis-Schullehrerkonferenz statt, zu der sich die Lehrer des Kreises zahlreich zusammenfanden und unter reger Beteiligung der umwohnenden Pastoren Gelegenheit fanden, in lebhaften Debatten sich über die bewegenden pädagogischen Fragen auszusprechen, miteinander Fühlung zu gewinnen, Erfahrungen auszutauschen und endlich in harmlos fröhlicher Geselligkeit den Abend miteinander zu verbringen. Die Parochiallehrer des ganzen Landes aber fanden sich in ähnlicher Weise allsommerlich in Walk unter der Leitung des Schulrats zu ihrer Konferenz zusammen, die stets unter großer Teilnahme von nah und fern vor sich ging und allen Teilnehmern vielseitige Anregung und reichen Gewinn brachte.

Es war ein frisches, arbeitsames Leben, das sich auf der ganzen Linie entwickelte. So stand es damals vor Hollmanns Augen. Gutsbesitzer und Gemeinden, Pastoren und Lehrer hatten sich einmütig die Hände gereicht zu gemeinsamer Arbeit, zur Pflege der Volksschule unseres Landes. Ohne jegliche politischen oder nationalen Hintergedanken sollte sie zu einem Werkzeug einer gesunden evangelischen Volksbildung ausgestaltet werden. Und von Jahr zu Jahr erfuhr sie durch die hingebende Arbeit der örtlichen Kirchspielschulverwaltungen mit den zu ihnen gehörenden Pastoren und die zweckmäßigen, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Landbevölkerung gewissenhaft berücksichtigenden Anweisungen der Oberlandschulbehörde eine immer umfassendere Ausdehnung und innere Vertiefung. Während 1874 in 1035 Schulen (117 Parochial- und 918 Gemeindeschulen) von 1137 Lehrern

(164 Parochial- und 973 Gemeindelehrer) im ganzen 41 402 Kinder (3608 Parochial- und 37 794 Gemeindefchüler) unterrichtet wurden, finden wir 1887 in 1097 Schulen (123 Parochial- und 974 Gemeindefschulen) 1385 Lehrer und 25 Lehrerinnen in der Arbeit an 48 775 Kindern. Bei diesem sichtlichen Fortschritt und der stetig wachsenden Erkenntnis der Bevölkerung um die Bedeutung ihrer Schule durfte man wohl mit zuversichtlicher Hoffnung und freudiger Erwartung ihrer weiteren Entwicklung entgegensehen. —

Nicht ohne Wehmut verweilen die Augen derer, die diese Zeit fröhlichen Aufschwunges mit durchlebt haben, auf dem vorstehend entworfenen Bilde. Wie ganz anders hat sich in den letzten 20 Jahren diese Entwicklung gestaltet. Wie viele hoffnungsreiche Keime sind in der Entfaltung gehemmt worden. Auch auf sie ist ein Reif gefallen; „sie sind verwelket, verdorret“. — Hollmann ist gegen die die zukünftige Gestaltung der livländischen Volksschule bedrohende Gefahr nicht blind gewesen. Er weist zum Schluß seiner Arbeit mit Nachdruck darauf hin, welche ernste Gefahr der Volksschule seitens der tendenziösen Emanzipation von den ordnungsmäßigen, in geschichtlicher Entwicklung erwachsenen Organen und Institutionen unseres Volksschulwesens drohe, und hebt warnend hervor, daß dort, wo die Schule zum Schauplatz eines Emanzipationskrieges gemacht werde, der aus politischen und sozialen Motiven angefaßt werde, die Volksschule selbst den größten Schaden davon haben müsse. Daß die Gefahr schon so nahe sei, hat Hollmann wohl damals nicht vermutet; seinen Befürchtungen aber hat die Folgezeit leider recht gegeben.

In der von den Regierungsorganen in jenen Jahren nachdrücklich begünstigten jung-nationalen Bewegung, die eine Emanzipation des Volkes von den bis dahin führenden und bestimmenden Autoritäten des Landes auf allen Lebensgebieten anstrebte, begann im Anschluß an die moskowitzische Presse ein systematischer Feldzug gegen die angeblich in die Wege geleitete „Germanisierung“ des Volkes. Von den Führern der Bewegung wurde dabei unter anderem das Stichwort ausgegeben: die „mündig“ gewordene Volksschule bedürfe nicht mehr der kirchlichen Bevormundung, müsse von ihr befreit, in nationalem Geiste umgestaltet und, um nicht weiter als Werkzeug der Germanisierung zu dienen, gleich allen übrigen Lehranstalten des Reichs dem Ministerium

der Volksaufklärung unterstellt werden. Es war eine verhängnisvolle Verblendung, die jene Führer die törichte Hoffnung hegen ließ, mit Hilfe des Ministeriums der Volksaufklärung die Volksschule den „Deutschen“ entreißen zu können, um sie den eigenen Tendenzen dienstbar zu machen und so eine selbständige nationale Kulturentwicklung herbeizuführen. Aber das Stichwort schlug durch, die Agitation trug ihre Früchte. Und als im Jahre 1882 gelegentlich der unvergessenen Manasseinschen Senatorenrevision das „Volk“ veranlaßt wurde, seine, übrigens nach einer Schablone verfaßten Wunschzettel zu überreichen, da fehlte auf keinem die Bitte um Unterstellung der lutherischen Landvolksschulen unter das Ministerium der Volksaufklärung. Von der Tragweite dieser Bitte hatten die Bittsteller selbst natürlich keine Ahnung. Die Agitatoren aber, die jenen ganzen Petitionssturm in Szene gesetzt hatten und wußten, worum sich's handelte, sollten bitter enttäuscht werden. Zunächst schienen sie gewonnenes Spiel zu haben. Am 28. November 1885 wurde auf Betreiben des Kurators Kapustin vom Kaiser Alexander III. der ihm vom Ministerium der Volksaufklärung unterlegte Erlaß unterzeichnet, durch den die Unterstellung sämtlicher Volksschulen Liv-, Est- und Kurlands unter das Ministerium der Volksaufklärung verfügt wurde. Freilich war in dem Erlaß mit keinem Wort von Umgestaltung des Volksschulwesens die Rede. Es kam darauf an, wie der Kurator seine neue Aufgabe auffassen würde. — Bald sollte sich's zeigen, daß die Verordnung mehr zu bedeuten habe als einen bloßen belanglosen Wechsel der zuständigen Instanzen. —

Zunächst blieb äußerlich alles im alten Gange. Auf beiden Seiten gab es ein vorsichtiges Zuwarten. Im ganzen Lande hatte sich die Anschauung gefestigt, daß, solange der konfessionelle Charakter der Volksschule erhalten und die Muttersprache der Schüler als Unterrichtssprache beibehalten werde, die Kirchenvorsteher und Pastoren sich der bisherigen Arbeit an den Schulen nicht entziehen dürften. Bald aber ging der Kurator zum Angriff vor. In einem Schreiben vom 5. Februar 1886 sprach er den Parochial- und Gemeindefschulen den kirchlichen Charakter ab und schlug eine Schulorganisation vor, die alle kirchlichen Beamten aus der Schulleitung entfernen sollte. Die Ritterschaft lehnte es ab, auf dieser Basis in Verhandlungen einzutreten. Da suchte er von einer anderen Seite her die Organisation des Schulwesens zu lockern und

dem Einfluß der bisherigen Schulverwaltungen zu unterbinden. Er bestritt der Oberlandschulverwaltung das Recht, zu den jährlichen Lehrerprüfungen an den Seminaren auch „Externe“ zuzulassen, durch die der von den Seminaren nicht gedeckte Lehrbedarf bisher komplotiert worden war. Fast gleichzeitig erhob der Gouverneur Sinowjew den Anspruch, unter Berufung auf eine 1876 für das Innere des Reiches erlassene Vorschrift, daß jeder neu gewählte Lehrer mit Rücksicht auf seine politische und moralische Zuverlässigkeit ihm zur Bestätigung vorzustellen sei, und der Kurator erwirkte vom Minister den Befehl, diesem Verlangen nachzukommen. Als Folge dieser Anordnungen stellte sich Lehrermangel und Störung des geordneten Fortganges des Schulwesens ein. Um dem Einfluß der bisherigen Autoritäten auf die Lehrer zu steuern, wurden sämtliche Lehrerkonferenzen streng verboten. Desgleichen verbot der Gouverneur die Beitreibung der bisher streng eingeforderten Strafgeelder für unentschuldigte Schulversäumnisse, „sobald die betroffenen Eltern dagegen protestieren“, und machte damit den obligatorischen Schulunterricht illusorisch. Die Anstellung zweier russischer Schulinspektoren, die ihre Inspektionen geüffentlich mit Umgehung der örtlichen Schulverwaltungen ausführten, trug an ihrem Teil dazu bei, die Autorität der letzteren zu erschüttern. Ohne die örtliche Schulverwaltung auch nur in Kenntnis zu setzen, genehmigte der Kurator im März 1886 die Umwandlung einer Neu-Schwaneburgschen Gemeindegemeinschaft in eine sogenannte Ministerschule. Als die Oberlandschulbehörde die Zumutung, den bisherigen, tadellosen Lehrer seiner Ämter zu entlassen, ablehnte, wurde dieser auf Befehl des Gouverneurs gewaltsam auf die Straße gesetzt und die erste „ministerielle Musterschule“ auf livländischem Boden durch den griechischen Priester eingeweiht. Ähnliche Vorgänge spielten sich bald auch an anderen Orten ab, unter denen besonders die auf Anordnung des Kurators vollzogene Umwandlung der Fehltelchen Parochialschule in eine Ministerschule berechtigtes Aufsehen erregte, da es sich hier um eine Kirchspielsanstalt, resp. kirchliches Eigentum handelte.

Alle diese Vorgänge und Maßregeln hatten die Tendenzen des neuen Kurses mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ans Licht gestellt. Als darum der Kurator der Ritterschaft vorschlug, ihm die Organisation und innere Leitung der ritterschaftlichen Lehrerseminare zu überlassen,

die Kosten aber weiter aufzubringen, antwortete sie auf dieses Ansuchen mit dem Schluß der Seminare im Juni 1887. Das Parochiallehrerseminar blieb zwar als „Küsterschule“ noch einige Jahre bestehen, mußte dann aber auch wegen der mannigfachen der Leitung bereiteten Schwierigkeiten eingehen. Einen festen gesetzlichen Stützpunkt aber erhielt die Tätigkeit des Kurators durch die am 17. Mai 1887 erlassenen „temporären Ergänzungsregeln für die Verwaltung der Elementarschulen in den Gouvernements Liv-, Est- und Kurland“. Diese zunächst nur provisorisch erlassenen Regeln haben nachher ohne wesentliche Änderungen durch Aufnahme in die Reichsgesetzsammlung Gesetzeskraft erlangt. Durch sie wurde die Tätigkeit der bisherigen Schulbehörden insofern lahm gelegt, als jeder Beschluß von der Zustimmung der nach Ernennung durch den Kurator an den Sitzungen teilnehmenden Volksschulendirektoren, resp. Inspektoren abhängig gemacht wurde. Als Unterrichtssprache wurde die russische Sprache eingeführt, für die Gemeindegemeinschaften im letzten (3.) Schulwinter, für die Parochialschulen im ganzen Kursus. (Im Mai 1899 wurde die gesetzliche Bestimmung durch kuratorische Anordnung dahin abgeändert, daß dort, wo die Lehrer des Russischen so weit mächtig seien, sie auch in den Gemeindegemeinschaften schon in den zwei ersten Schulwintern das Russische als Unterrichtssprache verwenden sollen.) — Die Folge davon war, daß eine große Anzahl tüchtiger, bewährter Lehrkräfte, die das Russische nicht soweit beherrschten, um es als Unterrichtssprache benutzen zu können, ihre Ämter aufgeben mußten. Die Entscheidung darüber aber, ob solches nötig sei, ebenso der eventuell notwendig werdende Ersatz durch neue Lehrkräfte war hinfort der örtlichen Schulverwaltung resp. der zuständigen Gemeinde entzogen. Denn der § 13 der „temporären Regeln“ besagte, daß die provisorische Anstellung der Lehrer an den evangelisch-lutherischen Landschulen und ihre Entfernung vom Amt den Volksschulinspektoren zustehen, welche ihre bezüglichlichen Anordnungen den Kreis Schulbehörden zur Kenntnis zu bringen haben. In welchem ausgiebigem Maße die Inspektoren von dem ihnen zuerteilten Recht Gebrauch machten, erhellt aus den in einem Bericht der Oberlandschulbehörde mitgeteilten Daten. Danach sind in den Jahren 1888—96 abgesetzt: im lettischen Teil Livlands 86 Lehrer, darunter 9 Parochiallehrer, im estnischen Teil 55 Lehrer, darunter 3 Parochiallehrer, im ganzen Lande also 129 Gemeindegemeinschafts- und

12 Parochiallehrer. Nicht mitgezählt sind dabei die Lehrer, die um der ihnen von den Inspektoren in Aussicht gestellten Absehung zu entgegen, von diesen direkt veranlaßt oder freiwillig ihren Abschied genommen haben, ebensowenig die abgesetzten oder freiwillig aus dem Amt geschiedenen Hilfslehrer. Eingesetzt sind in derselben Zeit von den Inspektoren im lettischen Teil 201 Gemeinde- und 25 Parochiallehrer, im estnischen Teil 111 Gemeinde- und 15 Parochiallehrer, im ganzen also 312 Gemeinde- und 40 Parochiallehrer, wobei nicht einmal alle Neubesetzungen den Kreislandschulbehörden angemeldet sind. Mußte schon der in diesen Ziffern zum Ausdruck kommende häufige Lehrerwechsel die Leistungen der Schule aufs ungünstigste beeinflussen, so noch mehr die Beschaffenheit des herangezogenen neuen Lehrermaterials. Während die ritterschaftlichen Seminare eine gewisse Garantie dafür geboten hatten, daß die ihnen entstammenden Lehrkräfte wirklich geeignet waren die intellektuelle, sittliche und religiöse Erziehung der Volksgugend zu leiten, waren die Volksschulinspektoren darauf angewiesen, ihre Kräfte den Staatsseminaren zu entnehmen, wo der evangelisch-pädagogische Einfluß fehlte, und da diese den Lehrerberuf bei weitem nicht decken konnten, griffen sie dazu, irgendwie vorgebildete, durchaus ungenügend qualifizierte Lehrer an Stelle der alten bewährten Lehrkräfte zu setzen, die nur den einen unverzeihlichen Fehler hatten, die Reichssprache ungenügend zu beherrschen. Verweigerte die Oberlandschulbehörde solchen Lehrern die Bestätigung, so wurden sie trotzdem im Amt belassen, für ein weiteres Vorgehen aber waren der Behörde die Hände gebunden. Endlich erfolgte sogar auf Antrag des Kurators am 9. April 1897 eine Anordnung des Ministeriums der Volksaufklärung für den rigaschen Lehrbezirk des Inhalts: daß auch gänzlich unqualifizierte Personen (Absolventen der zweiklassigen Ministerschulen), sobald sie nur das 17. Lebensjahr erreicht und die russische Sprache genügend beherrschen, ohne Rücksicht auf eine Bestätigung seitens der Oberlandschulbehörde als Lehrer an den Volksschulen anzustellen seien.

Damit war es gewissermaßen offiziell bestätigt, daß die Schulen aufhörten, Volksbildungsanstalten zu sein, um zu bloßen Russifizierungsanstalten zu werden. So gab es denn schon 1899 unter 1209 Lehrern 69 solcher, die keine gesetzliche Qualifikation besaßen; 1901 war ihre Zahl schon auf 169 gestiegen (unter 1149 amtierenden Lehrkräften).

Die Zahl der in den evangelischen Landschulen unterrichteten Kinder aber war von 48 775 im Jahre 1887, 1901 auf 44 946 Kinder gesunken, obwohl nach dem Maßstabe früherer Erfahrungen die Zahl auf etwa 54—55 000 hätte steigen müssen. Ein großer Teil der Volksgugend entzog sich also offenbar dem gesetzlich noch immer obligatorischen Schulunterricht (die 1718 in den 21 Ministerschulen und die 1974 in den griechischen Kirchenschulen unterrichteten evangelischen Kinder decken den Ausfall nicht). Die Zahl der evangelischen Landschulen aber war von 1887—1901 von 1097 auf 956, die Zahl der evangelischen Lehrer von 1385 auf 1149 herabgegangen. — Die Oberlandschulbehörde aber sah sich durch alle diese und insbesondere durch die letzterwähnte Bestimmung außerstand gesetzt, die ihr durch die Organisation des livländischen Volksschulwesens und durch das Gesetz zugewiesene Tätigkeit weiter auszuüben und ihre verfassungsmäßige Aufgabe zu erfüllen und beschloß in einer Sitzung vom 10. März 1898 dem Minister eine dahin lautende Erklärung zu unterlegen. Seitdem beschränkt sich ihre Tätigkeit auf die Erledigung der laufenden Geschäfte. —

Auf den Erfolg des in den Dienst politischer Strebungen gestellten Experiments mit unserer Volksschule aber haben die Revolutionsjahre 1904 und 1905, mit der starken Beteiligung gerade der Volksschullehrer und mit der dort zutage tretenden erschreckenden sittlichen Verwilderung der Volksgugend, die mit Blut geschriebene Quittung ausgestellt. In offizieller Weise aber wird darüber der Stab gebrochen in der am 18. Juni 1905 von Sr. Majestät dem Kaiser bestätigten Resolution des Ministerkomitees, wo es unter anderem heißt: „Die Lage des Schulwesens in den Ostseeprovinzen erscheint unbefriedigend. Die Hinweise auf den Verfall der Volksbildung sind gerechtfertigt. Die Folge eines solchen Verfalls des Schulwesens sind Verhältnisse, welche die Entwicklung des Unglaubens, eine Steigerung der Sittenlosigkeit und Vergrößerung der Zahl der minderjährigen Verbrecher begünstigen. Es muß in bezug auf das Ostseegebiet mit besonderem Nachdruck der vom Ministerkomitee schon ausgesprochene Grundsatz betont werden, daß aus den Schulen in keinem Fall Werkzeuge einer künstlichen Durchführung russifikatorischer Prinzipien gemacht werden dürfen, und daß die Lehranstalten vor allem das Ziel einer Bildung der Jugend, gemäß

den Erfordernissen der örtlichen Gesellschaft und zur Einflößung guter Sitten, haben müssen.“ —

Den Anbruch der mit obiger Auslassung in Aussicht gestellten neuen Epoche in der Behandlung unseres livländischen Volksschulwesens hat Hollmann nicht mehr erleben dürfen. Gebe Gott, daß die von ihm vertretenen Grundsätze bei den schwebenden Verhandlungen über die Neugestaltung der ganzen Organisation des Schulwesens wieder zur Geltung kommen und es einer neuen Blüte entgegenführen, zum Heil unseres Volkes und unserer Heimat, zum Segen für das ganze große Reich.

Generalsuperintendent **Lh. Gachtgens.**

## Die Volksschule in Livland.<sup>1)</sup>

Von **Friedrich Hollmann.**

Die Volksschule, als Institut für die Unterweisung der gesamten Volksjugend in den grundlegenden Elementen der menschlichen Geisteskultur, ist durchaus ein Kind der deutschen Reformation. Aus unscheinbaren Anfängen seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts sich allmählich entwickelnd, tritt sie gegen Ende des 30jährigen Krieges als in sich einheitlich gegliederter Organismus zuerst in einem kleinen deutschen Fürstentum in die Erscheinung. Herzog Ernst der Fromme von Gotha erließ 1642 seine nachmals unter dem Namen des „Schulmethodus“ berühmt gewordene Schulordnung für das Herzogtum Gotha. — Wie er selbst an dieser Schulordnung mitgearbeitet hatte, so sorgte er auch energisch für ihre Durchführung. Mit diesem Erlaß trat nun die Volksschule als lebensfähiges, nach festen Grundsätzen planmäßig geordnetes Institut, wenn auch vorerst nur in einem kleinen Territorium, so doch in erfolgreichster Weise in das Volksleben des protestantischen Deutschlands ein, um sich in den seitdem verfloßenen 230 Jahren zu dem zu entwickeln, was sie gegenwärtig ist.

Die ersten Anfänge auch des livländischen Volksschulwesens reichen fast in dieselbe Zeit zurück. Das Jahr 1687 ist nachweislich hier das Geburtsjahr der Volksschule. Und doch ist die Volksschule in Livland

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz erschien 1876 im Verlage von C. Mattiesen, Dorpat. Der Verfasser bot damit die erweiterte Überarbeitung eines Vortrags, den er am 4. Februar 1876 gehalten hatte. Dem Verleger sei für die Erlaubnis des Wiederabdrucks unser Dank ausgesprochen.

Die Herausgeber.

hinter ihrer nur wenig älteren deutschländischen Schwester in vielen Stücken nicht unerheblich zurückgeblieben; ja, erst in jüngster Zeit ist hier eine nach allen wesentlichen Seiten hin vollständige und einheitliche Organisation der Volksschule erreicht worden, welche einerseits erst als Abschluß der Gründung angesehen werden darf, andererseits aber den Ausgangspunkt für eine nunmehr erst beginnende selbständige Entwicklung des livländischen Volksschulwesens bildet. Dafür ist freilich auch die Volksschule in Livland ein Gebilde geworden, welches nicht nur die Züge livländischer Eigenart an sich trägt, sondern auch im Volksbewußtsein selbst den Wert eines unveräußerlichen Gutes gewonnen hat, dem unser Landvolk nicht nur sein Interesse, sondern auch seine selbsttätige Mitarbeit in immer intensiverer Weise zuwendet. Wie das zugegangen ist, wird aus dem Gange der Ereignisse erhellen, welche sich im Laufe der letzten drei Jahrhunderte in Livland vollzogen haben. Ein kurzer Rückblick auf diese sei darum hier gestattet.

Als die Reformation, wie sie durch Luther und seine Mitarbeiter ins Werk gerichtet worden, auch in den Städten und unter dem Adel Livlands Eingang gefunden hatte, waren evangelische Prediger bemüht, auch die „Undeutschen“ des Landes zu unterweisen, wobei sie besonders auch von Frauen aus dem Adel unterstützt wurden. Bereits 1553 wurde der kleine Katechismus Luthers in estnischer und 1586 auch in lettischer Übersetzung gedruckt. Diese Bemühungen scheinen indes doch nur sporadisch hier und da stattgefunden zu haben. Denn von geordnetem und in regelmäßige Pflege genommenem Volksunterricht finden sich bis ans Ende des 16. Jahrhunderts in Livland keine nachweisbaren Spuren. Das wird aber niemand wundernehmen, der auch nur flüchtig die Geschichte Livlands in jener Zeit sich vergegenwärtigt.

Der livländische Zweig des deutschen Ritterordens bestand noch selbständig fort, nachdem Preußen säkularisiert worden war. Der von Plattenberg 1503 erkämpfte Friede mit Pskow und Nowgorod war von dem Großfürsten von Moskau im Jahre 1531 zwar aufs neue, aber nur auf 20 Jahre bestätigt und nach Ablauf dieser Frist von Ivan IV. nur noch auf 2 Jahr, bis zum 7. Januar 1553 prolongiert worden. Das Unwetter zog langsam, aber unausbleiblich über Livland

herauf und entlud sich endlich seit dem 25. Januar 1558. Denn an diesem Tage rückte der russische Feldherr Schigalei in Livland ein. Drei Kolonnen drangen auf Narva, Wierland und Dorpat los. Der Orden lag in der Agonie. Das Einrücken der russischen Heersäulen und deren Waffenerfolge in Livland führten aber nicht nur das Ende des Ordens herbei, sondern veranlaßten auch die beiden anderen mächtigen Nachbarreiche — Polen und Schweden — in die Geschichte des Landes einzugreifen. Die völlige Zersplitterung des livländischen Ordensstaates wurde am 3. März 1562 vollendete Tatsache, und Livland war fortan der Schauplatz verheerender Kriege; denn jedes der drei Nachbarreiche wollte die ganze Erbschaft des Ordens in seinen Besitz bringen. Von 1558 an wüthete der Krieg bis 1583; — dazu gesellte sich noch 1580 die Pest. Endlich trat Rußland 1583 mit den Friedensschlüssen zu Saposki und an der Bljussa aus der Reihe der Kämpfenden. Polen blieb Herr in Livland, Schweden in Estland. — Von neuem entbrannte der Krieg um Estland zwischen Rußland und Schweden im Jahre 1590; und 1601 brach auch der Krieg zwischen Schweden und Polen aufs neue aus. Dazu gesellte sich 1602 eine Hungersnot und 1603 abermals die Pest. Endlich trat 1609 eine Pause ein, nicht aber infolge eines Friedensschlusses, sondern infolge zeitweiliger Ermattung Schwedens, welches 1617 abermals den Kampf um Livland begann und ihn endlich bis 1625 siegreich durchführte. — Die kurzen Friedensjahre von 1583—1590 und von 1609—1617 benutzten die Jesuiten, von Stephan Batory und nachher von Sigismund III. geschützt, um das unglückliche, unter den zermalmenden Schlägen all der seit 1558 über dasselbe hereingebrochenen Gerichte maßlos elend gewordene Livland und vorab die noch übriggebliebene „undeutsche“ Landbevölkerung wieder unter die Botmäßigkeit des römischen Stuhles zurückzuführen. 1583 wurde ein Bistum Wenden errichtet und ein zur römischen Kirche übergetretener Livländer Otto Schenking als Bischof installiert. Aus Riga zwar 1587 am 25. August vertrieben, hörten sie doch nicht auf, ihren Plan mit allen Mitteln konsequent zu verfolgen, und 1613 konnten sie eine sogenannte „Kirchenvisitation“ über ganz Livland ausführen, welche mit den noch vorhandenen evangelischen Predigern auf dem flachen Lande vollends aufräumte. Es war geradezu verboten, den „Undeutschen“ die reine Lehre des Evangeliums

zu bieten; ja, die der evangelischen Lehre treu bleibenden „Undeutschen“ wurden, wie z. B. in Dorpat, durch Soldaten am Besuch des deutschen evangelischen Gottesdienstes verhindert, statt dessen aber gewaltsam in die jesuitischen Kirchen geschafft; diejenigen evangelischen Prediger aber, welche diese Bekenner heimlich mit Wort und Sakrament zu bedienen wagten, in jeder Weise überwacht, verklagt, turbiert, gehindert. Unter solchen Umständen war an Volksunterricht nicht zu denken.

Erst mit der Eroberung Dorpats durch die Schweden unter de la Gardie und mit der darauf gelingenden gänzlichen Vertreibung der Polen im Jahre 1625 begann für Livland unter Gustav Adolfs starker und freundlicher Hand wieder eine Zeit des Friedens und damit auch zugleich die Zeit durchgreifender Evangelisation des Landvolks. Schon 1622 hatte Gustav Adolf den Rigaschen Oberpastor Hermann Samson auf die Empfehlung Axel Dyenstiernas, der mit Samson zusammen in Wittenberg studiert hatte, zum Generalsuperintendenten ernannt. Im Jahre 1627 ließ Gustav Adolf eine evangelische Kirchenvisitation abhalten. Es folgte die Gründung von Gymnasien in Dorpat und Riga, und noch vom Feldlager bei Nürnberg aus 1632 die Gründung der Universität Dorpat. Gelegentlich dieser Gründungen sprach Gustav Adolf es klar und bestimmt aus, daß auch dem „undeutschen“ Landvolke der Segen der Schule zugänglich sein sollte.

Doch war damit die Volksschule hierzulande noch keineswegs etabliert. Noch gingen 60 Jahre ins Land, bevor wirklich Hand ans Werk gelegt wurde. Was bis 1656 in dieser Beziehung vorbereitet worden, wurde zum größten Teil wieder zerstört durch den verhältnismäßig kurzen, das flache Land aber arg verwüstenden Krieg zwischen Rußland und Schweden von 1656—1658. Außer der Landesuniversität Dorpat wurden auch viele andere edle Blüten einer dreißigjährigen Friedenszeit geknickt und vernichtet. Erst in dem auf den Friedensschluß zu Kardis folgenden Zeitraume bis 1700 kam es zu denjenigen entscheidenden Taten, welche der Volksschule in Livland den Boden bereiteten und ihr Aufkeimen bewirkten.

Der so ausgezeichnete livländische Generalsuperintendent Johann Fischer, welcher in dieser Stellung von 1674—1699 wirkte, brachte es durch seine unausgesetzten Bemühungen zunächst zustande, daß die Bibel in die Volkssprachen unseres Landes übersetzt wurde. Das Neue Testa-

ment erschien 1686 sowohl estnisch als auch lettisch im Druck; ihm folgte 1689 auch das Alte Testament in lettischer Sprache. Die Kosten beliefen sich auf 10 000 Taler, welche König Karl XI. spendete. Fischer bat den König nun auch um Schulen für das Volk, — und sicherlich unterließ er es auch nicht, die Stände des Landes, soweit sein Einfluß reichte, für die Sache zu gewinnen. Das Jahr 1687 brachte ihm die Erfüllung auch dieses sehnlichen Wunsches. Als nämlich die livländischen Stände im September 1687 in Riga erschienen, um dem Könige, welcher sich bereits 1680 als absoluter Alleinherrscher Schwedens proklamiert und seit 1682 auch vom schwedischen Reichstag als solcher anerkannt worden, nun auch ihrerseits als dem „unumschränkten Herrscher“ zu huldigen, führte der Generalgouverneur Jakob Hastfer der zum Landtag versammelten Ritter- und Landschaft eine königliche Proposition zu Gemüte, welche die Errichtung von Kirchspielschulen verlangte. Die Güterreduktion hatte eben erst ihren Anfang genommen; der Landtag hoffte durch Willfährigkeit den König günstiger zu stimmen; es mochten bei vielen Landtagsgliedern auch tiefere Motive mitwirken: genug, der Landtag faßte den Beschluß, es solle bei jeder Kirche des platten Landes ein Schulmeister angestellt werden, der das Landvolk auf „Undeutsch“ im Lesen, im Katechismus und im Kirchengesange zu unterrichten „vermögend“ sei. Wo der Küster dazu taugte, solle dieser als Schulmeister fungieren gegen eine Remuneration. — Die Güterreduktion ging ihren Gang vorwärts, fast  $\frac{5}{6}$  des Landes wurde Kronsdomäne. Zuletzt hob Karl XI. sogar die noch 1678 gewährleistete Verfassung auf, und als er 1690 eine Schulordnung für Livland erließ, da war für deren Durchführung schon dadurch gesorgt, daß eben der größte Teil des Landbesitzes in direkter Verwaltung der „Krone“ stand. Es wurden die Kirchspielschulen auf Land fundiert und dadurch allerdings für die Zukunft sichergestellt, wie denn noch heutigen Tages die Mehrzahl der Parochialschulen des Landes ihren Landbesitz aus jener Zeit herleitet.

Die noch folgenden zehn Friedensjahre bis 1700 haben denn auch einen vielversprechenden Anfang der Volksschule aufzuweisen, wie z. B. die Protokolle der 1693 in Dorpat abgehaltenen Predigersynode erhärten. Auch taten die Prediger mit Kraft und Ausdauer redlich das Ihrige dazu, das Gedeihen der neugegründeten Schulen zu fördern.

Ja, der Kandidat Forselius errichtete aus eigener Initiative in Dorpat eine Schulmeisterschule, für welche er auch eine Subvention aus dem „Kronsmagazin“ erwirkte. So frisch es nun auch voranzugehen anfing, so große Freude auch die ersten Erfolge namentlich bei den Predigern erregten, so kurz war doch dieser gesegnete Anfang. Schon 1695 brach eine Hungersnot über das Land herein, welche bis 1697 währte. Das Landvolk verließ scharenweise seine Heimat, um in den russischen und polnischen Grenzgebieten dem Hunger zu entgehen; die Schulen verödeten, und selbst Karls XI. reiche Spende von 110 000 Tonnen Korn konnte die leeren Schulen nicht wieder füllen. Der Kandidat Forselius starb, die „Schulmeisterschule“ in Dorpat ging ein, die Regierung aber setzte das angefangene Werk nicht fort. Darüber starb Karl XI. selbst im Jahre 1697, und sein Thronerbe Karl XII. war erst 15 Jahre alt. — Dazu war der Adel des Landes bis auf  $\frac{1}{6}$  seines Landbesitzes reduziert, verarmt, ja geradezu an den Bettelstab gebracht, die Kronsdomanen aber in den Händen von schwedischen Arrendatoren, die als Fremdlinge dem Volksschulwesen des Landes auch keine besonderen Opfer zu bringen sich veranlaßt fühlten, zumal die für militärische Zwecke auferlegten Lasten ohnehin schwer zu tragen waren. Wir werden uns mithin von den Kirchspielschulen jener Zeit keine hohen Vorstellungen machen dürfen, sowohl in bezug auf ihre Frequenz, als auch in Hinsicht auf ihre Leistungen. Einmal fehlte es doch noch gar zu sehr an brauchbaren Lehrkräften, und sodann wollte es ja doch im Grunde auch noch nicht viel verschlagen, daß für viele Tausende von Kirchspielsgenossen, die auf ausgedehntem Territorium lebten, nur je eine Schule vorhanden war. In ganz Livland existierten noch nicht volle 80 Kirchspiele; es hatte also im besten Falle für seine gesamte Landbevölkerung auch nicht mehr Schulen aufzuweisen. Immerhin aber dürfen wir nicht vergessen, daß wenigstens der Grund gelegt und fest gelegt worden war. Fegte auch der Nordische Krieg in den Jahren von 1700—1710 die kaum entstandenen Parochialschulen wieder hinweg, so waren doch die Landfoundationen auch nachher noch vorhanden, und ihre Wiederherstellung nach dem Aufhören des Krieges beweist genugsam, daß dieser von König, Adel und Predigerschaft zur Zeit Karls XI. gelegte Grund nicht vergebliche Arbeit gewesen war.

Mit der Kapitulation Rigas und der livländischen Ritterschaft vom 4. Juli 1710 brach endlich für unser aufs neue blutgedüngtes, furchtbar zertretenes und tief verwundetes Livland eine Zeit geeigneten äußeren Friedens an, deren wir noch heute genießen. Und mit dem Frieden begann auch wieder die Arbeit der Restauration.

Der von Karl XI. aufgehobene Landesstaat wurde von Peter d. Gr. wiederhergestellt; die durch den Krieg tatsächlich sistierte, von Karl XI. erlassene Kirchen- und Schulordnung, von Peter d. Gr. gewährleistet, trat wieder in Wirksamkeit. Ja, Peter d. Gr. erließ unter dem 13. Dezember 1711 an seinen Plenipotentiären Löwenwolde den ausdrücklichen Befehl, für Restituierung der Schulen in Livland zu sorgen. Eine Generalkirchenvisitation wurde angeordnet und seit 1713 auch ausgeführt. Die Visitationskommission hatte zugleich Auftrag und Vollmacht, auch die Parochialschulen überall wiederherzustellen, und noch vor dem Nystädter Frieden waren diese wieder in Tätigkeit. — Es stellte sich aber bald genug heraus, daß diese Schulen nicht genügten und daß für Hebung des Volksunterrichtes hier weitere und umfassendere Schritte geschehen mußten.

Zunächst empfanden die Prediger die Mängel des vorhandenen Schulwesens. Die öffentliche Konfirmation mit vorhergehender Konfirmandenlehre war damals auch hierzulande bereits kirchenregimentlich eingeführte Ordnung. Die Qualifikation zur Konfirmation konnte aber selbstverständlich nicht durch die auf einige Wochen beschränkte Belehrung von seiten des Predigers gewonnen werden, sie forderte vorgängigen geregelten Unterricht; dieser aber war nur durch Schulen zu beschaffen. Nur waren ja freilich die Parochialschulen vorhanden, allein diese hatten für die ganze Masse der Volksjugend weder Raum noch ausreichende Lehrkräfte. Je ernster die Prediger es mit dem Katechumenat nahmen, desto fühlbarer wurde der Notstand. Die Universität war 1656 eingegangen, als Dorpat nach  $2\frac{1}{2}$  monatlicher heldenmütiger Gegenwehr am 12. Oktober dieses Jahres sich dem russischen Belagerungsheere ergeben mußte; sie wurde 1690 am 21. August zwar wieder in Dorpat eröffnet, am 28. August 1699 aber nach Bernau verlegt, wo sie bis zu der am 14. August 1710 mittels Kapitulation erfolgten Übergabe Bernaus an die Russen, in dem letzten Kriegsjahre wohl nur noch mehr nominell als effektiv bestanden hat. Seitdem gab es

in Livland keine Universität mehr bis zu ihrer Neugründung im Jahre 1802. Dieser Umstand brachte es mit sich, daß die Prediger des Landes im ganzen 18. Jahrhundert ihre Universitätsbildung aus Deutschland holen mußten, ebenso aber auch, daß fortwährend ein nicht unbedeutlicher Teil der Pfarren von eingewanderten Ausländern besetzt waren. Halle, später das näher gelegene Königsberg, lieferten meist die Prediger für die livländischen Pfarren. Wer in Halle studiert hatte, war an tüchtiges Arbeiten auch in der Volksschule gewöhnt worden; man braucht sich nur an August Hermann Franke's tiefgreifenden Einfluß auch auf dem Gebiete der Schule zu erinnern, um es begreiflich zu finden, daß die der Haleschen Schule angehörigen Pastoren Livlands den Zustand des hiesigen Volksschulwesens als schwerlastenden Notstand empfanden, auf dessen Abstellung zu dringen ihnen Gewissenssache war. Einzelne Gutsherrschaften ließen sich's ja freilich auch ernstlich anlegen sein, Abhilfe zu schaffen, indem sie aus privaten Mitteln sogenannte „Hofeschulen“ für die Bauerjugend ihrer Güter einrichteten. Das waren aber nur Ausnahmen, welche den anderwärts empfundenen Mangel nur um so greller beleuchteten. Generalsuperintendent war Fischer der Jüngere, ein Sohn des oben bereits genannten Johann Fischer, geworden. Mit seiner Initiative ist die Generalschulensivitation von 1736 zuzuschreiben, meines Wissens die erste in Livland. Was diese konstatierte, gibt gerade kein glänzendes Bild der damaligen Schulverhältnisse des Landes. Den von Dr. Karl Christian Usmann und von dem livländischen Generalsuperintendenten Dr. Karl Gottlob Sonntag aus den Originalakten gemachten Zusammenstellungen zufolge gab es damals in ganz Livland 78 Kirchspielschulen mit 540 Schülkinder, und zwar im estnischen Distrikt 35 Kirchspielschulen mit zusammen 484 Schülern, im lettischen aber 43 Parochialschulen mit 366 Schülkinder. Außer diesen gesetzlich vorhandenen Kirchspielschulen gab es im lettischen Distrikt noch 8 Hofeschulen und im estnischen 22, zusammen also 30 mit zusammen ca. 400 Schülkinder. Sonntag gibt an, daß es in sämtlichen 108 Schulen Livlands damals noch nicht volle 1300 Schülkinder gegeben habe. Zweierlei ergibt sich aus diesen Zahlen auf den ersten Blick: einmal, daß die Frequenz der vorhandenen Schulen eine sehr geringe gewesen ist, und sodann, daß das Land, welches ca. 780 Quadratmeilen groß ist, trotz seiner immerhin dünn gesäten Be-

völkerung an seinen 108 Schulen lange nicht genug hatte, sondern viel mehr Schulen brauchte. Es ergab sich aber noch ein anderer Übelstand: es fehlte meist an tüchtigen Schulmeistern. Unwissenheit und sittliche Verkommenheit werden bald abwechselnd dem einen und dem anderen, bald gleichzeitig vielen der damals fungierenden Schulmeister zur Last gelegt. Wo sollte man aber bessere herbekommen? — Graf Zinzendorff, welcher 1736 Riga besuchte und welchem Fischer seine schweren Sorgen wegen der Schulen nicht verschwieg, gab freilich den praktischen Rat, Schulmeisterseminare anzulegen, allein es fehlte vorerst an Mitteln, um gleich solche Anstalten ins Leben zu rufen; und nur zu bald hatte man Gelegenheit, gerade diesen Rat des Grafen Zinzendorff als mit gewissen propagandistischen Hintergedanken erteilt, unter den gerade obwaltenden Zuständen des Landes zu beanstanden. Denn die Erfahrung bestätigte keineswegs das Lob, welches Graf Zinzendorff der von der Generalin von Hallart unter Wolmarshof gegründeten und herrnhutischer Leitung ganz überlassenen Schule als einer guten Schulmeisterbildungsanstalt gespendet hatte. Vor allen Dingen fehlte es aber auch in den maßgebenden Kreisen der Landtagsberechtigten an dem ernstesten und tiefgehenden Interesse, welches erforderlich, aber auch ausreichend gewesen wäre, um das in Beziehung auf die Volksschule Notwendige herbeizuführen.

Das livländische Oberkonsistorium behelligte zwar jeden Landtag mit der Schulfrage, ohne jedoch viel mehr zu erreichen, als daß diese Materie zu einem stehenden Landtagsthema wurde. Bis 1750 figurirte die Schulfrage unter den Propositionen noch an erster Stelle, 1750 aber war sie schon in den Augen der Landtagsleitung von geringerer Dringlichkeit und Wichtigkeit; sie nahm unter den Propositionen erst die 10. Stelle ein. Und doch hatte der Generalsuperintendent Fischer der Jüngere, wie es sein Nachfolger Zimmermann gleichfalls tat, bestimmt formulierte praktische Vorschläge ausgearbeitet und auf Verlangen eingereicht; es hatten Landtagsglieder in derselben Weise die Sache bearbeitet und zum Teil in dringlichster Weise befürwortet; ja, der Oberkirchenvorsteher und Landrat Campenhausen reichte ein Memoriale ein, welches aus eigener Anschauung, die der Verfasser gelegentlich einer von ihm im Riga-Wolmar'schen Kreise mit Gewissenhaftigkeit und eindringendem Ernste geleiteten Kirchenvisitation gewonnen, die Schulzustände jenes Teiles von Livland in ergreifender Weise schilderte und

tief einschneidend dem Landtag die Pflicht vorhielt, für die Volksschule in ausreichenderer Weise, als bisher geschehen war, zu sorgen. Campenhausen motivierte seine Anträge unter anderem auch mit dem Aussprache, daß es wahrlich schon genug sei, die Leiber der leibeigenen Untertanen ganz für die eigenen Interessen in Anspruch zu nehmen, und daß es um so weniger zu rechtfertigen sei, wenn man auch noch ihre Seelen in heidnischer Unwissenheit zum Teufel fahren lasse. Campenhausen ging auf seinen Besitzungen selbst mit glänzendem gutem Beispiele voran. Seine Schulen blühten. Aber das alles fruchtete wenig, für sofortige Abhilfe geradezu nichts. Denn der wunde Punkt war eben die Leibeigenschaft. Die namentlich im estnischen Distrikt seit dem nordischen Kriege immer noch dünne Bevölkerung wurde für die Frondienste voll in Anspruch genommen; die Gutsherren fürchteten meist, der Schule wegen ihre Arbeitsforderungen einschränken zu müssen, und die leibeigenen Bauern mochten auch ihrerseits die irgendwie arbeitsfähigen Kinder durch den regelmäßigen Schulbesuch nicht ihrer Disposition entzogen sehen; sie hatten sie eben auch für sich nötig. Und dieser Umstand zog die Lösung der Schulfrage so ungebührlich in die Länge. Dies war auch der Grund, warum die Gutsherren immer wieder auf häuslichen Unterricht durch die Eltern oder sonstige Haus- und Dorfgemeinschaften drängten, die Bauern aber eine solche Lösung der Frage sich auch ihrerseits lieber wollten gefallen lassen und immer wieder dem „Hausunterricht“ im Gegensatz zum Schulunterricht das Wort sprachen. Daß indes mit einer solchen Lösung im Grunde die Schulsache selbst, wie sie damals in Livland lag, in keiner Weise tatsächlich gefördert werden konnte, trat immer klarer hervor. Die Frage wurde brennend.

Da legte sich der Generalgouverneur Graf Browne ins Mittel. Er führte es herbei, daß die vom Landrat Baron Ungern-Sternberg als dem Präsidenten des livländischen Ober-Consistorii eingebrachten Vorschläge auf dem Landtage durchdrangen, und endlich konnte nun unter dem 18. April 1765 ein Regierungspatent anordnen, daß jedes Gut von 5 Haken und darüber für seine Bauerschaft eine eigene „Hofeschule“ haben müsse. Kleinere Güter sollten ihre Bauerkinder in die Parochialschule schicken. Doch wurde dabei immer noch den Bauern freigestellt, ihre Kinder auch durch häuslichen Unterricht so weit zu

fördern, als es in den Schulen geschehen könnte. Der Schulbesuch war also noch nicht obligatorisch. Übrigens wurden aber die Gutbesitzer für die effektive Gründung der angeordneten Hofeschulen unter Androhung von Geldpön verantwortlich gemacht.

Wie nun Graf Browne nicht der Mann war, welcher sich um die Ausführung von Regierungsbefehlen nicht gekümmert hätte, welcher vielmehr auch mit Mitteln der Gewalt ihre Befolgung vorkommenden Falles zu sichern bereit war, so bezeugte es auch die von 1785—1787 abgehaltene Generalschulensivitation, daß jenes Regierungspatent von 1765 tatsächlich durchgeführt worden war; denn laut den Protokollen dieser Sivitation waren die „Hofeschulen“ wirklich vorhanden und in Tätigkeit.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben also in Livland Kirchspielschulen und Hofeschulen nebeneinander existiert, freilich noch nicht in fester Gliederung als geordneter Schulorganismus, auch lange noch nicht das leistend, was von der Volksschule verlangt werden muß. Dennoch war wieder ein Schritt vorwärts geschehen. Und weitere Schritte faßte zu Beginn unseres Jahrhunderts Kaiser Alexander I. ernsthaft ins Auge. Schon 1803 wurden Vorarbeiten zu zweckentsprechender Organisation des Volksschulwesens in Livland angeordnet; die Universität Dorpat und das livländische Oberconsistorium in Riga mußten 1811 und 1815 ihre darauf bezüglichen Ansichten und Desideria in ausführlicher Darlegung einreichen; das ganze Material war so reichhaltig und umfangreich, daß Sonntag versichert, eine nur „auszugsweise Mitteilung desselben dürfte leichtlich 16 Bogen anfüllen“. Als Resultat dieser Vorarbeiten kam endlich eine Schulordnung für Livland zustande, welche 1818 von dem Landtage angenommen und darauf in die „Livländische Bauerverordnung“ von 1819 aufgenommen wurde.

Diese „Bauerverordnung“ von 1819 bezeichnet einen tief-bedeutamen Wendepunkt in der Entwicklung Livlands. Die durch die Bauernemanzipation geschaffenen neuen politischen und sozialen Verhältnisse erhielten für ihre Konsolidierung und Weiterentwicklung durch dieses Gesetz ihre feste Grundlage und Norm; Livlands „alte Zeit“ war damit abgetan, eine neue Zeit damit herbeigeführt. Und das gilt auch für

die Volksschule des Landes, welche seit 1819 in verhältnismäßig raschem Wachstum diejenige Gestalt gewonnen hat, welche ihr gegenwärtig eigen ist.

Gleich die Bauerverordnung von 1819 brachte neue und wichtige Bestimmungen, welche der Volksschule in Livland ihre sie heute noch charakterisierenden Züge aufprägten. Bisher war der Großgrundbesitz des Landes allein verpflichtet gewesen, die Landschulen zu fundieren und zu erhalten. Von jetzt ab lag diese Verpflichtung den bäuerlichen Gutsgemeinden selbst ob. Die „Hofeschulen“ wurden nunmehr „Gebietschulen“. Nicht mehr die Größe des Gutes, wie noch 1765 verordnet worden war, sondern die Größe der Bevölkerungsziffer galt von nun an als Maßstab für die Anzahl der Schulen. Auf höchstens 500 männliche Seelen mußte mindestens eine Gebietschule, auf mindestens 2000 männliche Seelen eine Parochialschule errichtet werden. Die territorialen Schranken von Gut und Kirchspiel fielen für die Schule; kleinere Komplexe sollten zusammentreten zu Schulbezirken. Sodann wurde die Gebietschule zur Parochialschule in Anbetracht der Leistungen in ein festes Verhältnis gestellt; diese sollte die höhere Stufe der Volksschulbildung repräsentieren, jene die niedere. Von geradezu grundlegender Bedeutung war aber weiter der nunmehr zur Geltung gelangte Grundsatz, daß der Schulbesuch für jedes Kind ohne Ausnahme obligatorisch sein sollte. Die jährliche Schulzeit wurde auf die 4 Wintermonate vom 10. Nov. bis zum 10. März fixiert, das schulpflichtige Alter normiert (vom 10. Jahre an bis zu der dem Ortsprediger anheimgestellten Entlassung), für ungerechtfertigte Schulversäumnisse ein entsprechendes Strafmaß festgesetzt. Ferner wurde der „Hausunterricht“ fortgehender regelmäßiger Kontrolle durch Prediger und Schulmeister unterstellt; er dispensierte nicht mehr, wie es noch vor 1819 gesetzlich gestattet war, vom Schulunterricht, wurde vielmehr für jedes Kind vor seinem Eintritt in das schulpflichtige Alter obligatorisch. Endlich erhielten die Kirchenvorsteher und Kirchenkonvente der einzelnen Kirchspiele die Aufgabe und die Verpflichtung, bei Erhaltung und Förderung der Volksschulen ihres Kompetenzbezirkes ex officio stetig und innerhalb festbestimmter Grenzen mit Hand anzulegen.

Durch Kaiserliche Sanction mit Gesetzeskraft versehen, traten diese und die von ihnen beherrschten Detailbestimmungen der Bauerverord-

nung von 1819 nunmehr in die Entwicklung des livländischen Volkslebens ein. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, daß unser Landvolk mit seiner Volksschule immer inniger verwachsen ist, so daß heutzutage die Schule im öffentlichen Bewußtsein unseres Landvolkes tatsächlich als ein sich von selbst verstehender integrierender Faktor der Lebensbeziehungen jedes einzelnen gilt. Diese oben zusammengestellten wesentlichen Bestimmungen der Bauerverordnung von 1819 bilden noch heute die gesetzliche Grundlage des livländischen Volksschulwesens. Sie bilden, wie die übrige ganze Bauerverordnung für das gesamte politische und soziale Leben des livländischen Landvolkes, so ihrerseits für die Volksschule des Landes den Grenzstein zwischen alter und neuer Zeit.

Freilich war mit der Schulordnung von 1819 an und für sich noch nicht die Neugestaltung selbst in konkreter Wirklichkeit vollzogen. Darüber verging noch ein volles Menschenalter, bis es dazu kam. Noch lange Jahre hindurch war der Schulbesuch in den Augen des Landvolkes kaum etwas anderes, als eine neue Art harten Frondienstes für Kinder und Eltern. Noch lange Jahre hindurch war die Erhaltung der Schulen dem Landvolk eine unbequeme Last, die Schule eine innerlich noch fremde Sache von sehr zweifelhaftem Nutzen und Wert. Denn auch noch lange Jahre hindurch war der Unterricht dürftig genug, die Leistungsfähigkeit der Schulen im allgemeinen, einzelne Ausnahmen abgerechnet, eine minime. Lokale, Schulutenfilien, Lehrerbefordungen ließen noch lange Zeit viel, sehr viel zu wünschen übrig, von einheitlicher planmäßiger Leitung, von Schuldisziplin, Lehrmethode noch ganz zu schweigen. Generalsuperintendent Sonntag gibt für das Jahr 1820 etliche aus amtlichen Erhebungen gewonnene Zahlen, welche die damaligen Zustände in bezeichnender Weise illustrieren. In ganz Livland waren im Jahre 1820 nur 15 Parochialschulen mit 341 Schülern wirklich in Tätigkeit gewesen, und diese sämtlich im lettischen Distrikt; im estnischen Teile des Landes hatten alle Parochialschulen gefeiert. Dagegen waren im Estnischen 485 Gebietschulen mit 9700 Schülern tätig gewesen, im Lettischen nur 83 Gebietschulen mit 1900 Schülern. Außerdem waren im Estnischen 28 000, im Lettischen gar 39 000 Kinder dem Hausunterrichte überlassen gewesen. Gegenüber diesen 67 000 dem häuslichen Unterrichte überlassenen Kindern wurden also nur 11 941 Kinder in 568 Gebiets- und 15 Parochialschulen, überhaupt in 583

Schulen unterrichtet. Diese Zahlen sprechen deutlich genug dafür, wie nötig die oben angeführten Bestimmungen der Bauerverordnung von 1819 waren, um nur erst die gesamte Volksjugend des Landes in die Schulen zu schaffen, wenngleich gegen 1736 ein bedeutender Fortschritt geschehen war. Doch konnte die Bauerverordnung andererseits mit ihren Bestimmungen eben auch nicht beanspruchen, für alle vorhandenen Mängel Abhilfe zu bringen, selbst wenn sie, wie ja nach und nach geschehen, tatsächlich befolgt wurde. Es taten noch andere Dinge not. Der klarblickende Generalsuperintendent Sonntag formulierte sie in 4 Punkten; er verlangte 1. Lehrerseminarien, 2. Situierung der Lehrer, „daß sie in der Schule bleiben mögen und können“, 3. einheitliche Aufsicht und Oberleitung durch Sachkundige und 4. aktive Mitbeteiligung des Volkes bei Beschaffung der Hilfsmittel zur Befriedigung seines Bedürfnisses nach Schulbildung.

So war denn durch das Gesetz von 1819 der Grundriß für den Aufbau der Volksschule in Livland gegeben und durch Sonntag die Grundbedingungen für die Ausführung dieses Baues klar und zutreffend bezeichnet worden. Die Arbeit konnte beginnen. Vorläufig waren es hauptsächlich die Prediger, welche den ihnen zugewiesenen Teil dieser Arbeit mit Ernst sofort auch in Angriff nahmen. Doch konnten selbstverständlich die Prediger allein nicht die konkrete Durchführung der Schulgesetze bewirken; Adel und Bauerschaft mußten mitwirken. Die Last und die Verantwortlichkeit der Schularbeit drückte die Prediger, bis im Jahre 1839 zunächst der Adel in die organisierte Mitarbeit eintrat. Der in diesem Jahre abgehaltene Landtag hatte nämlich das Regierungspatent vom 4. April 1840 zur Folge, welches einerseits die Schulleitung organisierte, andererseits auch die Stellung der Schullehrer wesentlich befestigte. Der Schulmeister, während seiner Amtsführung nach den Bestimmungen der Bauerverordnung von 1819 zwar von persönlicher Abgabeneistung, von der Militärpflicht und von körperlicher Strafe liberiert, war doch bis dahin der Willkür insofern immer noch preisgegeben gewesen, als seine Konstituierung und seine Absetzung lediglich dem resp. Gutsherrn kompetierte, welcher nur durch die an sich sachgemäße aber im Grunde doch wenig genügende Bedingung, daß er zuvor den Pastor „gehört“ haben müsse, in seiner Machtvollkommenheit beschränkt war. Das Patent von 1840 nun bestimmte, daß der Schul-

meister nur von den ordentlichen Schulbehörden ein- und abgesetzt werden könne. Und diese Schulbehörden wurden durch eben dasselbe Patent errichtet, indem für je zwei Propstsprenkel eine Kreislandschulbehörde, für ganz Livland also 4, bei den bestehenden Oberkirchenvorsteherämtern konstituiert wurden, welche einer die Volksschule des ganzen Landes leitenden Oberlandschulbehörde unterstellt sein sollten; diese aber sollte durch Zusammentreten der Vorsitzenden der vier Kreislandschulbehörden, von denen der eine auch hier den Vorsitz führt, des Generalsuperintendenten als Vizepräsidenten, eines sachkundigen Schulrats und eines rechtskundigen Sekretärs gebildet werden. Die fortgehende Beaufsichtigung des Schulwesens wurde in die Hände zweier ständiger für jeden Propstsprenkel zu wählenden Schulrevidenten gelegt; den sog. „weltlichen“ sollte die Ritterschaft erwählen, den sog. „geistlichen“ die Predigerschaft des betr. Sprengels. — Diese hier angeführten Bestimmungen des Patentes von 1840 bestehen noch heute in Kraft, ihre Tragweite aber liegt klar auf der Hand. Die Ritterschaft ist mittels ihrer bei Leitung und Beaufsichtigung der Volksschule mitarbeitenden Glieder in fortgehenden, lebendigen Kontakt getreten mit der Volksschule des Landes und behält durch diese ihre Organe eine stetige Fühlung mit dem gesamten Volksschulwesen in Livland. Die hauptsächlich in Kontrolle und Leitung der interna der Gemeinde- und Parochialschulen bestehende Arbeit der Pastoren erhielt festeren Zusammenhang und einheitlichere Richtung, und dadurch erhöhten Nachdruck und neuen Schwung. Die Schulmeister endlich konnten und sollten nunmehr, als öffentliche Funktionäre unter förmlichen Rechtsschutz ihres Amtes gestellt, ihre Arbeit als Lebensberuf erfassen und brauchten sie nicht mehr als transitorische Beschäftigung anzusehen; sie wurden damit aber auch gleichzeitig unter den moralischen Einfluß der öffentlichen Kritik gestellt, welche dieses Ehrenamt in ehrenhafter Weise verwaltet sehen will. Das Desiderium Sonntags in betreff einheitlicher, sachkundiger Aufsicht und Oberleitung fing mit dem Jahre 1840 an in Erfüllung zu gehen. Das andere Desiderium, Schullehrerseminarien anlangend, wurde gleichfalls schon auf dem Landtage von 1839 durch den Beschluß der Ritterschaft, ein Parochiallehrerseminar zu gründen, seiner Erfüllung entgegengeführt. Zwar dauerte die

regierungsseitige Bestätigung und die allendliche offizielle Eröffnung dieses Seminars, welches nur „Küsterschule“ heißen durfte, noch einige Jahre, allein auch nach dieser Seite war ein folgenreicher Schritt vorwärts geschehen, und was die Folgezeit noch an weiteren Fortschritten auf der einmal betretenen Bahn gebracht hat, darf als einfache Konsequenz der Landtagsbeschlüsse von 1839 angesehen werden. Zu solchen Fortschritten aber gaben die wenige Jahre später eintretenden Ereignisse den keineswegs sanften, dafür aber um so wirkungsvolleren Anstoß.

Die livländische Oberlandschulbehörde hatte bei ihrer Konstituierung auch die Aufgabe erhalten, durch ein für das ganze Land maßgebendes Reglement mehr Ordnung und Einheit in das Volksschulwesen Livlands zu bringen. Noch im Jahre 1845 hielt sie es für verfrüht, ein solches Reglement zu erlassen; sie begnügte sich zunächst mit Aufstellung zweier Instruktionen. Die eine galt den Kreislandschulbehörden, die andere den Schulrediventen. Auch diese stehen noch heute in Kraft. Da begann im Sommer 1845 die konfessionelle Bewegung, und die Jahre von 1845—1848 räumten wie auf fast allen Gebieten so auch auf dem der Volksschule mit der traditionellen livländischen „Gemüthlichkeit“ scharf auf. „Arbeit“ wurde die Losung Livlands. Auch alle an der Leitung und Beaufsichtigung der Volksschule Beteiligten empfanden und erkannten mehr oder minder deutlich, was geschehen mußte. Es erschien die Agrarverordnung von 1849. So viel Neues, den fortgeschrittenen Zeitbedürfnissen Entsprechendes sie sonst brachte, so schien sie doch in bezug auf die Volksschule weder Neues noch Wichtiges zu enthalten. Und doch brachte sie etwas, was der Volksschule in Livland deren Existenz und selbständige Fortentwicklung unter den durch das Resultat der konfessionellen Bewegung so sehr veränderten öffentlichen Verhältnissen des Landes allein sicherstellen konnten. Das war nämlich die von S. Majestät dem Kaiser sanktionierte Definition der livländischen Volksschule als konfessionell lutherischer, für deren Pflege und Leitung die Oberlandschulbehörde in letzter Instanz maßgebend und verantwortlich sein soll. Diese Bestimmung hat einerseits die intakte Erhaltung und durch fremde Einflüsse ungestörte Entwicklung der luth. Volksschule in Livland bis heute tatsächlich ermöglicht, andererseits aber auch zur Folge gehabt, daß für den zur griechisch-orthodoxen Kirche

übergetretenen Teil der livländischen Landbevölkerung eigene Schulen errichtet worden sind, deren Einrichtung, Leitung, Arbeit, Fortentwicklung im weiteren Verlauf dieser Darstellung nicht besprochen werden sollen.

Die livländischen Oberlandschulbehörde hatte mittlerweile an dem früheren Professor und Rektor magnificus der Dorpater Universität, Dr. Carl Christian Ulmann, der infolge eines leidigen Mißverständnisses seiner Stellung enthoben worden war, einen völlig sachkundigen, umsichtigen und tief und weitblickenden Schulrat gewonnen. Ulmann arbeitete nun eine Instruktion „für Einrichtung und Verwaltung der livländischen Landschulen Evang.-luth. Konfession“ aus, welche von der Oberlandschulbehörde im Jahre 1851 erlassen wurde. Das wichtigste Stück dieser Instruktion ist die feste Organisation der Lokalschulverwaltung, und in dieser wieder die Heranziehung der Bauern zu positiver Mitarbeit bei der Beaufsichtigung und Leitung der Schule. Unter der Kreislandschulbehörde stehend sollte die Lokalschulverwaltung unter dem Vorsitz des „Schulkirchenvorstehers“ den Pastor loci als Schriftführer, den Parochiallehrer und den Kirchspielschulältesten zu ihren ständigen Gliedern zählen. Der Kirchspielschulälteste aber sollte von den für jede Gemeindegemeinschaft bestellten Gebietschulältesten aus ihrer eigenen Mitte gewählt werden, wie andererseits der „Schulkirchenvorsteher“ vom Schulkonvente aus der Zahl der Gutsinhaber des Kirchspiels gewählt werden sollte. — In den verhängnisvollen Jahren der konfessionellen Wirren hatten sich die Zustände der Volksschule in bedenklichster Weise gestaltet. Im Winter 1847/48 hatten beispielsweise an vielen Orten die Gebietschulen vollständig Ferien, weil das Landvolk im großen und ganzen das Aufhören der evangelisch-lutherischen Kirche und des gesamten aus ihr erwachsenen und mit ihr aufs innigste verwachsenen Schulwesens in Livland nur noch als eine Frage der Zeit ansah, daher auch den Schulbesuch der schulpflichtigen Jugend einfach zu sistieren für ganz zeitgemäß hielt. Andererseits aber war es geboten, dem bis tief auf den Grund aufgewühlten Volke gegenüber von allen gesetzlichen Zwangsmaßregeln abzusehen. Diesen Verhältnissen gegenüber appellierte nun jene Instruktion an die freiwillige und positive Mitarbeit des der lutherischen Kirche treugebliebenen Landvolkes selbst. Und diese Appellation war nicht erfolglos. Neues Leben regte sich wieder, mit neuem Mute wurde die Schularbeit mit vermehrten Mitteln wieder in Angriff genommen.

Der scheinbar verlorene und vielfach ja auch wirklich verlassen gewesene Posten wurde nicht nur nicht aufgegeben, sondern man ging vielmehr seit 1851 mit vereinten Kräften daran, ihn sowohl äußerlich wieder voll in Besitz zu nehmen und zu befestigen, als auch im Inneren auszubauen, namentlich auch die Leistungsfähigkeit der Schule zu erhöhen. Das Desiderium Sonntags in betreff positiver Mitarbeit des Landvolkes selbst hatte mit der Instruktion von 1851 angefangen zu konkreter Wirklichkeit zu werden.

Nicht unwesentlich wirkte hierbei der Umstand mit, daß damals bereits seit einem Jahrzehnt die von der Ritterschaft in Luthde bei Walk gegründete „Küsterschule“ gut geschulte Parochiallehrer in die Arbeit zu stellen begonnen hatte. An die Parochialschulen konnten nunmehr höhere Anforderungen erhoben werden, als bisher. Ein Schulbuch, welches das von der Oberlandtschulbehörde in ihren Instruktionen für die Parochialschulen aufgestellte Programm ausfüllte, wurde für den estnischen Distrikt Livlands von Predigern dieses Distrikts in estnischer Sprache ausgearbeitet und leistete trotz vielfacher im einzelnen nicht abzuleugnender methodologischer Mängel im großen und ganzen treffliche Dienste. Es ging mit den Parochialschulen frisch voran. Für die Gebietschulen freilich gab es damals noch keine eigenen Lehrerbildungsanstalten. Indessen stiegen auch hier die Anforderungen und allmählich auch die Leistungen. Man half sich eben, so gut es ging. Die Parochialschulen entließen besser geschulte Jünglinge, welche selbst die Dorfschulmeister älteren Datums an Kenntnissen und Fertigkeiten hinter sich zurückließen. Die tüchtigeren Abiturienten der Parochialschulen wurden in den Schuldienst gezogen; ja viele Parochialschulen wurden fast zu Schulmeisterseminaren, was freilich ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht entsprach, auch Lehrplan und Lehrverfahren vielfach einseitig alterierte oder doch beeinflusste. Item aber, es war unter den gegebenen Verhältnissen fast notwendiges Auskunftsmittel. Außerdem unterrichteten die Prediger die Schulmeister in regelmäßig wiederkehrenden Versammlungen je nach Bedürfnis und Vermögen in den Lehrgegenständen der Gebietschule, leiteten sie zu methodischerer Behandlung des Unterrichts und zu pädagogisch bewußterer Handhabung der Schuldisziplin an, kurz suchten ihre amtliche Qualifikation zu steigern. Das geschah nun freilich nicht

nach vereinbarten gleichmäßigen Grundsätzen, noch auch nach einheitlichem Plane, vielmehr war es ein Freiwilligendienst und damit auch dem subjektiven Ermessen jedes einzelnen freier Spielraum gegeben. Indessen blieben diese Bestrebungen denn doch auch nicht ohne gute Frucht. Die Leistungen der Gebietschulen, wie verschieden auch im einzelnen, hoben sich eben doch im allgemeinen von Jahr zu Jahr. An viele Gebietschulen namentlich im lettischen Distrikt traten Zöglinge der Küsterschule; diese trugen ihrerseits auch dazu bei, daß es Gebietschulen zu geben anfing, welche mit vielen Parochialschulen fast gleichen Schritt zu halten vermochten. Der rege Fortschritt seit 1851 machte sich fast ausnahmslos in allen Kirchspielen des Landes bemerklich.

Damit aber wuchsen auch die Aufgaben. Die vermehrte und intensiv gesteigerte Schularbeit forderte gebieterisch mehr und mehr ins Detail gehende Organisation und im Zusammenhange hiermit auch ins Detail gehende Fachkenntnis. Es war endlich nicht mehr zu umgehen, man mußte irgendwie auch für wirkliche Gebietslehrerseminare sorgen. Die Ritterschaft nahm sich der Sache an. Sie beschloß für jeden Distrikt je ein Gemeindegullehrerseminar zu gründen. Das lettische wurde 1871 im Oktober in Walk eröffnet, das estnische 1873 im Oktober in Dorpat, beide mit jährlicher Aufnahme und Entlassung und mit zweijährigem Lehrkursus, beide zugleich als Examinationsorte für alle, welche als Gebietslehrer in den praktischen Schuldienst treten wollen. Das Walksche ist Externat, das Dorpat'sche Internat.

Noch war aber die Existenz der Gebietschullehrer keine gesetzlich fest begründete. Die Instruktion von 1851 stellte zwar als Normalmaß die Dotierung der Gebietschule mit mindestens 7 Talern Landes als der geringsten Wirtschaftseinheit auf, und verlangte im Falle der Unmöglichkeit einer solchen Landdotation mindestens das nach lokalem Pachtfaß zu normierende Äquivalent in Geld; — indes war es eben nur eine Instruktion, welche diese Bestimmung aufstellte und welcher nicht die Autorität eines unter allen Umständen zu erfüllenden Regierungsgesetzes zur Seite stand. Die vielfach schwankende, ja wohl auch geradezu kümmerliche und elende Existenz der Gebietschullehrer wurde nun freilich an vielen Orten auch schon durch die Instruktion von 1851 aufgebessert, indem private Munizipal einzelner Gutsherren

hierin Wandel schaffte, sei es durch Schenkung von Schulland, sei es durch zeitweilige pachtfreie Überweisung von Land zu Schulzwecken, sei es durch billige Verpachtung der erforderlichen Ländereien. Auch waren wohl die Transaktionen der Lokalschulverwaltungen mit den für die Erhaltung der Schulen verantwortlichen Bauergemeinden nicht gänzlich ohne Erfolg. Endlich auch hatte die Domänenverwaltung auf den Krongütern den Gemeindeschulen Land zugewiesen, als bis 1851 eine Ummessung und Untoerierung der Domänenländereien ausgeführt wurde.

Das alles geschah aber nicht überall und nicht nach gesetzlich geregelten Normen. Solche wurden endlich geschaffen, als die Ritterschaft einen Regierungserlaß vom 31. Mai 1871 exportierte, welcher das Minimum des Gemeindeschullehrergehaltes je nach der Größe der zum betreffenden Schulbezirke gehörenden Bevölkerungsziffer gesetzlich fixierte. Hoch ist der Normalatz nun freilich nicht zu nennen; der höhere Satz beträgt 150 Rubel, der niedere Satz gar nur 100 Rubel Jahresgehalt. Diese Summen sollen das Äquivalent von 10 resp. 7 Talern Landeswert repräsentieren und zur Perzeption gelangen, wo die entsprechende Landdotation nicht vorhanden ist oder nicht beschafft werden kann. Die Situierung auf Land ist freilich die günstigere, da die Entwertung des Geldes ebenso fortschreitet, wie die Bodenrente im allgemeinen in steigender Tendenz sich befindet. Doch dem sei, wie ihm wolle, — jedenfalls ist mit diesem Regierungserlaß eine gesetzliche Grundlage gewonnen worden, und willkürliche Soldschmälerung rechtlich wenigstens verhindert. Und im allgemeinen darf die ökonomische Stellung der Gebietschullehrer vorderhand wenigstens als gesichert und wohl auch als für die nächste Zeit ausreichend betrachtet werden. Damit ist aber auch das letzte noch übrige Sonntagische Desiderium erfüllt worden. Heuer werden es 55 Jahre, seit Sonntag seine vier Desiderien ausgesprochen; wie wir gesehen, sind sie seitdem alle vier nach und nach in Erfüllung gegangen. Eine von der Oberlandschulbehörde 1874 erlassene Instruktion faßt in übersichtlicher Anordnung das gesamte Volksschulwesen Livlands, wie es in stetiger Entwicklung sich ausgestaltet hat, zusammen, ohne wesentlich Neues anzuordnen. Sie ist daherfüglich als das Fazit der ganzen geschichtlichen Entwicklung der livländischen Volksschule bis zum Jahre 1874 anzusehen, wie denn auch jeder Punkt mit Angabe der betreffenden kaiserlichen Ukase, Regierungs-

patente, Bauerverordnungen, Instruktionen versehen ist, auf denen seine Geltung beruht. Dieser Instruktion gehen zur Seite die „Lehrpläne für die livländischen Landschulen evangelisch-lutherischer Konfession“, welche die Oberlandschulbehörde im selben Jahre zur Nachachtung publiziert hat. Der Umfang vorliegender Darstellung gestattet es nun nicht, beide Aktenstücke in extenso hier aufzunehmen; nur einige Paragraphen können hier Platz finden. Die „Instruktion“ von 1874 verordnet für den Umfang des Unterrichts folgendes:

§ 3: der häusliche Unterricht muß umfassen: Lesen, Katechismus (Wortlaut der fünf Hauptstücke) und das Einmaleins.

§ 20: der Unterricht in der Gemeindeschule umfaßt als Minimum folgende Gegenstände: verständiges Lesen, kalligraphisches und orthographisches Schreiben, Kopf- und Tafelrechnen in den vier Spezies mit benannten und unbenannten Zahlen; Worterklärung der fünf Hauptstücke des Katechismus; biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments; Elemente der Geographie; Choral- und anderen Gesang nach Noten.

§ 25. Die Parochialschule hat ihren Unterricht da zu beginnen, wo die Gemeindeschule den ihrigen geschlossen hat. Die obligatorischen Unterrichtsgegenstände sind: Lesen; Unterricht in der Muttersprache; kalligraphisches und orthographisches Schreiben; Rechnen mit Einschluß der Regeldetri; Sachklärung der fünf Hauptstücke des Katechismus; biblische Geschichte des Alten und des Neuen Testaments; ein kurzer Abriß der allgemeinen Weltgeschichte und der Reformationsgeschichte; Geographie der fünf Weltteile; Elemente der Naturkunde; Zeichnen; Stilübungen; Singen; die deutsche und die russische Sprache.

Für das Lehrverfahren stellen die „Lehrpläne“ gleich in § 1 folgende Grundsätze als maßgebend auf:

1. „Aller Unterricht sei klar und wahr hinsichtlich des Inhaltes, wie der Darstellung.“ Daher gebe der Lehrer nie eine Stunde unvorbereitet, rede kurz und kernig beim Unterrichte, halte sich überhaupt in steter Zucht.
2. „Aller Unterricht soll auf Anschauung beruhen und der Leistungsfähigkeit der Kinder angemessen sein.“ Daher vermeide der Lehrer bloß mechanisches Auswendiglernenlassen, suche das Interesse der Kinder immer rege zu erhalten, namentlich durch Benutzung

der Schultafel, gehe nicht zu schnell vorwärts und wiederhole öfter.

3. „Aller Unterricht sei erziehend und so eingerichtet, daß die gesamten Kräfte des Kindes naturgemäß und harmonisch zur Entwicklung gelangen.“ Daher halte der Lehrer bei stets gleichbleibender Freundlichkeit gegen die Kinder auf strenge Beobachtung der Schulordnung, auf pünktlichen Gehorsam, auf anständiges Verhalten, sei sparsam im Loben wie im Tadeln, und wende allen verschiedenen Unterrichtsgegenständen gleiche Teilnahme zu.

Und § 2 gibt die Hauptpunkte der Schulordnung dahin an:

1. „Die Abhaltung eines kurzen Gebetes vor dem Beginne und zum Schlusse der Vormittagsstunden, sowie vor dem Schlafengehen, also eines Morgen-, Mittags- und Abendgebetes;
2. das genaue Einhalten der Stunden und Zwischenstunden;
3. das Halten auf Ordnung und Sauberkeit in den Schlaf- und Schulzimmern, zu welchem Zwecke ein festes Ordnerinstitut einzuführen ist, nach welchem bestimmte äußere Verrichtungen, wie z. B. das Abstäuben der Tische usw., wenigstens eine Woche lang von bestimmten Kindern verlangt werden;
4. das Halten auf Ordnung und Sauberkeit bei den Kindern in ihrem Äußeren, wie in Büchern und Heften;
5. strenges Ausschließen alles Vorsagens unter den Kindern in den Stunden; auch das Sprechen und Lesen im Chor darf nur auf ausdrückliches Geheiß des Lehrers erfolgen;
6. Dringen auf deutliches Sprechen der Kinder und Antworten in vollständigen Sätzen.“

Wie die „Instruktion“ von 1874 einen Abschluß der seitherigen Entwicklung bezeichnet, so geben die „Lehrpläne“ von 1874 für die fortan zu leistende Schularbeit Maß und Ziel, weisen also in die Zukunft. Welches aber gegenwärtig der faktische Stand des livländischen Landschulwesens sei, möge aus etlichen Zahlen erhellen, welche ich dem 1875 erschienenen amtlichen Rechenschaftsbericht des gegenwärtigen livländischen Schulrates entnehme.

Es gab 1874 in Livland 61 733 Knaben und 65 223 Mädchen, zusammen 126 956 lutherische Kinder schulpflichtigen Alters vom vollendeten 8. Jahre bis zur Konfirmation. Unter Kontrolle der Schul-

verwaltung wurden von dieser Anzahl im Hause unterrichtet 55 499. Im Herbst 1873 traten neu in die Schulen 25 269 Kinder; von diesen waren nur 7020 gut vorbereitet. Der Hausunterricht leistete also noch nicht, was von ihm verlangt werden muß.

Parochialschulen gab es im Lettischen 72, im Estnischen 45, zusammen 117; Gemeindefschulen im Lettischen 377, im Estnischen 541, zusammen 918. Im Lettischen arbeiteten 102, im Estnischen 62, zusammen 164 Parochiallehrer; im Lettischen 406, im Estnischen 567, zusammen also 973 Gemeindeflehrer. Es wurde mithin in 1035 Schulen von 1137 Lehrern die gesamte lutherische Schuljugend unterrichtet. Die Parochialschulen wurden von 2934 Knaben und 674 Mädchen, zusammen von 3608 Kindern besucht. In den Gemeindefschulen gab es im Lettischen 10 047 Knaben und 8 222 Mädchen im Alter vom vollendeten 10. Jahre bis ins 14. Jahr; im Estnischen 9 781 Knaben und 9 744 Mädchen desselben Alters; in Summa also 19 828 Knaben und 17 966 Mädchen, d. h. 37 794 Schulkinder. Regelmäßigen Schulunterricht empfiengen mithin in sämtlichen Schulen 41 402 Kinder beiderlei Geschlechts. Vom 14. Jahre bis zur Konfirmation, welche meist ins 17. Lebensjahr fällt, müssen die Kinder als „Repetitionsschüler“ an bestimmten Tagen oder in bestimmten Wochen zur Repetition des Erlernten in die Schule kommen. Solcher Repetitionsschüler gab es 25 436. — Ziehen wir das Fazit. Hausunterricht genossen 55 499 Kinder, Repetitionsschüler waren 25 436, in regemäßigem Schulunterricht standen 41 402 Kinder. Es wurden somit überhaupt irgendwie unterrichtet und in ihren Profekten von der lutherischen Schulverwaltung kontrolliert 122 337 Kinder von 126 956 Kindern schulpflichtigen Alters vom vollendeten 8. Jahre bis zur Konfirmation, während noch 46 119 Kinder der Kontrolle entzogen waren, folglich auch nicht offiziell in Rechnung gebracht werden konnten.

So stehen die Sachen der livländischen Volksschule gegenwärtig. Welchen Ausblick gewährt das alles nun in die Zukunft unserer Volksschule? Werden „Instruktion“ und „Lehrpläne“ von 1874 überall im Lande befolgt werden — und dazu sind sie ja eben erlassen worden, so dürfte sich die Volksschule in Livland allerdings noch zu anerkannter Leistungstüchtigkeit entwickeln, zumal wenn man einerseits mit

in Rechnung zieht, daß das 1874 in Wirksamkeit getretene Wehrpflichtgesetz die Schulbildung der männlichen Jugend geradezu prämiert, und wenn man andererseits auch nicht unbeachtet läßt, daß neuerdings und namentlich seit dem Semifäkularjahre der Bauernemanzipation unser Landvolk notorisch Bestrebungen hat ans Licht treten lassen, welche auf Hebung des Gesamtniveaus seines Bildungsstandes abzielen. Allein ganz so günstig liegen denn doch die Verhältnisse nicht, wie es auf den ersten Blick vielleicht selbst auf Grund der bisherigen Darstellung erscheinen könnte. Wir werden gut tun, uns bei aller Freude über den offenkundig vorliegenden Fortschritt dennoch vor jenem „wie herrlich weit wir es gebracht“ ernstlich zu hüten. Meines Erachtens ist jetzt erst der Boden für gedeihliche Schularbeit gewonnen und einigermaßen zubereitet worden; die eigentliche Arbeit hat jetzt zu beginnen, nachdem unser Volksschulwesen als Ganzes aus dem Nohesten herausgearbeitet worden ist und seine eigenartige Gestalt gewonnen hat. Es sind noch Aufgaben zu erfüllen, die ihrer Lösung harren und welche auch uns deutsche Livländer in Anspruch nehmen, Aufgaben, von deren glücklicher Lösung die Zukunft der Volksschule unserer Heimat sehr wesentlich abhängen dürfte. Es sind vornehmlich drei Punkte, welchen eine solche entscheidende Wichtigkeit beizulegen ist und welche hier noch einer Besprechung unterzogen werden sollen.

Seit dem 1. Januar 1867 ist die neue Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 in Wirksamkeit. Mit ihr ist die politische Bauergemeinde zur Ausübung von Rechten gelangt und zur Erfüllung von Pflichten herangezogen, welche dem ihr zugedachten Maß von Selbstverwaltung entsprechen, welche aber auch ein gesteigertes Maß von sittlicher und intellektueller Bildung erheischen, soll anders das hohe Geschenk politischer Mündigkeitserklärung nicht zum Unsegen der Beschenkten ausschlagen. Denn rohe Hände verderben eben immer alles und das Beste am schnellsten. Das alte durch die Bauerverordnung von 1819 statuierte Verhältnis der Gutsgemeinde zum Gutsherrn ist gelöst, die Beeinflussung der Verwaltung und der Justiz durch den Gutsherrn ist durch die Landgemeindeordnung von 1866 nicht nur aufgehoben, sondern auch geflissentlich fern gehalten. Dazu ist der freien Entwicklung der Besitz- und Pachtverhältnisse offene Bahn gelassen. Der politisch für mündig erklärte Bauerstand gewinnt auch als Grund-

besitzer in immer steigendem Maße materielle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Ein neues Verhältnis bahnt sich an: nicht mehr Bauer und Herr, sondern Kleingrundbesitzer und Großgrundbesitzer stehen sich gegenüber. Dieses Verhältnis ist noch im Stadium des Werdens, es muß sich erst noch konkreter ausgestalten und auf Grund der durch die neue Landgemeindeordnung geschaffenen politischen und sozialen Zustände sich konsolidieren. Für die künftige Physiognomie unserer Volksschule wird es aber sicherlich nicht gleichgültig sein, wie dieses Verhältnis sich gestaltet. Denn davon wird es abhängen, ob der Großgrundbesitz überhaupt auch noch fernerhin zur Volksschule Stellung behalten will, und welche er einzunehmen sich veranlaßt sehen wird. Unter unseren eigenartigen Verhältnissen ist das aber von eminenter Bedeutung für unsere Volksschule.

Vom Staate zwar gewährleistet, ist sie doch kein Staatsinstitut. Sie ist vielmehr wesentlich ein Produkt provinzieller Initiative und Arbeit, gegründet und erhalten aus privaten Mitteln der Provinz, und zwar des der evangelisch-lutherischen Landeskirche dieser Provinz angehörenden Teils der Bevölkerung.

Der landeskirchliche Charakter der livländischen Volksschule verpflichtet die lutherischen Pastoren Livlands, von Amte wegen den auf sie entfallenden Teil der Schularbeit zu leisten und sich verantwortlich zu wissen für die zielgewisse Richtung der in den Landschulen sich vollziehenden Detailarbeit, welche eben darum auch ganz sachgemäß der speziellen Beaufsichtigung und Leitung der Pastoren unterstellt ist. Andererseits aber trägt die livländische Volksschule den Charakter einer provinziellen Landesinstitution, welche aufs innigste mit der seit der Kapitulation von 1710 dieser Provinz kaiserlich garantierten eigenen Landesverfassung verwachsen ist, ja in ihrem gegenwärtigen Bestande ganz unmittelbar auf derselben ruht. Wie darum der im Landtag repräsentierte Großgrundbesitz Recht und Pflicht hat, der Volksschule sich anzunehmen, so hat sich insonderheit die livländische Ritterschaft seit einem vollen Menschenalter, wenn auch nicht in allen einzelnen ihrer Glieder, so doch als Körperschaft mit klarem und vollem Bewußtsein dieser Aufgabe unterzogen. Sie hat aus eigener Initiative für die livländische Volksschule an Geld und Arbeit Opfer gebracht, wie sie vielleicht in ganz Europa nur noch für die Schwesterprovinzen Estland

und Kurland registriert werden können, und sie hat dadurch sich ein unbestreitbares Recht erworben, in Sachen der livländischen Volksschule ein entscheidendes Wort mitzureden. Der livländische Landtag hat aber als Träger des provinziellen Selbstregiments eben durch seine bisher gebrachten Opfer sich zugleich auch in ein solidarisches Verhältnis zur Volksschule des Landes begeben, welches ihm die moralische Pflicht auferlegt, trotz der durch die Gemeindeordnung von 1866 so veränderten politischen Stellung der Bauer Gemeinden seine Initiative in Sachen der Landschulen durch fortgehende Betätigung, selbstverständlich unter Schutz und Kontrolle des Staates, wie bisher sich zu wahren. Daß der livländische Landtag als solcher dazu Recht und Pflicht hat, unterliegt keinem Zweifel; ebensowenig darf an dem sich dessen klar bewußten guten Willen des livländischen Landtages gezweifelt werden. Ein anderes aber ist die persönliche Stellung der einzelnen Landtagsglieder zur Sache der Volksschule. Und das ist der erste Punkt, den ich hier ins Auge gefaßt wissen möchte, wo sich's um die zukünftige Ausgestaltung der livländischen Volksschule handelt.

Landtagsberechtigt, resp. -verpflichtet sind alle Rittergutsbesitzer, welchem Stande sie sonst auch persönlich angehören mögen. Der gesamte Großgrundbesitz in Livland zerfällt in zwei Kategorien: Domänengüter und Rittergüter. Hier kommen zunächst nur die Rittergutsbesitzer in Betracht, wenn im folgenden von den Großgrundbesitzern des Landes die Rede ist. Denn die Domänen werden, wenn die bereits in Angriff genommene Parzellierung der „Hofesländereien“ konsequent fortgeführt wird, nach und nach aus der Reihe der großen Gutskomplexe ausscheiden, wenn auch die Krone deshalb noch nicht aufhören wird, als Großgrundbesitzerin zu zählen, es sei denn, daß die Domänen in Livland samt und sonders an Private veräußert würden, wozu freilich auch schon ein Anfang gemacht worden ist. Die Großgrundbesitzer Livlands nun gehören zumeist derjenigen Gesellschaftsklasse an, welche die Pflegerin unserer gesamten höheren Bildung bisher gewesen zu sein sich zur Ehre anrechnet. Kann es unserer gebildeten Gesellschaft nun sicherlich nicht gleichgültig sein, welche Gestalt die Volksbildung bei unszulande gewinnt, so kann ihr auch nicht gleichgültig sein, welche Wege unsere Volksschule geht, weil ja doch die Volksbildung zu einem großen Teile mit auf der Volksschule beruht.

Die Volksbildung erhält aber nicht bloß von der Volksschule her Antrieb und Nahrung. Der lebendige Kontakt aller Schichten der Bevölkerung untereinander ist die große Schule des Lebens, in welcher die Volksbildung wächst und reift. Von Person zu Person in unmittelbarem Verkehr des täglichen Lebens in allen seinen mannigfach wechselnden Beziehungen und konkreten Verhältnissen pflanzt sich fort und wirkt sich aus, was wir unter Volksbildung verstehen. Da ist jeder höher Gebildete bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich ein Lehrer der Ungebildeten, ein Vertreter und Vermittler von Anschauungen und Grundsätzen, wie sie ihm infolge und in dem Maße der von ihm selbst erlangten Bildung eignen. In diesem Sinne ist Bildung zugleich Macht und macht mächtig. Dessen haben wir gebildeten Livländer uns mehr als vielleicht bisher geschehen, bewußt zu werden und bewußt zu bleiben. Denn es gilt nicht, gleichsam auf eigene Hand und zum Privatvergnügen sich seiner Bildung zu freuen, sondern die Pflicht des Gebildeten zu erfüllen, d. h. immer und überall den sittigenden Einfluß der Bildung zu üben, wo immer Beruf und Lebensstellung uns der ungebildeten Masse des Volkes gegenüber diese Aufgabe stellt. Nicht also sollen wir „standesmäßig“ in hermetischer Abgeschlossenheit, nicht durch Unterschiede nationaler Abstammung in kastenmäßiger Beschränkung und Selbstgenügsamkeit den Schatz der überkommenen und gepflegten Bildung bloß wahren und mehren, sondern als Kluge und treue Haushalter über uns anvertrautes hohes Gut sollen wir einer dem anderen dienen, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. Einer tendenziösen „Bildungspropaganda“ rede ich hiermit nicht das Wort, sondern der innerhalb der gegebenen und geordneten Schranken des Berufes und der Lebensstellung stetig und unermüdblich zu leistenden persönlichen Betätigung der Bildung, deren Maß zugleich das Maß der sittlichen Verantwortlichkeit bedingt, welche auf jedem ruht, der an dieser Bildung teil hat.

In ganz besonderem Grade gilt nun das hier Bemerkte unter unseren konkreten Verhältnissen von den Großgrundbesitzern des Landes. Unbeschadet des Selbstregiments unserer Landgemeinden stehen sie mitten unter unserem Landvolke doch immer noch da als eine höchst intensiv wirkende moralische Macht. Höhere Bildung und äußere Besitzverhältnisse machen unsere Großgrundbesitzer zu „Kulturträgern“, deren

Verantwortlichkeit zu ihrem Gewichte in genauestem Maßverhältnis steht. Sie sind eine Macht und üben eine Macht, freilich aber nur unter der Bedingung persönlicher Lebensbetätigung mitten unter der sie umgebenden Masse der Landbevölkerung. Es leuchtet ein, welche Bedeutung nun auch für die Entwicklung der Volksschule des Landes eine derselben mit persönlichem Interesse zugewandte Stellung der Großgrundbesitzer haben muß. Überdies aber spricht dafür die Erfahrung; denn ich bin in der günstigen Lage, zur Erhärtung des Gesagten auf eine beträchtliche Anzahl von Beispielen hinweisen zu können, wo Blüte und Gedeihen der Landschulen eben diesem persönlichen Interesse der Großgrundbesitzer zuzuschreiben sind. Andererseits fehlt es freilich auch nicht an Beispielen, wo der Mangel persönlicher Teilnahme des Großgrundbesitzers das Gedeihen der Volksschule in merklicher Weise beeinträchtigt, und diese Beispiele liefern für das oben Behauptete den negativen Beweis. Nicht meine ich nun, als sollten die Großgrundbesitzer überall aus ihren privaten Mitteln die Erhaltung der Schulen bestreiten, wie es ja freilich zurzeit ungefähr bei der Hälfte aller unserer Landschulen tatsächlich der Fall ist. Es hat eben niemand das Recht, über die Kasse eines anderen zu verfügen. Ich meine etwas anderes. Viel mehr als Geld wiegt hier auf eigener Anschauung und persönlicher Kenntnis der lokalen Verhältnisse und Bedürfnisse ruhender, persönlichem Wohlwollen entstammender verständiger Rat und geistige Initiative. Auch hierfür ließen sich zahlreiche Belege aus allen Teilen des Landes anführen.

Noch aber wirkt etwas anderes, wenn auch still, so doch intensiv mit, die moralisch-gewichtige Stellung des Großgrundbesitzers mitten unter den Kleingrundbesitzern, Knechten und Tagelöhnern, unter den kleinen Leuten des ländlichen Gewerbes auch unter den sogenannten „Kleindeutschen“ des Landes fest zu gründen und zu einer höchst segensreich wirkenden Macht zu gestalten: das Familienleben des Gutsherrn. Edel Frauen unseres Landes haben, wie wir sahen, schon im 16. Jahrhundert dem Landvolke warmen Herzens die herrliche Gabe der reinen evangelischen Lehre zuzuwenden getrachtet. Was sie sonst noch milder Hand dem Landvolke getan, das melden freilich nicht Pergament und Papier historischer Urkunden. Die Edel Frauen der folgenden Jahrhunderte aber haben diese Tradition nicht erlöchen lassen und so manche

Landschule Livlands weiß auch davon zu erzählen, was sie der „Gutsfrau“ verdankt.

Rekapitulieren wir! Volksbildung und Volksschule bedingen sich gegenseitig; beide bedürfen zu gedeihlicher Fortentwicklung der persönlichen Mitwirkung der Gebildeten des Landes, in Livland insonderheit der selbstverleugnenden Arbeit der Pastoren und der wohlgesinnten Fürsorge der Großgrundbesitzer und ihrer Familien. Möchte das Gedeihen der Volksschule in Livland in pietätvoller Wahrung der historischen Tradition auch fernerhin stets ein Gegenstand persönlichen Interesses aller Großgrundbesitzer des Landes werden und bleiben! Das ist die eine Hauptbedingung der gedeihlichen ferneren Entwicklung der livländischen Volksschule.

Die zweite Hauptbedingung muß auf Seiten unseres Landvolkes in Erfüllung gehen.

Unser Landvolk baut seit 1819 mit Geld und Arbeit selbst mit an seiner Volksschule. Das ist ganz in der Ordnung, und es ist zu wünschen, daß es nicht nur als Guts- und als Kirchspielsgemeinde zu solchem Mitbauen herangezogen würde, sondern auch als Gesamtbevölkerung des ganzen Landes mit materiellen Leistungen an der Erhaltung des ganzen Schulorganismus, namentlich auch an der Vermehrung und Erhaltung der Lehrerseminare sich beteiligte. Doch das hängt ja von der gegenwärtig in Bearbeitung befindlichen Lösung der Steuerfrage ab und sollte hier nur nebenbei erwähnt werden. Denn es soll ja doch das Volk selbst auch voll und ganz für seine Schulen eintreten, ja zur Erhaltung und Förderung derselben das Beste tun. Es soll sich vorab seine Schule gleichsam verdienen und erwerben, zunächst materiell, sodann aber auch geistig, damit sie ihm je länger je mehr ein innerlich angeeignetes Gut werde und bleibe, welches als unveräußerliches Erbe von Geschlecht zu Geschlecht Frucht schafft zur Wohlfahrt des Landes.

Diese Sätze, so abstrakt theoretisch sie klingen, schweben doch bei uns zulande nicht mehr in der Luft; sie haben greifbare Gestalt gewonnen und treten in etwa der Hälfte sämtlicher livländischen Landschulen in den von den Bauergemeinden auf eigene Kosten fundierten, bebauten und erhaltenen Gemeindeschulen verkörpert entgegen. Die Lokalschulverwaltungen seit 1851, und seit 1873 auch die Kreisland-

Schulbehörden, zählen von den Bauergemeinden ordnungsmäßig gewählte und konstituierte Männer aus dem Volke zu ihren Mitgliedern. Die Volksschullehrer, zum weitaus größten Teil dem Volke selbst entstammend, stehen in erster Reihe als diejenigen da, welche diese geistige, innerliche Aneignung der Schule seitens unseres Landvolkes repräsentieren und diese Mitarbeit des Volkes an der eigenen Schule auch vielfach mit Bewußtsein ihrer nach dieser Seite hin über die vier Wände der Schulstube weit hinausreichenden Aufgabe leisten. Die staatlicherseits konzeptionierte Gesellschaft estnischer Schriftsteller hat überdies erst ganz neuerdings eine pädagogische Sektion gebildet mit dem ausgesprochenen Zweck, eben dieses Bewußtsein mehr und mehr unter den Lehrern estnischer Abstammung zu beleben und fruchtbar zu machen, wie denn auch im lettischen Distrikt des Landes die öffentlichen Blätter und die Schullehrerkonferenzen vielfach in derselben Richtung tätig sind. Und allerdings sind die Volksschullehrer Livlands als Repräsentanten unseres Landvolkes in betreff seiner geistigen Mitarbeit an der Volksschule anzusehen, nicht bloß um ihrer Abstammung willen, sondern in noch viel höherem Grade um ihrer sozialen Stellung willen, die sie im Volke einnehmen. Denn sie stehen zum allergrößten Teil nicht, wie in Deutschland leider vielfach, dem eigenen konkreten Volksleben entfremdet gegenüber als eine besondere Klasse mit eigenem Standesbewußtsein, sondern sie stehen mitten im Volksleben drin. Sie wollen sich auch diesem nicht entfremden und sie sollen es ja auch nicht. Eben darum aber können sie sich auch nicht der allgemeinen Tendenz der im Volke in Fluß geratenen Entwicklungsströmungen entziehen.

Unser Landvolk ist gegenwärtig dabei, sich zunächst die äußeren und äußerlichen Erträgnisse höheren Kulturlebens anzueignen und seinem Leben einzugliedern. Die Zeit starren Konservierens der von den Urvätern her ererbten national ausgeprägten Lebensformen ist vorbei, eine neue Zeit ist für dasselbe angebrochen; es ist bereits in voller Arbeit begriffen, eine höhere Stufe seiner Lebensgestaltung zu erklimmen. Es verarbeitet das fortwährend ihm zuströmende Neue mit einer Art von Behagen, weil es dabei mehr oder minder deutlich die Empfindung selbstgewollten Tuns hat. Vielfach scheint sogar ein wahrer Heißhunger alles ohne Unterschied verschlingen zu wollen, unangesehen, ob es der eigene Volksorganismus assimilieren kann oder nicht. Ebenso nun sind

auch unsere Volksschullehrer auf ihrem speziellen Arbeitsgebiete, je weiteren Blick sie gewinnen, desto eifriger bemüht, den Erwerb jahrhundertelanger Kulturentwicklung einzuheimen, den namentlich auch das Volksschulwesen anderer Länder in reichem Maße darbietet. Dem geübten Auge ist nun freilich nicht verborgen, daß auch anderwärts das Altbewährte vielfach, ja doch wohl fast überall untermischt ist mit Funden und Fündlein neuerer und neuester Zeit, wie es eben die in voller Bewegung befindliche Entwicklung großer, weitverzweigter und komplizierter Kultur- und Schulverhältnisse mit sich bringt; der Besonnene prüft da erst mit gereistem Urteil und weitreichendem Blicke, bevor er zugreift, während dem geblendeten Auge des Neulings ziemlich unterschiedslos alles glänzend, alles imponierend, alles der Aneignung wert erscheint, daher auch mit Eifer ergriffen und aufgenommen wird. Es fehlt die Kritik, weil der eigene Volksboden für eine solche keinen Maßstab bietet, die neue Kulturwelt in so großartiger Weise auch alles bisher Gewohnte und Bekannte überragt und so plötzlich sich erschließt, daß zur Gewinnung eines kritischen Maßstabes auch gar nicht einmal Zeit gelassen ist. So scheint auch unter unseren Volksschullehrern ein heißer Durst mehr aufnehmen zu wollen als nur das, was bewährt, was für alle Zeiten und für alle Völker von stets gleichbleibendem Werte ist. Auch hier ist eine gewisse Hast vielfach nicht zu verkennen, welche des tiefer gegründeten Urteils nüchterner Besonnenheit enttastend den ungegorenen Most neuen Wissens und Könnens mit dem altbewährten Kühltrunk aus dem Born der Wissenschaft verwechselt und ein Gebaren zeigt, als hätte sie sich in naiver Unbefangenheit jenes Wagner'sche Wort in vollem Ernste zum Wahlspruch erkoren: „zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen.“ Und die fleißigsten Arbeiter sind hier oft zugleich auch die hastigsten.

Wundern kann man sich nun darüber eigentlich auch nicht; man bedenke doch nur, was es damit auf sich hat, wenn ein Süngling aus den Durchschnittsverhältnissen unseres bisher der allgemeinen Weltkultur so ziemlich abgeschlossen gegenübergestandenen provinziell beschränkten Volkslebens im raschen Verlauf weniger Jahre zu Kenntnissen geführt, mit Anschauungen und Tatsachen bekannt gemacht wird, welche ihm eine durchaus neue Welt eröffnen, wenn er mittels Erlernung des

Friedrich Heilmann.

Deutschen in den Stand gesetzt wird, gleichsam mit beiden Füßen mitten in das Kulturleben der Gegenwart hineinzuspringen. Man denke sich den geistig gut beanlagten, mit naturwüchsigter Kraft sich dieser neuen Welt zuwendenden, mit ganzer Bereitwilligkeit sich ihr erschließenden jungen Mann, auf den wie mit einem Schläge alles einstürmt, was ihn den engen Schranken seines Volkslebens entrückt, man wird sich nicht wundern über die oben skizzierten Erscheinungen, wohl aber einen an sich berechtigten und erfreulichen Zug in dem Bestreben solcher der Durchschnittsbildung ihrer Volksgenossen weit Vorangeeilter erblicken, die Masse ihres Volkes möglichst rasch und zahlreich nach sich zu ziehen. Daß sie hierbei auf Bahnen sich bewegen, welche ihnen selbst geläufig sind, und solchen Zielen zustreben, welche in ihrer dermaligen Anschauung als erstrebenswerte Ideale glänzen, ist am Ende nur ganz natürlich. Freilich fragt es sich noch immer, ob diese Ziele und Bahnen an und für sich auch die richtigen, dem tiefsten Volksbedürfnis wahrhaft entsprechenden sind, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Frage von eminenter Bedeutung ist. Daß nun aber vorzugsweise unsere Volksschullehrer in den Reihen dieser für die Bildung des Volkes Interessierten anzutreffen sind, liegt gleichfalls in der Natur der gegenwärtigen Volks- und Schulzustände. Die Schullehrer können sich schon vermöge ihrer amtlichen Aufgaben einer auf Erhöhung der Volksbildung abzielenden Bewegung nicht entziehen, und sie sollen ja auch ein jeder an seinem Teil gerade in dieser Richtung wirken. Hier aber darf nicht unbeachtet bleiben, aus welchen Motiven das geschehen soll, auf welchen Wegen und zu welchen Zielen hin.

Die oben gekennzeichnete Hast hat eben noch einen anderen Erklärungsgrund, welcher nicht in dem gegenwärtigen Entwicklungsprozeß unserer Landbevölkerung, auch nicht in den eigenen Verhältnissen der Volksschullehrer zu suchen ist, und noch andere Motive, welche nicht aus dem Bewußtsein herzuleiten sind, daß es ihre Aufgabe ist, durch die gesamte Betätigung des eigenen Lebens, insonderheit durch treue Erfüllung der Berufspflichten an der Hebung der Gesamtbildung unseres Landvolkes positiv mitzuarbeiten. Die gesamte Bewegung in unserem Landvolke hat ja bekanntlich im Lauf der letzten 15 Jahre vielfach einen tendenziösen Zug separiert nationaler Bestrebungen ans Licht treten lassen, welche sich auch unverhohlen als

das geben, was sie tatsächlich sind, nämlich als Emanzipationsbestrebungen, welche darauf abzielen, dem Einfluß der hierzulande seit sieben Jahrhunderten in jeder Beziehung des öffentlichen Lebens zu maßgebender Geltung gelangten Kulturmacht der Deutschen das Leben des seinem eigenen Bewußtsein nach autochthonen Landvolkes zu entziehen, um dieses vernehmlich in politischer und sozialer Beziehung in autonomem Entwicklungsgange auf eine Stufe emporzuheben, welche einem der allgemeinen Weltkultur erschlossenen Volke wohlstandig ist. Solche Tendenzen werden bewußtmaßen zumeist von denjenigen gehegt, welche als die unverhältnismäßig rasch der Masse ihrer Volksgenossen Vorangeeilten ebensoweit gelangt sind, daß sie eines Gefühles der Isolierung von dem eigenen Volksboden sich nicht ganz erwehren können, andererseits doch aber als homines novi ihren Bildungsgenossen deutscher Herkunft gegenüber noch nicht das sichere Gefühl sozialer Gleichstellung empfinden. Daher nun das Emanzipationsbestreben und das tendenziöse Arbeiten auf eigene Hand. Vielfach sind nun eben auch unjere Volksschullehrer in den Bannkreis dieser Strömung gezogen worden, und es läßt sich auch vielfach schon fast so an, als sollte ihre Mitarbeit an der Volksschule umschlagen in ein mehr oder minder direktes Legen von Kontreminen gegen den ihrer Anschauung nach aufdringlichen Einfluß des deutschen Bildungselementes, welches dem gesamten Volksschulwesen in Livland bisher leitend und bestimmend vorgestanden und ihm zu seiner gegenwärtigen Gestalt verholfen hat. Eine solche Wendung hat nämlich die Mitarbeit unserer Landgenossen aus dem Volke schon mehrfach genommen, insofern pädagogische und methodologische Fragen der Schulpraxis ebenso wie die ganze Schulfache überhaupt in öffentlichen Vereinen, Tagesblättern, Broschüren in einer Weise behandelt werden, als wenn außer diesen von Berufs wegen oder auch unberufen als Arbeiter auf dem Gebiete der Volksschule auftretenden Schriftstellern eine völlig organisierte und staatlich autorisierte Oberleitung und Verwaltung der gesamten Volksschule in Livland gar nicht existierte, oder doch höchstens nur noch als antiquierter „Überrest mittelalterlicher Institutionen“ angesehen werden dürfte, über welchen man einfach zur Tagesordnung der Neuzeit überzugehen habe.

Hier droht eine sehr ernste Gefahr für die zukünftige Gestaltung der livländischen Volksschule. Gefahrdrohend ist nicht die Mitarbeit

unseres Landvolkes an seinen Schulen in seinen verhältnismäßig zu höherer Bildung gelangten Repräsentanten, nicht das in immer weiteren Kreisen erwachende Interesse an der Steigerung der Schulleistungen, nicht das selbsteigene Ventilieren und Verarbeiten der die Volksschule betreffenden Fragen und Materien, sondern gefährdend ist vielmehr die tendenziöse Emanzipation aller dieser Bestrebungen von den ordnungsmäßigen in geschichtlicher Entwicklung erwachsenen Organen und Institutionen unseres Volksschulwesens. Die Gefahr aber besteht darin, daß mit solch autonomem Vorgehen eine Isolierung ganz unvermeidlich sich einstellen muß, welche den Gesichtskreis nur verengern und den Blick für das, was im großen und ganzen sowohl, als hiermit in organischem Zusammenhange auch im einzelnen und kleinen nützt, nur beschränken kann. Und mit dem Abweisen aller *soi disant* von außen an unsere Volksschule herantretenden Einflüsse tun unsere in dieser Beziehung kurzichtigen Lettomanen und Estophilen im Grunde doch nichts anderes, als daß sie den Aft abzufügen eifrig bemüht sind, auf dem sie selber sitzen, und diejenigen Kanäle zu sperren geschäftig sind, durch welche unserer Volksschule Luft und Licht bisher zugeführt sind und auch wohl noch künftighin zugeführt werden müssen. Soll nun aber die Volksschule in Livland zum Schauplatz eines Emanzipationskrieges werden, der aus politischen und sozialen Motiven von den als Führer des Landvolkes sich Fühlenden angefacht ist und mit der Rücksichtslosigkeit entfesselter Leidenschaft geführt wird, um wie überall so auch in der Volksschule nationale Autonomie zu erkämpfen, so wird die Volksschule und das Landvolk selbst den Schaden davon haben. Soll dagegen unsere Volksschule durch positive Mitarbeit des Landvolkes selbst in gedeihlicher Weise gefördert werden, so darf sie nicht vom Lärm politischer und sozialer Leidenschaften und Tagesfragen wiederhallen. Denn bei stürmischem Wetter ist schlecht säen, und die Schule braucht Stille, vor allem aber den Dienst selbstverleugnender pietätvoller Liebe zu den Kinderseelen. — Die zweite Hauptbedingung für einen gesegneten Fortschritt unserer Volksschule in der Zukunft ist Eintracht und Einverständnis zwischen der Oberleitung des Volksschulwesens und zwischen den Mitarbeitern aus unserem Landvolk. Die Erfüllung dieser Bedingung muß unter den gegenwärtigen Verhältnissen in erster Linie von seiten unseres Volkes und seiner Spitzführer erkannt

und gewollt, in zweiter Linie aber auch durch wohlgesinntes und auf die wirklichen Bedürfnisse mit liebender Sorgfalt eingehendes Entgegenkommen der leitenden Organe unseres Volksschulinstitutes angebahnt und erleichtert werden.

Schließlich kommt hier nun noch ein dritter Hauptpunkt in Betracht, bei welchem ein solches einträchtiges Zusammenwirken mit voller Energie sich zu betätigen hat.

Seit 1819 ist der Hausunterricht in unseren livländischen Landeschulorganismus als ein integrierender Faktor eingegliedert worden. Der häusliche Unterricht bedingt einerseits wesentlich die Leistungskraft unserer Volksschule, und ist andererseits zugleich ein mächtiger Hebel für die Mitarbeit des Hauses an den Aufgaben der Schule. Denn durch die obligatorische Forderung des Hausunterrichtes wird das Bewußtsein solidarischer Verantwortlichkeit des Hauses für die Bildung der Hausjugend in Eltern und Brotherren immer wieder aufs neue geweckt und fortgehend wach erhalten und in dieser Beziehung auch die sittliche Seite der Volksbildung mit in den Aufgabekreis der Volksschule gestellt. In dieser eigentümlichen Stellung bildet der Hausunterricht einen bestimmt ausgeprägten Charakterzug des Volksschulwesens in Livland, welcher demselben wahrlich nicht zur Unzier gereicht. Denn schon Amos Comenius, der tiefblickende Pädagoge des 17. Jahrhunderts, hat in seiner „Muttereschule“ den häuslichen Unterricht allen Müttern dringend ans Herz gelegt, und Pestalozzi, der Vater der modernen Pädagogik, hat seinerzeit ganz unabhängig von Comenius dem mütterlichen Unterricht im Hause in wärmster Weise das Wort geredet. Und unser livländischer „Hausunterricht“ befindet sich ja auch in der Tat vorwiegend, wenn nicht fast ausschließlich, in den Händen der Mütter und Frauen. Es kann demnach nicht gleichgültig sein, ob diese es vermögen, durch ihren einfachen Unterricht Geist und Gemüt schon der Kleinen in verständiger Weise zu wecken und zu selbsttätiger Aufnahme des Dargebotenen anzuleiten, oder ob sie dieser Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen sind. Das ist mehr und mehr erkannt worden teils von verständigen und urteilsfähigen Leuten aus dem Volke selbst, teils von Freunden der Volksschule und Volksbildung unter den Gebildeten und Vermögenden des Landes. Die Sache ist aus lokaler Initiative nun auch bereits zu solcher Bedeutung gelangt, daß neuerdings die

Mädchenbildung unseres Landvolkes mehr und mehr zu einem Gegenstande öffentlichen Interesses zu werden angefangen hat. Für die Knaben gibt es in den Parochialschulen Fortbildungsanstalten, welche da anknüpfen, wo die Gemeindeschule abschließt, während für die Mädchen die gesamte Schulbildung in der Regel schon mit der Gemeindeschule aufhört. Wie oben mitgeteilt, besuchten im Jahre 1874 auch 674 Mädchen die Parochialschulen, in welchen 2934 Knaben ihren Unterricht empfangen. Zweierlei erhellt aus dieser statistischen Notiz: einmal, daß das Volk selbst ein lebhaft erwachendes Bedürfnis empfindet, seinen Töchtern eine über die Grenzen der Gemeindeschule hinausreichende Schulerziehung zu gewähren, sodann aber, daß dazu die bestehenden Knabenparochialschulen denn doch nicht der passende Ort dafür sein dürften. Denn vorerst wird anerkannt werden müssen, daß die Unterrichtsgegenstände der Parochialschule eben nach den bei der Knabenerziehung maßgebenden Zielen bemessen worden sind, während dabei auf die Mädchenerziehung keine besondere Rücksicht genommen werden konnte. Und zum anderen ist es aus pädagogischen Rücksichten nicht zu billigen, daß die Geschlechter nach vollendetem Gemeindeschulkursus, also nach dem 14. Lebensjahre noch ferner in gemischten Schulen ungetrennt unterrichtet werden sollen. Zum dritten aber wird die höhere Mädchenbildung des Landvolkes wesentlich andere und ihre eigenen Ziele zu verfolgen haben, soll sie anders dem Ganzen des Volkslebens zu Segen und Förderung gereichen.

Der Raum gestattet es nicht, ausführlicher auf diesen Gegenstand einzugehen; einige Andeutungen werden überdies genügen, um den Sinn des eben Gesagten zu erläutern.

Ackerbau und Viehzucht bilden in Livland zurzeit die materiellen Grundlagen des Volkslebens. Das Gros der Landbevölkerung zerfällt in Landbesitzende und landlose Leute. Aus der letzteren Kategorie findet eine bedeutende Zahl bei den Landbesitzenden Arbeit und Brot als frei gedungenes Hausgesinde. Der Überrest aber findet nicht in allen Gegenden des Landes durch Gewerbe und Fabriken Brot und Arbeit. Ein Teil zieht in die Städte, ein Teil wandert nach Rußland und Litaunen, ein Teil aber, und das ist nicht der kleinste, bleibt im Lande und auf dem Lande, landlos und zum Teil auch haltlos — in bezeichnender Weise noch in der Bauerverordnung von 1819 „Loz-

treiber“ genannt. Hier droht ein Proletariat sich zu entwickeln, wie es in einigen Gegenden des Landes bereits vorhanden ist und auch schon Anlaß zu ernster Erwägung gegeben hat. Was nun auch die Volkswirte hier für das Richtige halten mögen, eins steht fest: dem Geist des Proletariats wirkt am nachhaltigsten ein geordnetes Familienleben entgegen, und das Familienleben wird sich stets nach der Hausfrau und Mutter richten. Gute Hausfrauen und verständige Mütter wachsen aber nicht wild, sondern werden erzogen. Die kleinen Leute unseres ländlichen Proletariats können ihre Töchter nicht lange bei sich behalten, weil sie zu arm dazu sind; sie müssen sie schon früh zu einem Landbesitzenden in Dienst geben als Hütekinder, als Kinderwärterin, später als Magd usw. Wie wichtig ist es doch da, wenn diese Kinder in ein Familienleben kommen, wo die Hausfrau verständig und tüchtig waltet, und auch das fremde um Brot und Kleidung dienstuende und in ihrem Hause aufwachsende Kind in rechter Weise zu erziehen versteht. Die Haushaltungen der selbständigen Wirtschaften müssen für die kleinen Leute Muster und Schule zugleich sein können. Dazu werden sie aber nur, wenn auch die höhere Mädchenbildung des Volkes in gesunder Weise in Angriff genommen und gefördert wird.

Was außerdem eine tüchtige Hausfrau und Mutter in volkswirtschaftlicher Beziehung wiegt, ist hier nicht nötig auszuführen. Es genügt, nur noch daran zu erinnern, daß nicht nur in den von feinerer Bildung beherrschten Kreisen der Gesellschaft, sondern ebenso auch im Bauerhause und in der Tagelöhnerhütte die Frauen zu Hüterinnen der Gemütsbildung und der Gesittung berufen sind, und daß unsere livländische Volksschulverfassung, wie schon hervorgehoben, die Frau aus dem Volke wenn auch nicht namentlich und ausdrücklich, so doch tatsächlich zur Lehrerin der Kinder des Hauses bestellt. Sie ist hier die unmittelbar berufene Mitarbeiterin an der Volksschule und an der Volksbildung.

Man hat nun in neuester Zeit angefangen, Parochialschulen für Mädchen zu gründen; es existieren im ganzen erst ihrer sieben, drei im Lettischen und vier im Estnischen. Die Oberlandsschulbehörde hat diesem jüngsten Zweig unseres Volksschulwesens auch bereits ihre Aufmerksamkeit zugewandt, auch in der Instruktion von 1874 schon in vorausblickender Fürsorge die Stellung gekennzeichnet, welche diesen

Anstalten im Gesamtorganismus der livländischen Volksschule anzuweisen sein wird. Die Sache ist erst im Werden; Livland zählt 124 Kirchspiele, und noch fehlen in 117 Kirchspielen solche Schulen, deren Aufgabe es sein müßte, die Mädchen aus dem Volke für ihren beruflichen Beruf als Hauswirtinnen und Mütter in praktisch gesunder Weise vorzubereiten, nicht zum geringsten Teile auch dadurch, daß die Mädchen in Hinsicht auf ihre Schulkenntnisse weiter gefördert werden, als es die Gemeindefschule tun kann.

Hier ist noch eine Aufgabe von Wichtigkeit und tiefgehender Bedeutung zu lösen. An dieser Lösung hat unsere livländische lutherische Bevölkerung in einträchtigem Einverständnis zu arbeiten, als festes Ziel dabei stets im Auge behaltend, daß solche Schulen nicht Gouvernanten bilden, sondern verständige Hausfrauen und Mütter erziehen sollen, welche es verstehen, die durch ihre berufsmäßige Stellung ihnen auferlegte Arbeit zu leisten. Auf diese Mitarbeit unseres Volkes am inneren Ausbau seiner Schulen, so still und bescheiden sie sich vollzieht, wird sehr viel für das gedeihliche Wachstum der Volksschule in Livland ankommen. Sie ist auch im Grunde die folgenreichste, ja die wertvollste, weil ihrem innersten Wesen nach nichts Geringeres, als der Dienst der Mutterliebe. Wenn unser Landvolk erst durchweg in seinen Frauen und Müttern an der Erziehung und Unterweisung seiner heranwachsenden Jugend im Hause in solcher Weise verständig und treu mitzuarbeiten vermag, dann wird unser Landvolk selbst wirklich das Beste tun für Erhaltung und Förderung der Volksschule in Livland.

Fassen wir schließlich in Kürze zusammen, was sich bei einem Ausblick in die Zukunft der „livländischen Landschulen evangelisch-lutherischer Konfession“ als wesentliche Bedingung für ihre ungestörte, gedeihliche Fortentwicklung zu erkennen gibt, so wird es sich dahin formulieren lassen:

1. Fortgehende wohlgesinnte Fürsorge der Großgrundbesitzer unseres Landes für die Volksschule unter der bewährten Oberleitung der livländischen Oberlandschulbehörde.

2. Einlenken der auf eigene Hand sich betätigenden Mitarbeit unseres Landvolkes in die durch den geschichtlich erwachsenen Organis-

mus des livländischen Volksschulwesens vorgezeichneten Bahnen, behufs einträchtigen und einheitlichen Zusammenwirkens aller in den Dienst der Volksschule sich stellenden Kräfte des Landes.

3. Ausbau unseres Volksschulwesens nach der Seite der höheren Mädchenbildung behufs intensiver Mitarbeit des ganzen Volkes in Familie und Haus an seiner Schule, an seiner Gesittung und an seiner Gesamtbildung.

Als selbstverständlich gilt bei dem allem die Voraussetzung des fortgehenden Schutzes seitens unserer hohen Staatsregierung, und ungestörten äußeren Landfriedens. Vor allem und über alles aber wird unsere Arbeit des Segens Gottes nicht entraten dürfen, und darum von uns immer nur als eine Saat auf Hoffnung getan werden müssen, für welche wir Wachstum und Gedeihen von dem erbitten und erwarten, an dessen Segen zuletzt doch alles gelegen ist.

Lippert & Co. (W. Pöy'sche Buchdr.), Naumburg a. S.